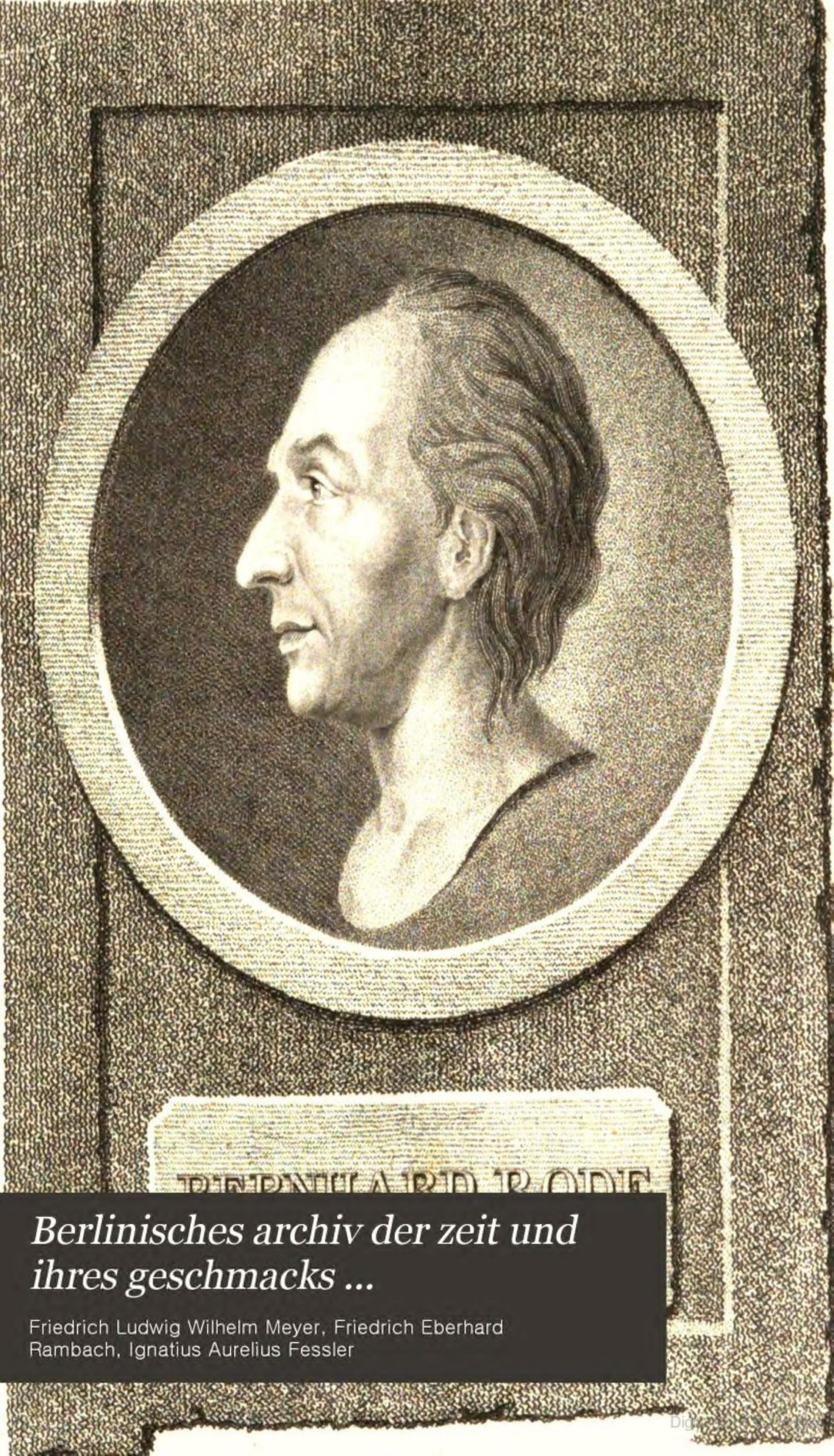
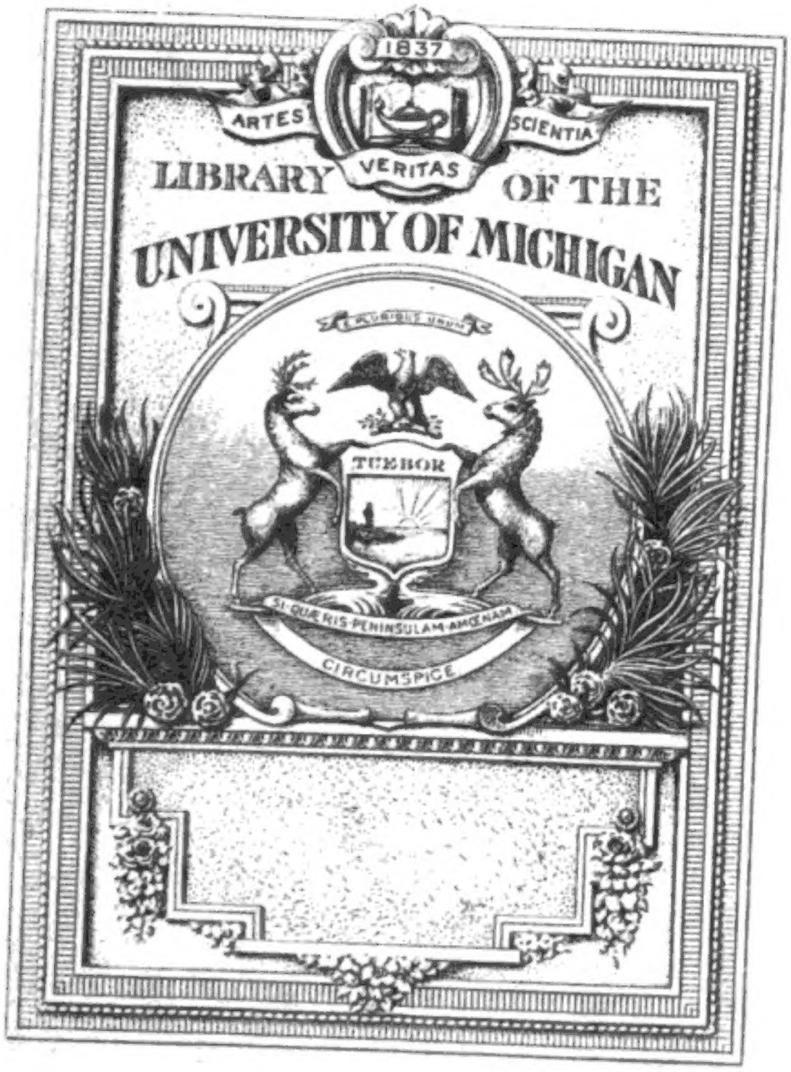


Berlinisches archiv der zeit und ihres geschmacks ...

Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Friedrich Eberhard Rambach, Ignatius Aurelius Fessler

compl.
1 Portrait & 1 Modekupfer

Tl. XVIII. N. 7. p. 171
106.



Digitized by Google

a 13640/8

AP
30
.B5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FERDINAND BOL

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Quae vereri deberent, etiam si percipere non possent.

Cicero.

Jahrgang 1797.

C. Männig

Zweiter Band.

Julius bis December.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1797.

Digitized by Google

Faculty Res. fd.
Project 23
Halle
12-14-29
254935

Inhalt

des

zweiten Bandes.

Julius.

I. Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Junius 1797. . . . . Seite 1

II. Ueber die italieniſche Komödie. Von Herrn Grafen von Vargas . . . . . — 27

III. Hat Schlözer Recht, wenn er in ſeiner Weltgeſchichte ſagt: „dumme Menſchen zu ihrem Glücke zwingen, heißt ſie regieren; die meiſten Menſchen ſind dumm, müſſen alſo regiert werden?“ Von Herrn Profeſſor Schummel in Breslau. . . . . — 44

IV. Die Kinderzucht. Eine Satyre von Herrn Bothe. — 67

V. Der Speſſart. Eine Novelle. . . . . — 74

VI. Gedichte von Marie Mnioch gebohrne Schmidt. — 87

1. Der Schillerſche Muſenalmanach für 1797. . . — ib.

2. Terpſichore von Herder. . . . . — 91

3. Das Sprichwort: Hin iſt hin! Hin kehrt nicht wieder. . . . . — ib.

4. Pygmalion und Eliſe. . . . . — 92

VII. An die ausländiſchen gelehrten Männer, die den Beinamen unſers Friedrich des Zweiten nicht nachſprechen wollen. Beim Leſen in der Minerva, April 1797. S. 130. Von Herrn Canonicus Gleim. . — 94

VIII. Beim Leſen in der Frau von Blumenthal Lebensbeſchreibung des Generals von Zieten. Von Herrn Canonicus Gleim. . . . . — 95

Digitized by Google

XI. Beim Anschaun der Bildsäule Zietens von Schadow. Von Herrn Canonicus Gleim. . . . . Seite 95
X. Beim Anblick des bekannten Chodowieckyschen Kupferstichs: der schlafende Zieten. Von Herrn Canonikus Gleim. . . . . — 96

August.

I. Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Julius 1797. . . . . — 97
II. Bemerkungen über die ersten Kriege der Römer in Deutschland, und ihren Einfluß auf die Deutschen. Von Herrn W. Süvern. . . . . — 111
III. Ueber Lievland. Dritter Brief von H. . . . — 129
IV. Ueber Schwärmer und Sittenrichter. Beitrag zur Charakteristik . . . . . — 147
V. Demonstrativer Beweis, daß Hunt kein Kantianer ist. — 156
VI. Fum-Hoam, oder die Seelenwanderung. Von Hrn. C. Große. . . . . — 167
VII. Noch einige Gedichte von Marie Mnioch gebohrne Schmidt. . . . . — 190

September.

I. Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des August 1797. . . . . — 193
II. Ueber das Privatleben der Deutschen, nach der Völkerwanderung, und vor Karl dem Großen. Von Herrn Herzog. . . . . — 200
III. Ueber die bronzenen Arbeiten zu Stockholm und St. Petersburg. Von Herrn Rector und Hofbildhauer Schadow. . . . . — 213
IV. Die Brüder; ein dramatisches Gemälde. Von Herrn Professor Rambach. . . . . — 224
V. Fum-Hoam oder die Seelenwanderung. Von Herrn C. Große. (Beschluß.) . . . . . — 251
VI. Etwas über die Griechen. An unsre Damen. Von Frau v. Klenk. . . . . — 278
VII. Erfindung der Schrift. Von Hrn. Freudentheil. — 286

Digitized by Google

October.

I. Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Septembers 1797. . . . . Seite 289
II. Ueber die italienische Komedie. Von Herrn Grafen von Vargas. (Fortsetzung.) . . . . . — 294
III. Ueber das Privatleben der Deutschen nach der Völkerwanderung, und vor Karl dem Großen. Von Herrn Herzog. (Beschluß.) . . . . . — 314
IV. Ueber die innere Einrichtung der Stiftshütte. Ein Beitrag zur Geschichte der Elektricität. An Herrn Hofrath und Professor Lichtenberg in Göttingen. Von Herrn Bendavid. . . . . — 328
V. Ueber Lievland. Vierter Brief von H. . . . . — 342
VI. Elegie von P. Lotichius, übersetzt von S...n. — 350
VII. Die Vernunft. Eine Satyre von Herrn Bothe. — 355
VIII. Der redende Hut. Von Herrn C. Große. . — 359
IX. Das ächte Glück. Eine Epistel von Fr. von Zinck. — 375
X. Der Friede. Von Herrn Freudentheil. . . — 379
XI. Raphael, von sich selbst gemahlt, im vatikanischen Pallast. Nach dem Italiänischen des Zappi. Von Herrn Prediger Jenisch. . . . . — 381
XII. Auf den berühmten Marmorkoloß, Moses, in der Peterskirche, von Michel-Angelo. Nach dem Italiänischen des Zappi. Von Herrn Prediger Jenisch. . . . . — 384
XIII. Rangstreit der Feder und des Degens. Von Herrn Rektor Sangerhausen. . . . . — 383

November.

I. Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Octobers 1797 . . . . . Seite 385
II. Ueber Humanität, als den Quell und das Ziel alles Schönen in der Kunst. Von Hrn. Prof. Rambach — 402
III. Gedächtnißrede auf den verstorbenen Direktor der Akademie der Künste zu Berlin, Hrn. Bernhard Rode. Von Hrn. Prof. Ramler . . . . . — 417

IV. An Herrn Bernhard Rode. Von Hrn. Prof. Ramler . . . . . — 427
V. Die Literaten. Eine Satyre von Hrn. Bothe — 436
VI. Aus einem Briefe von Rom . . . . . — 444
VII. Der Weihnachtabend. Ein kleines Gemälde aus dem häuslichen Leben . . . . . — 446
VIII. Die beste Welt. Eine Epistel von Hrn. Fr. von Zinck — 468
IX. Zwei Gedichte von Hrn. Prediger Bindemann.
1) Erinnerung im Herbst . . . . . — 475
2) An die Schwalben . . . . . — 478

December.

I. Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des November 1797. . . . . — 481
II. Ueber den Kunstschatz des Königlich-Preußischen Hauses. Eine Vorlesung, gehalten bei der öffentlichen Sitzung der Akademie der schönen Künste und mechanischen Wissenschaften, den 25. Sept. 1797. Von Herrn Hofrath Hirt. . . . . — 499
III. Nachtrag zu dem Aufsatze: Ueber die innere Einrichtung der Stiftshütte. Von Herrn Bendavid. . . . . — 525
IV. Denkwürdigkeiten in Rücksicht auf den Geist der Zeit, während des französischen Krieges gesammelt. — 529
V. Der Weihnachtabend. Ein kleines Gemälde aus dem häuslichen Leben. (Beschluß.) . . . . . — 542
VI. Daphne. . . . . — 559
VII. An Jean Paul. . . . . — 569
VIII. Der Herbstnebel. Von Hrn. Seemann. . . — 571
IX. Ein Wort über die neuesten Moden (als Erklärung des Kupfers.) . . . . . — 573

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Julius 1797.

I.

Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten.

Am Anfange des Junius 1797.

Seitdem Buonaparte zu Goeß bei Leoben, am 18ten April, die Präliminarien eines Friedensvertrages mit den Geschäftsträgern des Kaisers unterzeichnete, verschwindet überall immer mehr und mehr das furchtbare Ansehen des Krieges. Der Frühling schmückt die Fluren und ladet zu einem Genusse ein, dem der Friede durch Frohsinn und Harmlosigkeit die Weihe giebt. — Zwar stehen noch in manchen Gegenden des angefochtenen Deutschlands die Armeen der siegreichen Franzosen; aber dies scheint mehr in der Absicht zu geschehen, dem Frieden, der auf diese Art mit den Waffen in der Hand geschlossen wird, alle seine Würde und diejenige Festigkeit und Dauer zu geben, die ihm um so lebhafter zu wünschen ist, da er in Rücksicht seiner Ausdehnung und der Erbitterung von beiden Seiten in der Geschichte schwerlich seines gleichen hat. Zu einem gleichen Zwecke scheint die seit den letzten Jahren ungewöhnliche Verschweigung der Friedenspräliminarien, selbst von der französischen Regierung, strenger beobachtet zu werden: denn ausser den neulich schon angeführten drei Punkten ist noch nichts wei-

ter bekannt geworden. Es scheinen auch in der That diese Präliminarien mehr den Frieden Frankreichs mit dem Hause Oestreich, oder dem deutschen Kaiser als Könige von Ungarn und Böhmen und Erzherzoge von Oestreich, zu begründen, und nur insofern als dadurch die Integrität des deutschen Reichs gesichert worden, und dem Reiche, seit dem Frieden Oestreichs mit seinen Feinden, der Widerstand gegen eine so große Macht unmöglich geworden wäre, die Grundlage eines allgemeinen Reichsfriedens sein zu können. Einstellung aller Feindseligkeiten ist die erste glückliche Folge dieses Vereins, dessen Festigkeit, bei dem sich so mannigfach kreuzenden Interesse der theilnehmenden Partheien, das tiefste Nachdenken der Staatskenntniß und Staatserfahrenheit erfordert.

Die Armeen der Franzosen am Rhein, über deren Stellung zu Heidelberg eine Berathschlagung zwischen den beiderseitigen Feldherrn gehalten wurde, haben nicht allein die ihnen daselbst angewiesenen Plätze eingenommen, sondern sich ihrem Vaterlande immer mehr genähert. Das Moreausche Heer, welches sich hinter der Speierbach setzen sollte, ist, wie es heißt, seiner beträchtlichsten Anzahl nach schon wieder über den Rhein zurückgegangen, und auch die Sambre- und Maasarmee nähert sich immer mehr dem Vaterlande, indem ihre Reuterei schon größtentheils die Rückkehr angetreten hat. Selbst ihr Feldherr Hoche ist nach Paris zurückgekehrt, um, wie man vermuthet, eine Unternehmung, die ihm schon einmal anvertraut war, eine Landung in Irrland, die gleich stark von den Unruhen in dieser Insel und auf der englischen Flotte begünstigt wird, von neuem zu übernehmen. — Und selbst so lange diese Truppen noch auf deutschem Boden waren, gewährte die Eintracht derselben mit den nun versöhnten Feinden einen rührenden Anblick.

Als Hoche zu Frankfurt zum Besuch war, und Bernadotte auf seinem Rückzuge nach Italien sich in Leoben aufhielt, entstand an beiden Orten eine Feuersbrunst, und die Feldherrn, welche kurz zuvor noch bereit gewesen waren, Feuer in diese Städte zu werfen, eilten nun mit ihren Schaaren herbei, es zu löschen. — Auch ist es der Freimüthigkeit deutscher Männer zu Düsseldorf gelungen, gegen den militärischen Terrorism, mit welchem der französische Brigadechef Miquelferiet die der Stadt auferlegte harte Contribution einzutreiben drohte, die Rechte und Forderungen der Menschlichkeit bei dem obersten Feldherrn Hoche geltend zu machen, der in einem Schreiben an den General Championet erklärte, daß Drohungen der Art von unwissenden und grausamen Vandalen herrühren müßten, daß er Miquelferiet und seine Theilnehmer zurückberufen und zur Strafe ziehen solle. Eben so sind Einwendungen gegen manche andere Contributionen, welche dieses Heer ausschrieb, nicht ohne glücklichen Erfolg gewesen.

Das siegreiche friedenstiftende Heer Buonaparte's hat nun auch ganz das deutsche und östreichische Gebiet geräumt; die Truppen des Kaisers folgten ihm und nahmen die von ihm verlassenen Orte in Besitz. Diese stehen bereits auf italiänischem Boden, und werden vielleicht bald auch Mantua wieder besetzen. Klagenfurth, Görz und Triest waren die Orte, welche die Franzosen zuletzt verließen. Von Triest ist auch am 17ten Mai der Commandant Sibille mit einer französischen Flotte von neun Fregatten und andern Fahrzeugen gegen Venedig abgesegelt.

So ist die Ruhe überall auf deutschem Boden wieder hergestellt. Der Kaiser, der sich wieder im Schooße seiner Familie befindet, belohnt die ihm bewiesene Treue durch Denkmün-

zen und Ehrenbezeugungen. Auch der Magistrat von Wien hat denen Männern, welche die Vertheidigung der Stadt anordneten und leiteten, dem Prinzen von Würtemberg und dem Grafen von Saurau, nicht allein das Bürgerrecht ertheilt, sondern auch bronzene Büsten im Zeughause der Bürger errichten zu lassen beschlossen. Nach Görz, wo man die Franzosen mit zu vorschneller Bereitwilligkeit empfing, hat der Kaiser eine Untersuchungskommission gesandt, und an die Tyroler, die im Gefühl ihrer Kraft und dem Bewußtsein ihrer geleisteten Dienste, minder geneigt zur Ruhe scheinen, eine Ermahnung erlassen. Wie es heißt, wird er selbst mit seiner Familie nach Inspruck gehen, und dadurch eben so sehr dem Stolze dieser Nation schmeicheln, als sich die Zuneigung des unruhigen Bergbewohners erwerben. — Alles geht übrigens gern zu stiller verdienstvoller Thätigkeit des Friedens zurück, und bereitet sich zu zeigen, daß man eben so viel Achtung für friedliche Bürgertugenden, als zur Zeit der Gefahr Muth, Patriotismus und Trieb zur Aufopferung habe.

Dem jungen Helden, der in einem einzigen Jahre ganz Italien überwand, einige Staaten desselben mit den Waffen in der Hand, andere schon durch entfernte Drohungen zu einem theuer erkauften Frieden zwang, der einer neuen Republik ihr Dasein gab, und durch seine entscheidenden Schläge entfernte Provinzen mit seinem Vaterlande vereinigte, und ihm einen allgemeinen Frieden auf dem festen Lande gewann, — Buonaparte, war es aufbehalten, mit seinem durch ununterbrochene Siege und unerschütterliche Tapferkeit furchtbaren Heere, selbst auf dem Rückzuge noch, gleichsam nur im Vorübergehen, einem alten festgegründeten Staate, dessen Verfassung Jahrhunderten, und einer Menge von Stürmen rund umher getrotzt

hatte, eine neue Einrichtung zu geben. Mit Bewunderung hat Europa gesehen, wie Venedig mit seltner Festigkeit seiner Neutralität getreu blieb, wie weder Drohungen noch Schmeicheleien, noch Gewaltthätigkeiten es von seinem angenommenen System abbringen konnten. Ludwig der XVIII lebte in Verona wie jeder andere Fremdling, und genoß keiner ehrenvollen Bezeugung des Staats. Oestreicher und Franzosen machten wechselsweise das Gebiet von Venedig zum Schauplatz ihrer Gefechte oder Lager, und der Staat schien dies alles wie eine Nothwendigkeit zu betrachten, der es fruchtlos gewesen wäre, sich zu widersetzen. — Es ist jetzt unmöglich zu entscheiden, welche von den mancherlei denkbaren vielen Ursachen hier eigentlich thätig gewesen ist, ob die Feinde Frankreichs sich von einem abgeschnittenen Rückzuge der Franzosen viel versprachen, und ihn durch die venetianische Macht zu bewirken glaubten; ob die Regierung dieses Staats sich dadurch aus ihrer kalten Ruhe aufbringen ließ, oder ob die in Bergamo u. s. w. ausgebrochene Revolution den ersten Anlaß dazu gab, und von den Franzosen als ein Mittel zu diesem Zwecke gebraucht ward. — Fragen dieser Art entscheidet die Zeit, die nicht dazu gemacht ist, die Gründe und Mittel solcher Ereignisse zu verschweigen. Sie früher beantworten zu wollen, wäre Arroganz.

Die Unruhen, welche im Venetianischen zwischen Bergamo und Salo u. s. w. vorgefallen sind, die Zufälle, welche die Franzosen zwangen, sich entscheidend in dieselben zu mischen, nebst der Anfrage Buonaparte's an Venedig, ob es Krieg oder Frieden wünsche, sind schon im vorhergehenden erwähnt. — Hiermit war aber die Sache nicht entschieden. Die bewaffneten venetianischen Bauern, von einer Anzahl Slavonier und Dalmatier unterstützt, hatten sich der Stadt Verona bemächtigt,

und die franzöſiſche Beſatzung unter dem General Balland in der Citadelle eingeſchloſſen. Kilmaine und Landrieux eilten mit lombardiſchen und franzöſiſchen Truppen herbei; es kam zwiſchen den letztern und den venetianiſchen Truppen zwiſchen Verona und Peſchiera am 20ſten April zu einem ſehr heftigen Gefechte, in welchem die Franzoſen in Gefahr waren, eingeſchloſſen zu werden. Die ganze gegen ſie verſammelte Macht beſtand etwa aus 4500 Mann, von welchen ein beträchtlicher Theil unter dem venezianiſchen Oberſten Ferro ſich in das Dorf Croce bianca geworfen, und in einem großen Gebäude daſelbſt mit allem Waffenvorrath verſchanzt hatte. Der General-Adjutant Devaux nahm dies Dorf und fünf Kanonen weg, die er auf die Venezianer richtete; eine Kugel derſelben trift das angeführte Gebäude, zündet das Pulvermagazin, und ſprengt ſo das ganze Haus in die Luft. Fünfhundert Slavonier mit ihren Anführern, Pferden und Wagen wurden hier vernichtet. Dies entſchied; alle übrigen wurden von den Franzoſen, die mit einer unaufhaltbaren Erbitterung fochten, entweder niedergehauen oder gefangen genommen Die Zahl der letztern betrug nur 105. — Kilmaine und Victor rückten unterdeſſen mit ihren Schaaren immer näher auf Verona, und das Geſchütz der Belagerten im Kaſtel ſpielte immer auf die Stadt, wo an mehreren Orten Feuer entſtand. Funfzehntauſend Franzoſen ſtanden am 23ſten April vor Verona, und das ſchreckliche Schickſal der Vertheidiger von Croce bianca, ſo wie die Ueberlegung, daß einer ſolchen Macht kein Widerſtand zu leiſten ſei, ließ die Venezianer in Verona eine Capitulation wünſchen. Sie erhielten ſie am 24ſten April, und mit ihr Sicherheit der Perſonen, des Eigenthums und Freiheit des Gottesdienſtes. Die venezianiſchen Beamten und Heerführer hatten mit der Neu-

terei in der Nacht die Stadt verlassen. Die Befreier besetzten ein Thor, und ihre aus der Citadelle befreiten Brüder nahmen die übrigen Theile der Stadt ein. Dreitausend Slavonier, die bewaffneten Venezianer nicht gerechnet, wurden zu Gefangenen gemacht, die Häupter des Aufstandes in die Citadelle gebracht, und mehrere Geiseln für eine hohe Contribution ausgehoben.

Während dieser Vorfälle war es dem östreichischen General Loudon, der von Tyrol herab vorgedrungen war, durch die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien unmöglich gemacht, den venezianischen Empörern den Beistand zu leisten, auf welchen sie gerechnet zu haben schienen. Die bald nachher zurückgekehrte Armee Buonaparte's, die durch einen vereinigten Marsch in drei Kolonnen durch das Friaul, durch die Polesina von Rovigo und durch das Veronesische vorrückte, vernichtete vollends alle Hoffnungen, welche die Venezianer genährt hatten. Am Ende des April war das ganze feste Land dieses Freistaats in den Händen der Franzosen; die Aufrührer wurden überall entwaffnet, die Häupter der Regierung verjagt, die Truppen gefangen oder entwaffnet, und die Officiere verpflichtet, ihre Uniform abzulegen. Bei allen diesen Besitznehmungen ist kein Blut vergossen, die Einwohner von Vicenza und Padua öffneten ihre Thore und sandten den Franzosen Deputationen entgegen. Am 30sten April stand ihr Vortrab schon bei Fusina, Venedig gegenüber, welches allein durch seine Lage geschützt war. Ueberall sind in den Städten höchste Gewalthaber im Namen der französischen Republik bestellt, das Wapen der venezianischen Republik abgerissen, und die französischen Geschäftsträger hatten Befehl, die Güter der Adlichen aufzuzeichnen, und die Einkünfte derselben einzuziehen.

Jetzt erklärten die französischen Generale, daß ihr Freistaat die Revolution von Brescia, an welcher sie bisher gar keinen Antheil nehmen wollten, schützen werde, und forderten die einzelnen Städte auf, Abgeordnete nach Brescia zu schicken. Auch gab General Chabrau den Einwohnern von Salo eine Contribution von 100,000 Livres, die ihm schon ausgezahlt war, als Freunden zurück, da sie die erwähnten Bedingungen erfüllt hatten Die neuen Municipalitäten in Padua, Verona und Vicenza machten die Aufhebung des Adels und aller Privilegien bekannt, wie dies schon vorher in der cispadanischen Republik und in Bologna geschehen war, woraus man auf eine Einverleibung dieser Provinzen in den neuen Freistaat schließen zu können glaubt.

Der Senat von Venedig konnte bei allem diesem um so weniger unthätig bleiben, da am entgegenstehenden Ufer der Hauptstadt sich eine Macht von 20,000 Franzosen sammelte, und alle Kräfte, welche die Republik aufgeboten hätte, mit wenigen Schlägen niedergeschmettert waren. Von dem Erfolge, welchen eine Unterhandlung mehrerer Senatoren von Venedig mit Buonaparte, die in der Laguna von Murghera am 1sten und 2ten Mai statt fand, ist wenig bekannt geworden; vielleicht bestand er allein in einem Waffenstillstande von wenigen Tagen: denn so lange herrschte Ruhe um Venedig her.

Am 3ten Mai erließ Buonaparte, jener Unterhandlung ohnerachtet, folgendes drohende und entscheidende Manifest an die venezianische Republik, welches wir, da es über die Feindseligkeiten beider Freistaaten und die Begebenheiten Licht giebt, hier ganz aufnehmen.

Manifest.

Im Hauptquartier zu Palma-Nuova,
den 14ten Floreal. (3. Mai.)

Buonaparte, General en Chef der italienischen Armee.

Während die französische Armee in den engen Pässen von Steiermark engagirt ist, und Italien und die vornehmsten Etablissements der Armee, in welchen bloß eine kleine Anzahl von Bataillons zurückgeblieben, weit hinter sich gelassen hat, beträgt sich die Regierung auf folgende Weise: 1) Sie benutzt die heilige Woche, um, außer zehn Regimentern Sklavoniern, 40000 Bauern zu bewaffnen, organisirt selbige in mehrere Corps, und schickt sie nach verschiedenen Gegenden, um alle Kommunikation zwischen der französischen Armee und den Provinzen, die selbiger im Rücken sind, aufzuheben. 2) Außerordentliche Kommissarien, Flinten, Munitionen aller Art, und eine große Anzahl Kanonen gehen aus Venedig ab, um die Organisation der verschiedenen Corps d'Armee zu vollenden. 3) Man läßt auf dem vesten Gebiet von Venedig alle diejenigen arretiren, die uns gut aufgenommen haben, man überhäuft mit Wohlthaten und mit dem Zutrauen der Regierung alle diejenigen, von denen man weiß, daß sie die Franzosen wüthend hassen, und besonders die vierzehn Verschwörer von Verona, welche der Proveditore Prioli vor drei Monaten hatte arretiren lassen, weil eine Massacre der Franzosen von ihnen entworfen worden war. 4) Auf den Caffee-Häusern und auf allen öffentlichen Plätzen zu Venedig insulsirt und mishandelt man die Franzosen, und giebt ihnen die beleidigenden Namen von Jakobinern, Königsmördern, und Atheisten. Die Franzosen müssen sich aus Venedig entfernen, und bald darauf verbietet man ihnen,

wieder dahin zurückzukehren. 5) Man befiehlt dem Volke zu Padua, Vicenza und Verona, die Waffen zu ergreifen, die verschiedenen Corps d'Armee zu unterstützen, und neue sicilianische Vespern anzufangen. „Dem Löwen des heiligen Marcus kam es zu, (sagen die venetianischen Offiziere) das Sprüchwort wahr zu machen: daß Italien das Grab der Franzosen ist." 6) Die Priester predigen von den Kanzeln den Kreuzzug gegen die Franzosen — und die Priester im Venetianischen sagen niemals etwas anders, als was die Regierung will. Pamphlets, hinterlistige Proklamationen, und anonymische Briefe werden in den verschiedenen Städten gedruckt, und fangen an, alle Köpfe in Gährung zu bringen; — und in einem Staate, wo die Preßfreiheit nicht erlaubt ist, und unter einer Regierung, die eben so gefürchtet, als im Stillen verabscheuet wird, verlegen die Drucker und verfertigen die Schriftsteller nichts, als das, was der Senat will. 7) Alles lächelt anfangs dem treulosen Projekt der Regierung entgegen. Das französische Blut fließt von allen Seiten; auf allen Heerstraßen fängt man unsere Convoys, unsere Couriere und alles auf, was mit der Armee in Verbindung steht. 8) Zu Padua ermordet man einen Bataillonschef und zwei andere Franzosen. Zu Castiglione di Mort werden unsre Soldaten entwaffnet und massacrirt. Auf den Heerstraßen von Mantua nach Legnago und von Casanno nach Verona werden über zweihundert Franzosen ermordet. 9) Zwei französische Bataillone, die wieder zu der Armee stoßen wollen, treffen bei Chiari eine Division der venetianischen Armee an, die sich dem Durchmarsch derselben widersetzen will. Es kommt zu einem hartnäckigen Kampf, und unsre braven Soldaten bahnen sich einen Weg, indem sie die treulosen Feinde in die Flucht schlagen. 10) Zu Valleggio

kommt es zu einem andern Gefecht; auch zu Desenzano muß man sich von neuem schlagen. Allenthalben sind die Franzosen wenig zahlreich; allein sie wissen wohl, daß man nicht auf die Stärke der feindlichen Bataillone rechnet, wenn selbige nur aus Meuchelmördern bestehen. 11) Am zweiten Ostertage werden alle Franzosen unter dem Geläute der Glocken in Verona ermordet. Man schont weder die Kranken in den Hospitälern, noch diejenigen, die in der Besserung sind, die in den Straßen herumspaziren, und die man in die Etsch wirft, in welchem Flusse sie — mit tausend Dolchen durchbohrt — ihr Leben aufgeben. Ueber vierhundert Franzosen werden ermordet. 12) Seit acht Tagen belagert die venetianische Armee die drei Casteele oder Schlösser von Verona. Die Kanonen, die sie auf die Batterien gebracht, werden ihr mit dem Bajonett genommen. Man feuert auf die Stadt, und die bewegliche Kolonne, die hierauf zukommt, schlägt die Niederträchtigen und Feigen völlig in die Flucht, und macht dreitausend Gefangene, worunter verschiedene venetianische Generale. 13) 14) Das Haus des französischen Consuls zu Zante, in Dalmatien, wird in Brand gesteckt. Ein venetianisches Schiff nimmt eine östreichische Convoy unter seinen Schutz, und schießt mehrere Kanonen auf die französische Fregatte la Brune ab. 15) „Der Befreier Italiens," ein Schiff der Republik, welches bloß drei bis vier kleine Kanonen führt, und nur vierzig Mann an Bord hat, wird in dem Hafen von Venedig in Grund geschossen, und zwar auf Befehl des Senats. Als der junge und brave Langier, Lieutenant dieses Schiffs, durch das Geschütz des Forts und der Admirals Galeere angegriffen, und von beiden nur einen Pistolenschuß weit entfernt ist, befiehlt er seiner Equipage, sich in den Raum des Schiffs zu begeben; er

allein steigt mitten unter einem Kartätschen-Hagel aufs Verdeck, und sucht durch seine Reden die Wuth seiner Mörder zu entwaffnen; allein er wird auf die Stelle zu Boden gestreckt. Seine Mannschaft wirft sich ins Meer, und wird von sechs Schaluppen verfolgt, worauf sich von der Republik Venedig besoldete Truppen befinden, die mit Beilen mehrere Franzosen tödten, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten. Ein Schiffsmaster, der durch mehrere Hiebe verwundet, entkräftet war, und stark blutet, ist so glücklich, mittelst eines Stück Holzes, bei dem Schloß des Havens ans Land gekommen; allein der Kommandant selbst haut ihm mit einem Beile die Hand ab. Wegen dieser angeführten Beschwerden, ferner authorisirt durch die 12te Abtheilung des 328sten Artikels der Konstitution der Republik, und wegen der dringenden Umstände, ersucht der General en Chef den französischen Minister bei der Republik Venedig, sich aus gedachter Stadt zu entfernen; befiehlt den verschiedenen Agenten der venetianischen Republik in der Lombardei und auf dem vesten Lande von Venedig, sich binnen vier und zwanzig Stunden von da wegzubegeben, und verordnet den verschiedenen Divisions-Generalen, die Truppen der Republik Venedig als feindselig zu behandeln, und in allen Städten des vesten Landes den Löwen des heiligen Marcus herunterreißen zu lassen. Ein jeder wird morgen bei der Parole eine nähere Instruktion wegen der ferneren Militär-Operationen erhalten.

Buonaparte.

Eine Erklärung dieser Art, die in einem so entscheidenden Tone und an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres gegeben war, mußte die venetianische Regierung, der von ihrem ganzen Gebiete nur die Stadt und ihre Lagunen übrig waren, un-

gewöhnlich erschüttern. Schleunige Entschlüsse schienen Hülfe zu versprechen, Vielstimmigkeit der Meinungen in dem großen Rathe von 600 Mitgliedern sie zu verzögern. Der Senat gab daher einem Ausschusse von dreißig Mitgliedern (Consulta) Auftrag und unbegränzte Vollmacht mit Buonaparte auf alle Bedingungen, die er forderte, zu unterhandeln, und selbst in eine Veränderung der Regierungsform, wenn er sie verlange, zu willigen. Die Senatoren Dona Giustiani und Mocenigo waren kaum zu dem französischen Befehlshaber abgereist, als der General Baraguey d'Hilliers mit Kommissarien nach Venedig kam, und die Forderungen des Generals dem Senator Pesaro, der den Auftrag hatte, seine Eröffnungen zu hören, vorlegte. — Die einzelnen Verhandlungen von beiden Seiten sind nicht genau bekannt geworden. Das Resultat derselben war, daß der große Rath der Nobili von Venedig am 4ten seiner Rechte auf die Oberherrschaft mit 593 Stimmen gegen 7, wovon 14 neutral blieben (es waren 600) entsagte, der Doge seine Würde niederlegte, eine vorläufige Verwaltung des Staats festsetzte, und die Gründung einer Demokratie beschloß. Einige vermuthen, daß man bei dieser neuen Verfassung diejenige zum Vorbilde nehmen werde, die am Ende des 13ten Jahrhunderts von dem Doge P. Gradenigo, welcher zuerst die Würde, ein Glied des großen Rathes sein zu können, erblich machte, aufgehoben ward; andere aber vermuthen, daß die neue Constitution sich unter dem Einflusse Frankreichs und des Ueberwinders von Venedig, ohne auf das zu sehen, was vor 500 Jahren passend war, bilden werde. — Die Staats-Inquisitoren nebst dem Proveditore in Venedig und dem Commandanten des Forts wurden verhaftet.

Indessen legte Buonaparte den an ihn abgesandten Sena-

toren folgende Bedingungen des Friedens vor: 1) Die Terra Firma bleibt im Besitz der Franzosen; sie werden, wenn das politische Schicksal Italiens entschieden sein wird, einen Theil wieder herausgeben; 2) das Fort von Venedig wird von französischen Truppen besetzt; 3) die Franzosen erhalten einen Theil des Arsenals und der Flotten von Venedig zum freien Gebrauch; 4) die Republik Venedig bezahlt achtzig Millionen Livres an Frankreich; 5) alle, welche wegen politischer Grundsätze verhaftet sind, werden in Freiheit gesetzt; 6) die venetianische Regierungsverfassung soll gänzlich umgeschmolzen werden. — Sie wurden angenommen, und man schritt zur Vollziehung derselben. Sechs von Buonaparte ernannte Geschäftsträger errichteten eine Municipalität von sechzig Personen aus allen Ständen und Religionen. Der Adel ward aufgehoben. Das goldne Buch und die Amtskleidung der Ernobili und Senatoren wurde verbrannt, die venezianische Miliz verabschiedet, und die Schiffe entwaffnet. Die neue provisorische Municipalität, an deren Spitze der ehemalige Advokat Nicolo Corner steht, hat erklärt, daß sie einstweilen im Besitze der höchsten Souveränität sei, und die Ueberschriften ihrer Manifeste heißen: Freiheit, Gleichheit, und zuweilen auch Tugend. Sie hat die Veränderung der Verfassung und eine Amnestie bekannt gemacht, von welcher jedoch die Plünderer am 12ten May ausgenommen sind. — An diesem Tage rottete sich nemlich der Pöbel mit einigen Slavoniern zusammen, und beging, erbittert daß Venezianer sich in die Umformung der Verfassung fügten, mehrere Ausschweifungen, riß Manifeste ab, und fiel gewaltthätig in mehrere Häuser ein. — Am 16ten Mai sind 3000 Franzosen in Venedig eingerückt, und machen nun mit den venezianischen Soldaten die Besatzung der Stadt. Wahr-

scheinlich sind unterdeß schon mehrere gefolgt. Die venezianische Miliz hat der neuen Municipalität den Eid der Treue geschworen. Ein gleiches hat der Erzbischof und die ganze venetianische Geistlichkeit gethan. Doch mögte sie einer Reform dadurch nicht vorbeugen; denn auch in der cispadanischen Republik werden bereits die Klöster eingezogen.

Wenn man ehemals den Franzosen Schuld gab, daß sie alle Monarchien in Freistaaten umschaffen wollten, so mögte es izt beinah scheinen, als hätten sie den Aristokratien den Untergang zugedacht. Obgleich diese Stürme von dem gnügsamen St. Marino und der Republik Lucca, deren noch nie in den neuesten Schicksalen Italiens gedacht ist, vorübergingen, so giebt doch Venedig, welches die Sieger zu reizen schien, ein warnendes Beispiel. Auch scheint man wirklich in Genua etwas ähnliches zu besorgen, junge Leute sprechen laut von der bevorstehenden Umänderung der Regierung; der cispadanischen Republik ist das Mittelmeer als Gränze versprochen, und der König von Sardinien soll sich rüsten, Ansprüche auf den westlichen Theil Genuas geltend zu machen. Um so mehr nimmt es Wunder, daß die Aristokraten sich noch neulich der Errichtung eines Commerzgerichts widersetzten, weil kein Nobile Sitz und Stimme darin haben sollte. Neuen Nachrichten zufolge haben die Staatsinquisitoren von Genua den Neapolitaner Vitaliani, welcher daselbst unter französischem Schutze lebte, verwiesen. Der französische Gesandte Faypoult hat auf die Frage nach der Ursach dieser Masregel zur Antwort erhalten: Vitaliani verdiene keinen Schutz. Eine dringendere Note des Botschafters ist der ersten gefolgt. Indeß ist es wirklich in Genua zu Thätlichkeiten gekommen. Ueberall soll man da das Schicksal der nachbarlichen cispadanischen Republik wünschen. Die Neuerer

hatten am 22sten May alle wichtigen Plätze besetzt, auch das Arsenal und den Hafen; aber die Aristokraten entrissen sie ihnen am 23sten. Es ist Blut geflossen, sechzig Menschen sind theils geblieben, theils verwundet. Theurer als Venedig wird Genua seine Regeneration erkaufen; denn schon sind französische Truppen in Anmarsch, und ein Gerücht sagt, der König von Sardinien werde seine Insel gegen einen Theil des genuesischen Gebiets an Frankreich abtreten. Die genuesischen Staatsinquisitoren haben ihre Sitzungen für permanent erklärt.

Der cispadanischen Republik ist übrigens durch den Friedensschluß zu Goes bei Leoben ihre Existenz gesichert. Buonaparte sollte als Schöpfer des neuen Freistaats mit großen Festlichkeiten in Mailand empfangen werden; er kam aber am 4ten May schon um 7 Uhr, früher, als die Triumphe bereitet waren. Dort ist er nun thätig, den Staat zu ordnen, den er durch seine Tapferkeit schuf. Nie ist einem Helden eine gleiche Ehre zu Theil geworden, nie war ein Held solcher Ehre gewachsen.

Der Umfang des Gebiets der neuen Republik läßt sich noch nicht bestimmen, das adriatische und Mittelmeer werden sie begränzen, und die Zahl der Einwohner etwa 4 Millionen sein. Drei Festungen werden angelegt und Frankreich schenkt den Cispadanern 500 Stück schweres Geschütz. Der Sitz der Regierung wird in Mailand sein. Frankreichs Constitution wird als Vorbild angenommen, und die erste Repräsentation von Buonaparte selbst ernannt. Diese dauert indeß nur ein Jahr. Der ehemalige Gesandte dieser Republik zu Paris, der Bürger Serbelloni, hat diese Stadt verlassen, um die Würde eines Direktors (deren drei sein werden) in der Transalpinischen Republik anzunehmen: denn unter diesem Namen, der ein freundschaftliches Verhältniß gegen ihren Mutterstaat Frankreich

reich ankündigt, nicht unter dem alten, der nur ehemalige Beziehung auf Rom ausdrückte, wird sie fortexistiren. — Der Pabst, der sich sehr krank befindet, fährt fort die Friedensbedingungen zu erfüllen; es sind schon Lieferungen von Kunstwerken in Paris angekommen, worunter berühmte Bildnerarbeiten, aber noch nicht der Apoll und Laocoon waren. Der Pabst hat auch den unbeeidigten französischen Priestern, die sich in den Kirchenstaat geflüchtet hatten, ankündigen lassen, daß er ferner nichts zu ihrer Unterstützung thun könne, und sie gehn schon theils nach Florenz, theils nach Neapel; theils legen sie das geistliche Gewand ab, und heirathen.

Im Innern Frankreichs herrscht derjenige Grad von Ruhe, den eine demokratische Verfassung erlaubt, wo, unter welchem Namen es auch sei, zur Erhaltung der allgemeinen Volksrechte, und einer gespannten Energie, immer eine Art von Opposition existiren muß. Alle Machinationen sind im Stillen vorüber gezogen, oder durch ihre Ankündigungen schon vernichtet, und die wichtige Veränderung in dem gesetzgebenden Corps, und im Direktorium ist ohne Unruhen bewerkstelligt. Das neue Drittheil hat Sitz genommen. Pichegrü hat zuerst den Präsidentenstuhl unter den ehrenvollsten Zeichen der Hochachtung eingenommen. Letourneur ist am 19ten May aus dem Direktorium getreten, und am 24sten wurden, unter Pichegrü's Vorsitz, vom Rath der Fünfhundert, in welchem 458 Stimmende saßen, folgende zehn Candidaten erwählt:

1) Barthelemy, Gesandter in der Schweiz. 309 Stim.
2) Bougainville, Chef d'Eskadre. 264 Stimmen.
3) Vieillard, National Ankläger. 263 Stimmen.
4) Rhedon Beaupreau, Ex-Administrator der Marine. 249 Stimmen.

5) Tarbe, ehemals Finanzminister. 245 Stimmen.

6) Germain Garnier, Ex-Administrator von Paris. 238 Stimmen.

7) Borda, Chef d'Eskadre. 233 Stimmen.

8) Demeunier, Ex-Constituant. 233 Stimmen.

9) Cochon, Polizeiminister. 230 Stimmen.

Aus mehreren andern, worunter sich der Herzog von Ursel, Beurnonville, Massena, Kleber, Scherer, Angereau, der Minister Lacroix u. a. befanden, wurde endlich

10) Beurnonville, General, mit 193 angenommen.

Aus dieser Zahl wählte am 26sten May der Rath der Alten einen Direktor an Letourneurs Platz. Von 218 Stimmen hatten

Barthelemy 138;
Cochon 75,
Beurnonville 4, und
Bougainville 1.

Couriere haben dem Neuerwählten die Nachricht der Wahl überbracht, man erwartet von ihm mit Zuversicht bald die Annahme eines so ehrenvollen Postens, zu welchem ihn seine Verdienste um die Republik erhoben haben, was auch Ausstreuungen von denen, welche diese Wahl nicht wünschen durften, sagen mögen; denn man war wirklich so weit gegangen, zu behaupten, daß Barthelemy die Erwählung zum voraus verbeten habe. Er wird den Wünschen des Volkes und der Gesetzgeber desselben nachgeben, und die Hoffnungen, mit welchen sie ihn zu seinem erhabenen Posten begleiten, erfüllen. — Am 28sten kam ein Eilbote mit der Nachricht bei Barthelemy in Basel an, und er traf schon Anstalten zu seiner Abreise, um wahrscheinlich der Ueberbringer seiner Zustimmung selbst zu sein. Barthelemy ist also der erste, der gewiß 5 Jahr Direktor bleibt, indem nur die 4 übrig gebliebenen künftig unter sich losen.

Das hohe Nationalgericht zu Vendome hat nun auch den Prozeß von Baboeuf und seiner Mitschuldigen entschieden. Baboeuf und Darthé sind zum Tode verurtheilt, weil sie die Robespierrische Constitution wieder einführen wollten; sieben andere sind zur Deportation verurtheilt, wenige freigesprochen. Amar und Cochet wurden an das Gericht des Seinedepartements gewiesen, und Vadier ist noch immer in Verhaft. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, durchbohrten sich Baboeuf und Darthé mit dem Ausrufe: Es lebe die Republik. Sie schienen nicht tödtlich verwundet zu sein; und sind wenige Tage nachher unter der Guillotine gestorben.

Die Finanzen Frankreichs, über deren Verwirrung das verwaltende Direktorium noch immer Bothschaften an die gesetzgebenden Körper sendet, scheinen ein Uebel zu sein, welches der Friede allein aber schnell heilen wird. — Mögte doch auch der Krieg mit England beendigt sein! — Zurüstungen an der Westküste Frankreichs, von denen man gar nicht mehr verheimlicht, daß sie zu einer Landung bestimmt sind, lassen dies nicht hoffen; im Gegentheil soll ein neuer Krieg Spaniens gegen Portugall gewiß sein, bei welchem Frankreich wohl nicht müßiger Zuschauer bleiben dürfte.

Was jene Landung auf Großbrittanien oder Irrland betrift, so wäre Verheimlichung dieser Absicht jetzt ganz zweckwidrig. Der Zustand jener beiden Länder ist von der Art, daß er auch eine offenbare Unternehmung dieser Art zu begünstigen scheint. Denn die Unruhen in Irrland gewinnen, so unvollständig auch die Nachrichten sind, welche davon zu uns gelangen, immer ein drohenderes Ansehen, und die Minister suchen auf der einen Seite den wahren Zustand dem englischen Volke zu verbergen, auf der andern durch Gewalt die Empörer zu

unterdrücken, die aber dadurch nur aufgebracht werden, und zu gleicher Gewalt sich berechtigt glauben. Zu Belfast ist eine Verschwörung entdeckt, und 40 Mitglieder sind verhaftet. Ihr Zweck soll gewesen sein, unter dem Vorwande einer Parlementsreform, Irrland von England zu trennen, und als eigne Republik zu constituiren. Unter dem Namen der Defenders oder vereinigten Irrländer sind eine große Anzahl der nördlichen Einwohner in den Waffen. Sie sollen sich auf 100000 belaufen. Es ist zwischen ihnen und den Truppen der Regierung bereits zu blutigen Vorfällen gekommen, in welchen sie nach den Berichten mit Verlust zurückgeworfen sind, der jedoch unbedeutend war. An die Sendung des Prinzen von Wales nach Irrland wird nicht mehr gedacht; im Gegentheil ist Lord Cornwallis, dem die ostindische Compagnie ihre Rechte nicht anvertrauen wollte, dahin bestimmt, und sechs Reuter-Regimenter sind schon übergeschifft. Die Regierung hat nun beschlossen, den Katholiken, welche $\frac{7}{10}$ der Einwohner Irrlands ausmachen, gleiche Rechte mit den Protestanten zu geben: eine Maasregel, die, erst jetzt ergriffen, wahrscheinlich ihren Zweck verfehlt; da die vereinigten Irrländer in ihren Planen allen Bewohnern ohne Rücksicht auf die Religion, gleiche Rechte bewilligt haben. Eine Amnestie für alles Vorgefallene, welche die Regierung ebenfalls bekannt gemacht hat, soll zum wohlthätigen Zwecke der Ruhe mitwirken. Auffallend ist es, daß Cornwallis bei alle dem sich weigert, nach Irrland abzugehen, und Collisionen, in die er als Commandant dieser Insel mit dem Vicekönige kommen mögte, zum Vorwande nimmt. Die Opposition des irrländischen Parlements hat durch Herrn Grattan, ihren Wortführer, erklärt, daß sie den Sitzungen desselben nicht mehr beiwohnen werde, da ihre Gegenwart seit der Ministerialdespotie über die Meinungen unnütz sei. — Auch

hat der Herzog von Leinster seine Würde als Commandeur der Miliz von Irrland niedergelegt, und selbst sein Regiment abgetreten, weil er bei den strengen Maasregeln der Regierung es nicht für rathsam hielt, als Vollzieher ihrer Befehle zu erscheinen. — Wenn Gleichheit der Grundsätze Eintracht zu bewirken im Stande ist, so haben die Franzosen hier jede Unterstützung zu hoffen, und die Macht der Regierung, welche sich auf der Insel befindet, dürfte in eine unangenehme Lage kommen, um so mehr, da der auf der Flotte von neuem ausgebrochene Aufruhr auch den Beistand der Marine zweifelhaft macht.

Die Gegenwart des Lord Spencer und seine Versprechungen an die Matrosen, im Namen der Admiralität, daß ihnen jede Forderung bewilligt werden sollte, sind nur von der Wirkung eines Palliativs gewesen. Die aufrührerischen Matrosen sind Engländer, und kennen das Palladium ihrer Rechte und Freiheiten, die Constitution, zu gut, um, besonders unter den jetzigen Umständen, einer Ministerialversicherung zu trauen. Sie benutzen den Augenblick des Schreckens, den ihr Ungehorsam in dieser kritischen Lage unter die Regierungsverwalter gebracht hat, und die Bewilligung ihrer Forderungen gilt ihnen nur für einen Beweis der Feigheit derer, welche zu bewilligen oder zu verwerfen hatten, und muntert sie zum ferneren Gebrauch desselben Zwangsmittels auf.

Als am 8ten May zu St. Helens und Spithead das Zeichen zum Auslaufen der Flotte gegeben ward, gehorchte nicht eins von allen dort befindlichen Schiffen. Die Delegaten der Matrosen erschienen in einem Boote an der Seite des Admiralschiffes London zu Spithead, und forderten aufgenommen zu werden. Admiral Colpoys ließ auf sie feuern. Es entstand ein Gefecht, 5 blieben, 11 sind verwundet. Der Admiral und sein

Capitain wurden indeß überwältigt: man soll den ersten mit dem Strange bedroht und ihn schon wirklich an den Mast geführt haben. Ein Lieutenant vertritt seine Stelle. — Seitdem haben die Matrosen viele Officiere von ihren Schiffen an das Land gebracht, auch Admiral Colpoys, über welchen sie Kriegsgericht verlangen. Sie selbst wollen ihre Flotte in See führen und mit den Feinden streiten. Die Gebliebenen sind mit Feierlichkeiten beerdigt, wozu die Matrosen ihre Prisen-Gelder hergaben. Mit Waffen und Pistolen gehen jetzt die Matrosen einher, und sprechen mehr drohend als fordernd. — Alle diese Vorfälle haben in Portsmouth und London große Bestürzung verursacht, nirgends aber mehr als im Ministerio. — Die Matrosen verlangten, daß das Parlament ihnen die gemachten Forderungen bestätige, welches Herr Pitt aufgeschoben hatte. Durch den Telegraphen ließ dieser gleich nach der Versammlung der Minister die Nachricht nach Portsmouth gehen, daß dieser Gegenstand noch denselben Abend im Parlament vorkommen sollte.

Es geschah: Herr Pitt machte den Antrag die Forderungen zu bewilligen, die schon vorläufig wegen der dringenden Umstände die Minister zugestanden hatten, verlangte aber dabei, daß man eben dieser Umstände wegen ihn von nähern Erörterungen, die er constitutionsmäßig zu geben verpflichtet sey, freisprechen mögte. Den Betrag der ganzen Summe für die neun Monate des laufenden Jahres, schlug er zu dreihundert zwei und siebenzigtausend Pfund Sterling an.

So heftig auch Herr Fox und Sheridan gegen die Heimlichkeit, die hier obwaltet, sprachen, so stimmten sie doch der Forderung bei, und der Antrag des Herrn Pitt ging ohne eine einzige Gegenstimme durch. — Der Admiral Howe ging mit

dieser Einwilligung zu den verschiedenen Flotten, die sich im Aufstande befanden, ab, und durch seine Bothschaft sowohl, als durch sein Ansehn ist die Empörung unterdrückt, wenn man dies anders von Empörern sagen darf, denen ihre Absicht gelungen ist. — Auf mehrern andern Schiffen und Flotten haben die Matrosen das Betragen derer zu Spithead u. s. w. nachgeahmt, und wie es sich versteht, gleiche Rechte mit ihren Brüdern erhalten. Bei alledem ist aber so viel gewiß, daß, obgleich man nur selten vom Ungehorsam der Seeleute, und von Despotie derselben gegen ihre Mitbrüder und gegen Besatzungen des festen Landes hört, die Regierung dennoch nicht mit der alten Zuversicht auf sie rechnen, und sie als ein Bollwerk des Eilands betrachten darf. Zur Flotte des Admiral Jervis, die wir vor Cadix verließen, scheint dieser Geist indeß nicht gekommen zu sein. — Diese Seeleute aber, stolz auf ihren jetzigen Sieg, der ihren Anführer zum Lord St. Vincent erhob, werden nicht ermangeln zu verlangen, daß man sie in die Vorrechte der andern Matrosen einschließe. Die Flotte hat seitdem Cadix verlassen, und der spanische Admiral Mazaredo ist mit der seinigen ausgelaufen. Ein epidemisches Fieber soll auf derselben herrschen, und der Admiral St. Vincent daran krank liegen.

Aehnliche Forderungen musten unter den Landsoldaten entstehen, und die Regierung scheint durch die Bewilligung gleicher Vorzüge, die im Namen des Herzogs von York den Landsoldaten bekannt gemacht ist, ihnen haben vorbeugen zu wollen. Die Kanoniere zu Woolwich haben indeß sich doch der Revüen über sie widersetzt. — Es ist zum allgemeinen Besten der Menschheit sehr zu wünschen, daß alle diese Unruhen bald unterdrückt werden, oder vorübergehen mögen. Die französische Bürgerrevoluzion hat durch ihre terroristische Periode alle Na-

tionen von Nachahmung derselben abgeschreckt. Aber ihre Blutströme mögten wohl nicht mit denen eines militärischen Terrorism zu vergleichen seyn. Es ist nicht zu leugnen, daß fast alles Militär sich in der Lage der englischen Seeleute befindet, daß ihre Bedürfnisse durch ihren Lohn nicht aufgewogen werden. Seitdem die Regierung sich mehr dem beschützenden als dem erhaltenden Theile der Nation anvertraute; seitdem die bewaffnende Macht stehend geworden ist, gleichen sie in der That prätorianischen Cohorten, deren Explosionen furchtbar werden müßten. Zum Glück kennen sie ihre Kraft nicht, oder wissen nicht den Gebrauch davon zu machen, welchen so eben die Matrosen Englands mit Glück versuchten. Eben darum wäre es zu wünschen, daß die dahin einschlagenden Nachrichten niemals in Blätter aufgenommen würden, die auch in die Hände des unkundigen anmaßenden Kriegers fallen könnten.

Der Antrag zu einer Parlamentsreform, welchen am 26sten Mai Herr Grey machte, den Herr Fox und Erskine lebhaft unterstützte, ist von 256 Stimmen gegen 90 verworfen worden. Pitt sprach sehr dringend dagegen, und hat vielleicht nirgends seine Gesinnungen, die man schon sonst kannte, deutlicher an den Tag gelegt als hier. — Mit diesen mag man nun übereinstimmen oder nicht, so kann man doch einem Charakter von solcher unbeschreiblichen Anhänglichkeit an Grundsätze, seine Achtung nicht versagen. Es ist dies die Gerechtigkeit, die überall die Kraft fordern darf, die man ihr auch an einem Feinde, und wäre dieser ein Robespierre, nicht versagen darf.

Mit ähnlichem Triumph ging Pitt aus einer Versammlung des Unterhauses, wo der Antrag gemacht ward, daß die Minister den öffentlichen Tadel verdient hätten. Er hörte

alles, was gegen ihn gedonnert wurde, mit schweigendem Bewußtsein an, und die Bill ward verworfen. — Indessen werden die Aeußerungen der Mißzufriedenheit mit der jetzigen Verwaltung immer häufiger und dringender. Es laufen nicht allein noch immer Bittschriften um die Entfernung der Minister bei der Regierung ein, sondern die Bürger von London haben jetzt durch ihre Aldermänner selbst dem Unterhause den Vorschlag gethan, auf Entfernung der Minister zu dringen. Auffallend war es zu sehn, wie einige von den Aldermännern durch ihren Vortrag selbst das Verlangen ihrer Committenten entkräfteten, welches deshalb auch nicht durchging. — Alle Vorfälle dieser Art haben Herrn Fox zu der Erklärung veranlaßt, daß er den Sitzungen des Unterhauses, wo wegen der völlig corrumpirten Repräsentation seine Gegenwart unnütz und zwecklos sei, nicht mehr beiwohnen werde, und er hat sich nach seinem Landsitze begeben. — Eben so hat Lord Lauderdale, einer der dreistesten Oppositionsredner, einem andern Schottischen Lord, dessen Recht das Oberhaus schützte, seinen Platz daselbst einräumen müssen.

Es scheint indeß, daß Herr Fox seine Thätigkeit für das Wohl Englands nicht eher aufgeben wollte, bis jeder Versuch mislungen wäre. Er hat am 24sten Mai im Pallast zu St. James mit dem Könige eine Unterredung gehabt, in welcher er ihm die dringende Nothwendigkeit, Minister, die das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hätten, zu entfernen, mit aller der Freimüthigkeit, die ihn charakterisirt, und der rednerischen Stärke, in der er unerreicht bleibt, vorgestellt hat. — Der König — heißt es — schwieg dazu der Etikette gemäß. Um allen Anschein von Eigennutz zu entfernen, hat Fox erklärt, daß er auf jeden Posten im Ministerium Verzicht thue, und

gern erbötig sei, patriotische Minister mit seiner ganzen Kraft zu unterstützen. — Gewisse Nachrichten von dem Erfolge dieser Unterredung, die durch eine ähnliche des Grafen von Suffolk unterstützt wurde, sind noch nicht bekannt; indeß sagt ein Gerücht, welches durch Reisende über Dover kommt, daß Herr Pitt seine Stelle niedergelegt habe, und daß am 2ten Junius ein Engländer in einem Parlementair-Schiffe nach Calais abgegangen sei. Eben derselbe sah die Flotte auf der Rhede von Dover in voller Insurrektion. — Möge sich doch alles das vereinigen, was die Ruhe erhält und bewirkt, in welcher allein das Gute gedeiht.

Die übrigen Mächte Europens vom Schauplatz großer Kriegsbegebenheiten entfernt, sind eben darum glücklich zu preisen. Preußen arbeitet im Stillen an der Begründung des allgemeinen Wohls von Europa. — Spanien rüstet sich zu einem Kriege gegen Portugall, der schon erklärt sein soll, aber sich hoffentlich in die allgemeine Eintracht auflösen wird. — Rußlands Herrscher hat eine Akte über die Thronfolge bekannt gemacht, die er am 4ten Januar 1788 in der Kirche zur Entlassung der Mutter Gottes niederlegte, und welche von seiner Gemahlin ebenfalls unterzeichnet ist. — Dännemark ist noch nicht von der Besorgniß befreit, seinen Solon, Bernstorf, der sehr krank liegt, zu verlieren. Der Kronprinz besucht ihn täglich zu mehreren malen. — Aus der Türkey sind die Gesandten, von welchen neulich die Rede war, namentlich der nach Preussen bestimmte in Berlin, und ihren andern Bestimmungsorten, zum Theil schon angekommen.

Berlin, den 10. Junius 1797.

R * * *.

II.

Ueber die italienische Komedie.

Wenn die unpartheiische Nachwelt einmal die litterarischen Verdienste Italiens von diesem Jahrhunderte mit denen der verflossenen abwägt, so wird sie vielleicht ebenfalls die poetischen Köpfe, welche jenes erzeugte, nicht ohne allen Ruhm lassen. Es ist wahr, man sah keine Geister sich darin zu der Höhe eines Dante, eines Arioſts und eines Tasso erheben, aber man findet dafür eine Entschuldigung in der Geschichte einer jeden Nazion, die auch in den blühenden Zeitaltern ihrer Dichtkunst nicht immer ein solches Zusammentreffen von Umständen hervorbringen kann, wodurch außerordentliche Männer erweckt werden. Zuweilen wählt ein ungewöhnliches Genie, das sich zum erstenmale in ein noch unbebautes Feld menschlicher Erkenntnisse wagt, mit so großer Kunst die bequemsten Fußsteige dahin, daß jedermann, der ihm nachfolgen will, nicht umhin kann, dieselben ebenfalls einzuschlagen. Einige Originalideen, die es entdeckt und auffaßt, werden bewundert. Ein Jahrhundert nachher stellen sie sich vielleicht einem andern ebenfalls von selbst dar, aber das Zeitalter desselben ist mit seinem Beifalle sparsamer geworden, nicht mehr überrascht vom Reize der Neuheit, der ihn ehemals erzwang.

Wer, zum Beispiel, der erste ist, die gelassene Großmuth der Helden, den raschen und verwegenen Muth der Jugend,

oder die kühlere Weisheit des Alters, die sanften, wohlthätigen Gesetze und erquickenden Früchte des Friedens oder die Verheerungen des Krieges, die abschreckende Häßlichkeit des Lasters, oder die anlockende Schönheit der Tugend in lebhaften Farben darzustellen; wer endlich tiefer in das gesellschaftliche und häusliche Leben eindringt, hier der süßen Liebe mannichfache Schattirungen, die Aufopferungen und Hülfsleistungen der Freundschaft, die Genüsse der Eintracht, und die Belohnungen der ehelichen Treue, mit dem Scharfsinne des Genies auffaßt, und mit der Stärke desselben ins Licht stellt, läßt für jeden Folgenden einen schmalen Pfad hinter sich, der von zwei Abgründen auf beiden Seiten gefährlich gemacht wird. Denn zur Rechten desselben findet sich sklavische Nachahmung, zur Linken ausschweifende Originalität.

Und wer in sich Kräfte fühlt, eine ruhmvolle Bahn bis an ihr Ziel auch ohne Vorgänger zu durchschreiten, muß dadurch oft abgeschreckt werden, daß er schon alles gethan sieht. Es ist eine nur zu oft bestätigte Erfahrung, daß, solange der Ruhm eines Schriftstellers die Eifersucht seines Zeitalters noch nicht niedergekämpft, oder ausgesöhnt hat, sich an seiner Seite zahllose Nebenbuhler erheben; daß aber, sobald man über seinen Werth erst einig geworden ist, auch dem verwegensten Wetteifer eine allgemeine Muthlosigkeit nachfolgt. Kaum wurde Tasso's Jerusalem bekannt, als auch mit der Kritik eine Menge von Schriftstellern aufstanden, die sich ebenfalls am epischen Gedichte versuchten; wie aber der blendende Glanz dieses außerordentlichen Werkes den matten Flimmer jener Irrlichter unsichtbar machte, wagte sich niemand mehr an die Epopee, und man kann mit gutem Grunde behaupten, daß seit der Zeit nichts erschienen ist, das jenem seinen erhabenen Rang

auch nur streitig zu machen versucht hätte. In Teutschland war es mit Klopstock's Messias und Wielands Oberon ganz der nämliche Fall.

Italien hat dies vielleicht mit Griechenland gemein, welches ebenfalls in mehrern selbst blühenden Zeitaltern seiner Dichtkunst kein Werk hervorbrachte, das der Iliade nahe gekommen wäre, und es bleibt immer kein geringes Verdienst für die neuern welschen Schriftsteller, daß sie in andern Feldern, die sie weniger betreten fanden, so ansehnliche Fortschritte machten. Das Trauer- und das Lustspiel, in vorhergehenden Jahrhunderten durch so mancherlei misglückte Versuche beinahe von der italienischen Bühne weggeschreckt, fodern itzt ihre verdienten Lorbeerkränze zurück, und berufen sich auf einen Maffei, Varano, auf den unerreichbaren Alfieri, und auf Goldoni, den treuen Maler der Natur.

Sechszehntes Jahrhundert.

Ein andrer würde vielleicht seine Untersuchungen noch über das sechszehnte Jahrhundert hinausdehnen, und in den Zeiten vor demselben den schwächsten Spuren der Komedie nachspüren; da ich aber blos über die schon erwachsene und mannbare Schauspielkunst einige Bemerkungen zu machen im Sinne habe, so übergehe ich die weniger interessante Geschichte ihrer ungewissen und wankenden Kinderschritte. Die Possenreißer und Schalcksnarren, welche von den Fürsten im Anfange der Kultur von beinahe allen europäischen Nazionen so sehr begünstigt wurden, und einen Haupttheil ihrer moralischen Vergnügungen ausmachten, lassen sich vielleicht ebenfalls in Italien als die ersten Komiker betrachten, sobald man ihren launigten Wortwechsel, ihren schlauen Witz, und die gewandten Aus-

fälle als die erste Grundlage der Komedie ansehen will; so wie man auf diese Art in den Zwischenhandlungen, womit man die Zeremonien der Kirche von jeher abtheilte und feierlich machte, ohne Mühe die ersten unvollkommenen Grundzüge des Trauerspiels entdeckt. Ja, man könnte sich geneigt finden, indem man die Mode der Possenreißer bis zum zwölften Jahrhundert ganz allgemein erblickt, ohne daß irgend ein Schriftsteller derselben als einer besondern Neuigkeit erwähnte, sie für einen Kettenring zu halten, der den Uebergang zwischen der alten und neuen Komedie mache.

Wenn Petrarch nicht das Lustspiel, das er schrieb, unterdrückt hätte, so besäßen wir itzt ein sehr merkwürdiges Denkmal von der Kunst seiner Zeit; doch könnte man daraus unmöglich den Stoff zu einem allgemeinen Urtheile über den theatralischen Geschmack jenes Jahrhunderts hernehmen. Denn dies Stück war nie für die Bühne bestimmt, wovon man damals noch gar keinen Begriff hatte, sondern sollte bloß für eine bestimmungslose Nachahmung der Alten gelten. Petrarch, ein sehr großer Verehrer derselben, und erkenntlich dafür, aus einem vertrauten Umgange mit ihnen so beträchtliche Vortheile für die Bildung seines eigenen Geistes gezogen zu haben, prüfte auch in diesem Fache den Umfang seiner Kräfte. Und vielleicht war eben der Mangel an Schaubühnen, wo er die Wirkung seiner Arbeiten beurtheilen konnte, daran Schuld, daß er sich lediglich auf diesen einzigen Versuch zu beschränken für gut fand.

Der Geschmack für die Schauspielkunst blieb sicherlich bis zur Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in einem schmachtenden, sehr unentschiedenen Zustande. Erst in diesem Zeitpunkte ungefähr, begann sie eine außerordentliche Belustigung für die Vornehmen zu werden, welche besondere Feierlichkeiten, ange-

sehene Vermählungen, und andere ausgezeichnete Feste damit verschönerten; und die Possenreißer sahen sich auf diese Art bald gezwungen, der Komedie ihren Platz abzutreten. Die Schauspiele der Alten, ins italienische übersetzt, wurden in den Vorhöfen der Palläste aufgeführt, welche man ganz eigentlich dazu einrichtete und ausputzte. Plautus erhielt hier oft den Vorzug vor dem Terenz, und seine raschen, launigten Einfälle waren mehr nach dem herrschenden Volksgeschmack, als der regelmäßige, gemachsame Fortgang des letztern, der mit seiner lateinischen Sprache auch zugleich den größten Theil seiner Schönheiten einbüßte. Einige Schriftsteller jener Zeit fertigten zwar ebenfalls Originalstücke an, aber ihrer waren nur wenige, und sie blieben nach der Manier der Alten, ohne die mindeste Verfeinerung zugeschnitten. Daher erhielt sich keiner von den Namen dieser Schriftsteller bis auf die spätern Zeiten. Der Gebrauch, die Vorhöfe oder Palläste in Schaubühnen umzuformen, dient überdieß zu einem Beweis daß Italien gar keine regelmäßige besaß, und in der That war es erst am Ende dieses Jahrhunderts, daß Rom sich schmeichelte, vom Kardinal Riario, als eine neue und außerordentliche Gunst, die Erbauung eines öffentlichen Theaters zu erhalten.

Gegen das Ende des Funfzehnten keimten zuletzt die guten und regelmäßigen Schriftsteller für die Komedie auf, welche nachher im sechszehnten blühten, und eine Menge von Nachfolgern hervorbrachten. Siena, eine Stadt von nicht geringerer Kultur als die andern vorzüglichen Italiens, die immer einen Reichthum von großen und feinen Talenten besaß, und wo dazu noch ein überwiegender Hang zum Frohsinn, zur gefälligsten Laune und Galanterie, und zu einem schnellen und leichten Witze den gemeinen Volkskarakter auszeichnet, wurde

zur Mutter der ersten Schauspielergesellschaft, welche nicht allein in der Vaterstadt, sondern auch auswärts auf Verlangen fremder Fürsten regelmäßige Stücke aufführte. Es entstand daselbst in dieser Periode die Akademie der Rozzi,*) bestehend aus jungen fröhlichen Leuten, die zu gewissen Zeiten Lieder, Gedichte und einzelne Szenen hersagten. Da aus dieser Gesellschaft jede andere Sprache außer der vaterländischen verbannt war, begann man bald darin vollständige Komedien zusammenzusetzen, und diejenigen, welche sich als Spieler gebrauchen ließen, machten sie dadurch noch interessanter, daß sie selbst Leute von guter Geburt und Erziehung waren. So verbreitete sich der Geschmack an dieser Art von Vergnügen

*) Diese Akademie hat sich nachher zu einer der berühmtesten von ganz Italien gemacht. Sie setzte im Jahre 1531 ihre Gesetze; ihr Emblem und ihre Benennung fest, welche letztere sie von der Art ihrer Hauptbeschäftigungen in Bauermaskeraden, und im Poetisiren nach Art des Landvolkes ableitete. Auch gab es unter ihren ersten Mitgliedern viel Handwerker und Künstler. Ihr Sinnbild war und ist jezt noch ein Kühlgefäß, mit der Inschrift: „Che qui soggiorna acquista quel che perde;“ (Wer sich hier aufhält, gewinnt das was er verliert) indem sie damit ausdrücken wollte, daß wenn ja eins von ihren Mitgliedern etwas Zeit über ihre poetische Arbeiten verlöre, er dieselbe an Ruhm und der Ausbildung seines Geistes wiedergewönne

Sie dachten im Anfange selbst an die moralische; denn sie pflegten ihren Gliedern gewisse Beinamen zu geben, welche einen ihrer hervorstechenden Fehler bezeichneten, z. B. der Oberflächliche, der Flatterhafte, der Fanatische, der Zärtling, u. s. w. Noch vor einigen Jahren veranstalteten sie besonders in der Fastnachtszeit, sehr glänzende Feste, Aufzüge und Maskeraden. Jezt werden die drei Hauptbälle des Karnevals in ihren Versammlungszimmern gegeben, und schon seit 1690 räumte ihnen der Großherzog von Toskana das kleinere Theater von Siena, Saloncino genannt, als ihr Eigenthum ein. Das Haupt der Akademie nennt sich: Arcirozzo.

gen durch alle Stände, und Leute, welche sich durch Rang, Talente, und die feinste Erziehung auszeichneten, glaubten es nicht unter ihrer Würde, mit der lächelnden und leichtfertigen Thalia zu scherzen. Sollte ich einmal, wie ich im Sinne habe, eine vollständige Geschichte des italienischen Theaters schreiben, so werde ich bei dieser Gelegenheit eine lange Reihe berühmter Schriftsteller aufführen können; für jezt mag es genug seyn, unter ihnen zwei zu nennen die statt aller dienen, Ariosto und Nicolac Machiavelli.

Ein genauer Beobachter muß allerdings den Werth der Komiker dieser Zeit einräumen, wird aber ebenfalls nicht umhin können zu gestehen, daß ihr Verdienst sich im Verhältnisse mit dem herrschenden Volksgeschmacke befand. Er wird auf der andern Seite unsere Zeitgenossen nicht gern ungerecht nennen wollen, weil sie die Komedien des sechszehnten Jahrhunderts vom italienischen Theater verbannt haben, aber muß darum nicht weniger behaupten, daß dies allen Geisteswerken bevorstehende Schicksal ihr inneres Gehalt um nichts schmälert. Der Geschmack jener Zeiten bestand darin, daß man auf das genaueste diejenigen Schriftsteller nachahmte, welche sich besonders unter den Alten in Dichtkunst, Beredsamkeit oder Philosophie schon einen entschiedenen Ruhm erworben hatten. Deshalb blieb Plautus oder Terenz immer noch das Haupt-Muster der Neueren, und man konnte in der That auch schwerlich besser wählen, wenn man denselben nur nicht so sklavisch nachgefolgt wäre.

Die Komedie, gleich der Satyre, erfordert einen gewissen freiwilligen, starken Fluß der Gedanken, der sich, wenn er nicht von einer inneren Originalempfindung herkommt, unmöglich nach einem gegebenen Modelle erkünsteln läßt. Wer würde

sich wohl haben träumen lassen, daß Arioſt, dem man es zum Vorwurf machen könnte, daß er sich in seinem epischen Gedichte dem Scherze und launigten Spotte zu leicht und zu viel überlasse, in der Komedie diese Munterkeit gänzlich verliere, und sich sogar nach dem entgegengesetzten Extreme hinneige? — Und doch bemerkt man dies wunderbare Phänomen, welches sich wohl schwerlich durch etwas anders erklären läßt, als daß er die alten Schauspiele mit übertriebener Genauigkeit habe kopiren wollen. Ein, dem seinigen sehr ähnliches, Schicksal traf eine Menge von andern Schriftstellern, die ohne Abänderung ihre Werke sowohl in der Behandlung, als in der Auswahl der Karaktere nach ihren Vorgängern zuschnitten. Sie verloren auf diese Art die Wahrheit und unterhaltende Abwechselung der Natur gänzlich aus den Augen, brachten durch diese Nachahmung der Nachahmung jedesmal unähnlichere und verschrobenere Karaktere hervor, oder ermüdeten wenigstens mit den immer und ewig wiederkommenden vermessenen Bedienten, ausgelassenen und liederlichen jungen Leuten, und unklugen, kindischen Greisen, wie sie dieselben in den Alten vorfanden. Und diese Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit ihnen in der Intrigue und in den Personen stieg zu einer solchen Höhe, daß Lorenzino dei Medici im Prolog seines Aridosius sagt, die Zuschauer möchten es doch nicht übelnehmen, auf der Bühne von neuem einen jungen Verliebten, einen geizigen Alten, einen verschlagenen Bedienten, der ihn künstlich hinters Licht führt, und andere solche Dinge erscheinen zu sehen, weil niemand, der ein Schauspiel schriebe, sich derselben füglich entledigen könne. In Rücksicht des Styles hingegen, befolgte man treulich, ungeachtet der nie entschiedenen Streitigkeiten über den Vorzug der Prose, oder einer der lateinischen nahe-

kommenden Versart, die Regeln, welche die besten Redner, Geschichts- und Romanenschreiber Italiens schon festgestellt hatten; wenn man gleich nicht immer daran dachte, daß der größte Theil dieser schönen Worte und Wendungen, deren sich jene bedienten, selten zu einem ungezwungenen und vertrauten Dialog paßten, der oft lebhaft, kurz und gedrängt, niemals aber gesucht und studiert seyn muß. Daher war die Schreibart dieses Jahrhunderts zwar gebildet genug, doch ohne alles Gepräge von Ausdruck und Kraft.

Außer dieser Gattung von Komedien, welche den alten fast gänzlich nachgeschrieben wurden, und deren Verfertiger jedem Verdienst der Originalität freiwillig entsagten, gab es allerdings noch eine zweite weit mehr interessante, die von einer andern Seite der italienischen Bühne den Werth wiedergab, den sie durch jene Kopien eingebüßt haben konnte; und dies war die Art, welche die Sitten und Gebräuche des Jahrhunderts auffaßte und darstellte. Doch auch in diesen erkennt man, wie ungern sich das Auge von den aufgestellten Modellen entfernt, und wie der Künstler vielmehr bloß die Rinde, als den ganzen fehlerhaften Stamm verändert. Doch ist die Nachahmung hier schon weit ungezwungener, und das Sittengemälde vollkommen getreu. Zuweilen ist die Intrigue zu verwickelt, und ihre Auflösung nicht immer sehr wahrscheinlich, hat indeß oft beträchtliche Verdienste in der sinnreichen Erfindung und Zusammenfügung; die Karaktere sind mit lebendigen Farben gezeichnet, nicht selten warm und immer geschmeidig in der Handlung, und der Schreibart fehlt es niemals an Sauberkeit und Eleganz. Selbst derjenige Geist der Komedie, womit ein Schriftsteller den schicklichsten, treffendsten, und bemerkungswürdigsten Moment des Lächerlichen entweder in der

Handlung oder im Ausdrucke glücklich erfaßt und darstellt, wird in vielen Schriftstellern dieser Periode auffallend sichtbar. Machiavel, dessen Mandragora vielleicht das einzige Lustspiel aus dem sechszehnten Jahrhunderte ist, das sich ebenfalls noch auf unsern heutigen Theatern mit Interesse darstellen ließe, besaß einen unglaublichen Reichthum an dieser komischen Laune. Auch mangelte sie keinesweges dem angenehmen Cecchi, dem unterhaltenden Gelli, noch selbst dem Pietro Arretino, einem Manne, der, so zweifelhaft es auch bleibt, ob er mehr Genie, oder Unwissenheit, oder Vermessenheit besaß, doch das seltene Talent jener natürlichen, freiwilligen Lustigkeit geltend zu machen verstand, welches alle Gedanken und Einfälle mit dem lieblichsten Salze würzt, und auf den Lippen der Zuhörer das Lächeln des Vergnügens und Beifalles hervorzulocken gewiß ist.

Noch eine Menge anderer Schriftsteller jener Zeiten könnte ich aufführen, die sich durch irgend etwas in ihrer Kunst auszeichneten, wenn ich nicht den Einwurf dagegen befürchtete, daß sie darum nicht weniger jetzt in Staub und Vergessenheit modern. Unser Jahrhundert hat einen verschiedenen Weg einschlagen müssen, um der Komedie ihren verlohrenen Glanz wiederzugeben, während daß die meisten andern Nationen die Arbeiten ihrer Vorgänger mit Eifersucht aufbewahren, und immer mit dem nämlichen Vergnügen darstellen sehen. Der Menschenfeind, der Tartüffe, und fast alle übrigen Stücke Moliere's werden beständig noch auf der Bühne eines Volkes bewundert, das doch einen weit veränderlichern Geschmack als der Italiener besitzt. Indeß bei aller Scheinbarkeit dieses Einwurfes findet der sorgfältige Beobachter bald einen hinreichenden Grund, warum jene Werke nicht zureichten,

einen genau bestimmten und bleibenden Geschmack in der Komedie festzustellen.

Die Verfasser derselben lebten nämlich in einer Periode, wo ebenfalls die Sitten und Gebräuche der Italiener nichts weniger als fest und bestimmt waren. Frankreich hatte hierin beträchtliche Vortheile; denn Moliere blühte, als die gesellschaftliche Denkart der Nation schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß sie nachher nur sehr leichte Abänderungen zuließ. Hätte er seine Werke unter Franz dem Ersten geschrieben, so wäre er ebenfalls schwerlich dem Schicksale der italienischen Komiker aus dem sechszehnten Jahrhundert entgangen.

Um diesen Punkt möglichst genau auseinander zu setzen, wird es gut seyn, wenn man einen Ueberblick auf den allgemeinen Charakter der Komedie wirft. Ihr Zweck ist in der That, das Laster zu besiegen, aber die Waffen, womit sie dasselbe bestreitet, sind die des Lächerlichen, und der Kampfplatz, worauf sie es angreift, ist das bürgerliche Privatleben. Sie betrachtet es daher keinesweges aus seinem schreckhaftesten Gesichtspunkte, sondern immer in der Gestalt, womit es in der Gesellschaft auftritt, und es scheint gleichsam, daß sie zu seiner Ausrottung eher die Manier wählt, seine weitverbreiteten Wurzeln abzuschneiden, als es geradehin am Stamme zu beschädigen. In seiner völligen, ganz nackten Form flößt es Grausen ein, und läßt keinen Raum zu lachenden und angenehmen Vorstellungen. Daher die Komedie, gezwungen den Scherz und launigten Spott gegen dasselbe zu gebrauchen, sich lieber an die kleineren Fehler macht, welche Abartungen des herrschenden Lasters sind, und im Privatleben am fühlbarsten werden. Selbst trägt es sich oft zu, daß sie nicht gerade die Gebrechen bestreitet, welche eigentlich den Ruin der bürgerlichen Gesell-

schaft hervorbringen, sondern sich daran begnügt, die milderen Schwächen ins Licht zu stellen, aus denen für die Gesellschaft höchstens nur Langeweile und Unbequemlichkeiten erwachsen.

Diese Schwächen aber, so gleichförmig sie auch aus der nämlichen fehlerhaften Quelle entspringen, verändern doch jedesmal nach dem herrschenden Tone der Sitten Farbe und Gestalt. Der Geitzige, der Verstellte, der Hochmüthige, der Tölpel, wurden von Theophrast beschrieben, so wie dieselben in Athen erschienen, von Bruyere in dem Gewande, welches sie in Paris trugen. Aber beide, vortrefliche Beobachter, weichen übrigens in ihren Gemählden von einander in eben dem Verhältnisse ab, als die Sitten in Athen sehr verschieden von denen in Paris waren. Indeß die Komedie folglich die Gebräuche und besonders die Mode darstellt, oder vielmehr aus ihnen die mangelhaften Karaktere heraushebt, ahmt sie dieselben zuweilen ganz getreu nach, zuweilen fügt sie ihnen auch noch einige freiere Pinselstriche hinzu, wodurch sie natürlich merklicher und in die Augen fallender werden. Auf diese Art setzt sie eine Schilderung zusammen, welche durch ihre Aehnlichkeit mit der Natur den Zuschauer zum Lachen reizt, und auf dem Wege des Vergnügens ihn nicht selten zu einer Selbstverbesserung hinlenkt.

Wenn man also die Sitten des sechszehnten Jahrhunderts genauer betrachtet, so kann man unmöglich leugnen, daß sie den Rost der vorhergehenden Zeiten noch sehr merklich an sich tragen; und daß ebenfalls diesem gemäß die Leidenschaften sich mit weit größerer Energie, und beinahe in ihrer ganz natürlichen, vom gesellschaftlichen Leben noch um nichts gemilderten Rauhigkeit darstellten. Die Zwistigkeiten und der Familienhaß, welche damals in fast allen Städten Italiens herrschten, flöß-

ten den Bürgern derselben eine barbarische Wildheit ein. Diese machte jene Streitigkeiten erblich, und mitten im Schooße der Familien, wo nur Friede und Eintracht wohnen sollten, brüteten Rache, Wuth und Verrätherei. Und obgleich jetzt tausend Mißhelligkeiten die Menschen nicht weniger trennen, so sind dieselben doch ungleich milder als jene, weil zu ihrer Unterhaltung kein öffentliches Interesse mehr beiträgt, und weil die Leidenschaften, von unvermeidlichen Gesellschaftsverhältnissen oftmals einander genähert, sich mit einem Schleier von Verstellung bedecken, der ihr Aeußeres völlig verändert. Der Einfluß, den das politische Uebergewicht einer oder der andern Parthei sich auf die Besitzungen und auf das ganze zeitliche Glück in jenen unruhigen Zeiten verschaffte, zwang jedermann zu einer ernstlichen Theilnahme am Schicksale einer von ihnen, und ganz unbekannt blieb daher die Klasse der friedlichen Staatsbürger, die jetzt im Schutze und Schatten festgestellter und beobachteter Gesetze ihres Eigenthumes ruhig genießen.

So schöpfte ebenfalls die Leidenschaft der Liebe theils aus den Ideen des Ritterschaftswesens, von denen sich in den Sitten immer noch einige Spuren erhielten, theils aus dem Platonismus, der damals mehr als jemals im Schwange gieng, ihre wunderbaren, unnatürlichen und romanhaften Begriffe. Die strenge, beinahe mehr als klösterliche Eingezogenheit, in der man das schöne Geschlecht von der übrigen Welt absonderte, versagte darum den schlauen, verstohlenen, und deshalb eben um so ausschweifenderen Begierden nicht gänzlich den Zugang. Dieselben Laster und Gebrechen, welche einen Hausvater, oder einen unbesonnenen jungen Menschen jetzt um nichts weniger nachtheilig für die bürgerliche Gesellschaft machen, erhielten damals unter so abweichenden Familienverhältnissen ein ganz

anderes Ansehen. Der Umgang und die allergewöhnlichsten Gebräuche des Lebens waren von den unsrigen so ausnehmend verschieden, daß es sich schwerlich ausmachen ließe, ob jemand aus diesem Zeitalter, oder dem des Augustus, wenn er unter uns zurückkehrte, verwirrter und verlohrener seyn würde? — Die Mode hat das Gewand aller Fehler, ja einer jeden Bewegung der Seele verändert, und gewöhnt, dieselben nach unserem Branche gekleidet zu sehen, erkennen wir sie kaum in einer von der angenommenen so sehr abstechenden Tracht wieder.

Ein Liebhaber jener Zeit brachte die entsetzlichsten Nächte mit einer Guitarre in der Hand, unter dem Balkon seiner Schönen zu. Ein leises Geräusch, das er an den eisernen Stäben desselben vernahm, ein Knistern des seidenen Gewandes, ein Seufzer, ein verstohlener, scheuer, einsylbigter Laut, waren reichliche Belohnungen für den schlaflosen Kummer, für die Gefahren der Unternehmung, für Regen, Sturm und Gewitter. — Erkennt man hierin vielleicht den Geist und das Wesen der neuern wohlriechenden Stutzer? — So könnte man ohne Mühe noch tausend andere Beispiele auffinden, wo die Sitten ebenfalls in den Karakteren, Fehlern und Leidenschaften überhaupt eine sehr beträchtliche Veränderung hervorbrachten. Dieser Einfluß dehnte sich aber natürlich auf den Zusammenhang, den Knoten und die Auflösung der Verwickelung im Schauspiele aus. Daher scheinen uns auf den ersten Anblick die Intriguen aus dem sechszehnten Jahrhundert entweder wunderbar, oder kalt, oder unwahrscheinlich, und darum immer mehr oder weniger von dem Anziehenden entblößt, welches die Aufmerksamkeit des Zuschauers wach erhält, der auf der Bühne die Darstellung ihm genau bekannter und naher Gegenstände, aber nichts von fremden und entfernten Dingen erwartet.

Ebenfalls verdankt die italienische Komedie den Sitten jenes Zeitalers ihre schmutzigen Ausdrücke, unanständigen Episoden, und die zügellose Freiheit überhaupt, wodurch sich größtentheils ihre Schauspiele auszeichnen. Dies ward zu einem Hauptgrunde, warum die Geistlichkeit endlich dagegen aufstand, die Fortschritte der Bühne, damit zugleich auch des guten Geschmackes darin hemmte, und endlich die Schauspieler selbst zu einer Art von öffentlichen Entehrung verdammte. Nicht sehr viel besserte sich das italienische Theater in diesem Punkte, selbst während der Erziehung und Fortbildung durch die darauf folgenden Jahrhunderte, aber zum wenigsten lernte man darin, diese anstößigen Dinge mit einer Art von Schleier zu bedecken, und dadurch erträglicher zu machen. Vielleicht trug auch zur Freiheit jener Zeiten nicht wenig die pünktliche Nachahmung der alten Schriftsteller bei, welche sich ebenfalls nicht immer hinreichend in den Schranken der Ehrbarkeit hielten.

Ebenfalls wurde die Schreibart und die Manier des Dialoges (keine von den unbedeutendsten Schönheiten der Komedie) nachher von den Sitten und der Mode beträchtlich verändert. Vielleicht mag dieser Wechsel, der sich von einem vertrauteren Umgange mit Ausländern herschreibt, dem reinen toskanischen Style im Grunde zum Nachtheile gereichen, allein es bleibt gewiß, daß die Italiener jetzt im freundschaftlichen Gespräch weit mehr Kürze und Nachdruck besitzen, und sich einer der alten Art ganz entgegensetzten Sparsamkeit von Worten befleißigen. Daher haben manche Schönheiten der Sprache, Feinheiten im Ausdrucke, Scherze und Wortspiele, welche damals einen Hauptzierrath des Dialoges ausmachten, jetzt den größten Theil ihres Werths eingebüßt; jene Art weicht so sehr von der unseres gemeinen Lebens und Umganges ab, daß

wir in ihr kaum noch eine Spur von Natur und Wahrheit erkennen.

Wenn folglich die Veränderung in den Sitten jetzt fast alle Karaktere, Verwickelungen und den Styl der Komedie des sechszehnten Jahrhunderts unwahrscheinlich macht, und gänzlich von dem Anziehenden entblößt, dessen sie auf der Bühne bedarf, so versagt man ihr mit Recht zu dieser den Zugang; doch behält sie darum in Rücksicht des Zeitalters, in dem sie entstand, nicht weniger ihren Werth. Und in der That liest man immer noch diese Stücke nicht ohne alles Vergnügen; nur bedarf es, um ihrer wahren Schönheiten, und besonders ihres versteckten Salzes inne zu werden, eines eigenen Studiums, nicht selten gleich denen des Plautus und des Terenz.

Die Komedie spricht von der Bühne zum Volke, und will es durch eine kluge Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, des launigten, fröhlichen Scherzes mit der stechenden Satyre nicht nur aufheitern und ergötzen, sondern auch belehren und verbessern. Aber weder die eine, noch die andere Absicht kann sie füglich erreichen, wenn sie sich in einem dem Zuschauer ganz fremden Gewande darstellt, so wie dies ohngefähr der Fall mit den Theaterstücken des sechszehnten Jahrhunderts seyn würde. Hieraus erhellt, daß die Mühe, welche so viele gute Köpfe jener Zeiten auf die Vollendung ihrer Arbeiten verwendeten, keinesweges hinreichte, um einen feststehenden, keiner Veränderung nicht mehr unterworfenen Geschmack in der Schauspielkunst zu bilden, und einzuführen.

Man werfe mir nicht die Wirkung ein, welche die Sitten der Alten, so wie die entfernter, uns gänzlich unbekannter Nationen, zuweilen auf unserer Bühne hervorbringen. Denn theils betrachten wir jene, durch den verschönernden Nebel der Zeit

hindurch, mit einer Ehrfurcht, welche sich keinesweges auf uns viel näher liegende Jahrhunderte, — und auf die aus der Mode gekommenen Gebräuche unserer eigenen Voreltern erstreckt; theils finden wir ebenfalls darin eine Quelle nützlicher Belehrung, die uns nachher in so manchem andern wissenschaftlichen Fache wieder zu gut kommt. Diese endlich gewähren uns ein ähnliches Vergnügen durch ihre Neuheit, und durch' den Unterricht, welcher oft deshalb von einer um so größeren Wichtigkeit scheint, weil er sich mit einem uns gleichzeitigen Gegenstande beschäftigt.

Um also meine Bemerkungen über die Komedie des sechszehnten Jahrhunderts in wenige Worte zusammen zu fassen, wiederhohle ich, daß die Arbeiten derselben entweder zu sclavische Nachahmungen der Alten waren, und daher dem gewöhnlichen Schicksale der Kopien, der Vergessenheit, nicht entgiengen, oder daß sie die Sitten ihrer Zeit darstellten, und darum später unnützlich wurden, weil die Veränderung der Gebräuche sie auch eines jeden Gepräges von Wahrscheinlichkeit beraubte. Für die Gelehrten mögen sie daher leicht zu einer angenehmen Beschäftigung dienen, aber wohl schwerlich den Zuschauern zu einer erheiternden und belehrenden Unterhaltung.

(Wird fortgesetzt.)

III.

Hat Schlözer Recht, wenn er in seiner Weltgeschichte sagt: „dumme Menschen zu ihrem Glücke „zwingen, heißt sie regieren; die meisten Men„schen sind dumm, müssen also regiert werden?"

Der Name Schlözer steht seit mehr als einem Vierteljahrhunderte in so großer, allgemeiner, und wahrhaft verdienter Achtung, daß es nur dem eingebildeten Thoren einfallen kann, an ihm zum Ritter werden zu wollen. Seine ausgebreiteten historischen Kenntnisse, sein eindringender Verstand, sein glänzender Witz, seine Freimüthigkeit, auch da die Wahrheit zu sagen, wo sie Gefahr bringt — alle diese Eigenschaften vereinigen sich nur selten in einem Sterblichen. Mehr als einmal ward er von furchtbaren Gegnern angegriffen: und immer ging er triumphirend vom Kampfplatze, wie neulich noch der berühmte Freiherr von Moser erfahren hat. Daß er dennoch bescheidnen Widerspruch vollkommen ertragen kann, davon bin ich selbst ein überzeugendes Beispiel! Im April der Berliner Monatsschrift 83 behauptete ich gradezu gegen ihn, daß Carl XII. von Schweden nicht von der Hand eines Meuchelmörders, sondern vom Feinde erschossen sey: er nahm dies so wenig übel, daß er sich vielmehr in seinem Briefwechsel sehr günstig über meinen Aufsatz äußerte. Wenn ich also auch jetzt eine abermalige kleine Controvers

gegen ihn eröfne; wenn ich eine Stelle von ihm, die mir bedenklich scheint, einer strengen Prüfung unterwerfe: so entferne ich mich dadurch so wenig von meiner Achtung gegen ihn, daß ich vielmehr einen neuen Beweis derselben gebe! Ich kann es nicht dulden, daß ein von ihm, blos zu kurz, zu unbestimmt ausgedrückter Gedanke gemißdeutet, oder gar gemißbraucht werde; dies giebt mir also die Feder — nicht gegen, sondern für ihn in die Hand!

Hätte Schlözer behauptet, „die meisten Menschen „sind kluge," so würde ich mich über diese Jünglings-Unerfahrenheit bei einem Manne schwerlich des Lächelns haben enthalten können: so weit bin ich entfernt, an eine allgemeine Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zu glauben; so sehr habe ich mich überzeugt, daß es bis dahin — vielleicht noch weiter ist, als bis zum Jahre 2440! Schlözer behauptet das Gegentheil, und sagt gradezu „die meisten Menschen „sind dumm;" dies sollte ich nun nothwendig unterschreiben: und doch liegt in diesen Ausspruche für mich etwas empörendes; etwas, das ich nimmer einräumen kann! Um mir dieses dunkle Gefühl deutlich zu machen, muß ich vor allen Dingen fragen, was heißt dumm? Hier weis ich nun nicht anders als: Dummheit bezeichnet entweder eine absolute, oder doch eine relativ sehr große Unfähigkeit zu deutlichen und zusammenhängenden Begriffen. Sie ist eine angebohrne, oder zugezogene Schwäche des Vorstellungsvermögens, von der jedoch die Handlungsweise unmittelbar abhängt. Wer dumm ist, muß nothwendig auch verkehrt handeln; wer klug ist, kann, durch Leidenschaften getrieben, ebenfalls unendliche Verkehrtheiten begehen, aber sie quellen nicht aus Unfähigkeit des Verstandes, sondern eben aus jenen Leidenschaften, ohne welche

er unstreitig anders und besser gehandelt hätte. Himmelweit verschieden von der Dummheit ist die Unwissenheit! Diese ist blos ein Mangel, nicht der Kraft selbst, sondern nur derjenigen Objecte der Kraft, die allein durch positiven Unterricht in die Seele kommen können. So bin ich z. B. in der Chinesischen Sprache — nicht dumm, aber gänzlich unwissend; dumm würde ich nur alsdenn seyn, wenn ich nach langem, gründlichen Unterrichte dennoch immer nichts davon faßte. Nun ist es keinesweges gegen den Sprachgebrauch, beide Bedeutungen in dies eine Wort zu legen; da sie aber so weit von einander abgehen, welches von beiden ist denn der eigentliche Sinn: „die meisten Menschen sind stupide" oder etwa nur „die meisten Menschen sind unwissend?" Nur gegen das erste, nicht gegen das zweite, empört sich mein Gefühl; und wie könnte es anders? Es ist eine peinliche, ich mag sagen ekelhafte Empfindung, nur einen einzelnen, ächten Dummkopf vor sich zu sehen! Spanne ich nun gar meine Imagination an, und denke mir den größten Theil des Menschengeschlechts, wie ihm, mit unverkennbaren Zügen, die Dummheit schon aus dem verschobenen Gesichte hervorstarrt, so erwächst daraus ein Bild, das nicht gräßlicher seyn kann! So gräßlich indeß wie es wolle, was hülfe alles Sträuben, wenn es denn doch wahr wäre: aber eben, ob es wahr ist, daran muß ich mehr als blos zweifeln! Zwar — wo ist der himmelhohe Standpunct, von welchem herab sich die ganze Menschheit überschauen läßt; und ganz muß sie ja doch derjenige ins Auge fassen, der von der Dummheit der meisten, und von der Klugheit der übrigen ein sichres Urtheil fällen will! Das Gegentheil behaupten, setzt den nehmlichen Standpunkt voraus, auf den ich auch dann noch Verzicht thun würde, wenn ich wie

Schlözer das ganze Gebiet der Geschichte durchreiste, und wie Forster die Welt umsegelt hätte. Ich kann nichts, als von einem sehr kleinen Theile aufs Ganze schließen; eine trügliche Schlußart, aber in Ermangelung einer bessern oft die einzige, die in unsrer Gewalt steht. Wenn ich dann von dem kleinen Völkchen, unter dem ich lebe, und welches ich einigermassen kenne, auf das Ganze schließen darf, so finde ich unter beiden Geschlechtern, unter allen Ständen, weit mehr gesunden als verkrüpelten Menschenverstand, weit mehr Offenheit als Stumpfheit des Kopfs. Ein extra Dummer scheint mir eine eben so seltne Erscheinung, als ein extra Kluger; und nur in den Irrhäusern zu Brieg und Jauer sind mir Feuerländische Gesichter vorgekommen, deren Anzahl jedoch gegen die ganze Volkszahl verschwindet. Unwissenheit hingegen, und das leider in den wichtigsten und nothwendigsten Wahrheiten, räume ich, troz aller Aufklärung des Jahrhunderts, auf das erste Wort bei dem größten Theile ein. Die Ursach ist ja klar! Schlözer tadelte es, dünkt mich, einmal an Peter I, daß er an die obere Etage seines Staats so vielen Fleiß verwandt, aber die untere so ganz vernachläßiget hätte, oder ohne Allegorie, daß er eine Akademie der Wissenschaften, aber keine Volksschulen errichtet! Sind wir denn gegenwärtig in unsern Staaten schon viel weiter? Volksschulen genug: aber wie sind noch die meisten beschaffen? Statt aller Klagelieder, will ich für sie einen sehr triftigen Entschuldigungsgrund anführen, der auch dann noch Statt haben wird, wenn sie der Vollkommenheit schon viel näher sein werden! Daß unter den Studirenden, wenigstens viele zu wahrer Aufklärung gelangen, rührt, außer den Talenten, der Güte des Unterrichts, dem Fleiße, vornehmlich auch daher, daß sie denn

doch bis zu ihren Jünglingsjahren auf Gymnasien und Universitäten ausdauern. Der Volks- und Bürgerschule hingegen entläuft der Knabe schon als wirklicher Knabe; wenn so eben die Jahre anbrechen, wo der Lehrer ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen, ein Räsonnement von längerem Athem (mit den Franzosen zu reden) anstellen könnte, dann kehrt er der Schule auf ewig den Rücken, vergißt schnell, was er nur flüchtig faßte, und die Vorurtheile der wirklichen Welt reißen wie ein Strom die, noch lange nicht tief genug gewurzelten, gesunden Urtheile und Grundsätze aus der Seele. Ueber Unwissenheit also bin ich mit Schlözern vollkommen einverstanden: aber eben deshalb kann ich es über Dummheit nicht seyn. Wer mag es leugnen, daß jene für sich schon ein großes Uebel ist: aber sie ist ein abhelfliches, so lange nur gesunder Menschenverstand da ist! Nur Unterricht, und der Unwissende wird lernen, und in diesem Sinne dumm zu seyn aufhören. Wen aber wahre Dummheit drückt, den wird, wie es in einer Minnesinger-Fabel heißt:

— — die Schule zu Pareiß
an Sinnen nimmer machen weiß! —

Und hier fürchte ich eben manchen Mißbrauch, manche schädliche Consequenzenmacherei aus Schlözers Behauptung! „Die meisten Menschen sind dumm; o welch ein wahres Wort, „(ruft vielleicht mehr als einer von meinem eignen Stande „aus!) Darum lernen die Buben nichts bei mir, ich mags „anfangen wie ich will!“ Der arme Wicht! Er hätte eigentlich sagen sollen: welch ein Unwissender bin ich selbst! Welch ein Stümper in der Methode! Wie so ganz fremd mit dem Geiste und Herzen der Jugend! Darum können die Knaben nichts bei mir lernen, und hätten sie Engels-Verstand! —

„Die

„Die meisten Menschen sind dumm, ruft ein andrer — und „boshaft dazu; darum müssen sie nicht wie Menschen, son„dern als Sclaven behandelt werden!“ Hierauf habe ich nichts zu erwiedern, als — Asmus Schreiben eines parforcegejagten Hirsches! — An diesen und ähnlichen Auswüchsen ist Schlözer rein und unschuldig; er will lediglich aus der Schwäche der Menschheit die Nothwendigkeit der Regierung ableiten; aber hier eröfnet sich für mich ein neues Feld der Controvers!

„Die meisten Menschen sind dumm; müssen also „regiert werden.“ Wie wahr, auf der einen Seite! In unserm neuen Gesetzbuche heißt es gleich im Anfange: „Diejenigen, welche wegen — eines Mangels an Seelenkräf„ten ihre Angelegenheiten nicht selbst gehörig wahrnehmen „können, stehen unter der besondern Aufsicht und „Vorsorge des Staats. Der, welchem der Staat die „Sorge für die Angelegenheiten solcher Personen aufgetragen „hat, wird Vormund genannt.“ Aber sollte denn wohl Bevormundung und Regierung einerley seyn, und die letztere sich auf den nehmlichen Grund stützen, wie die erste? Wie, wenn ich grade umgekehrt behauptete, Vormundschaft schliest Regierung aus? Und so ist es! Jede Gesellschaft von welcher Art sie auch sei, kann einen Dummen wohl unter sich dulden, und dabei die nöthigen Anstalten treffen, daß er weder sich noch andern schade: aber ihn eigentlich als Mitglied brauchen kann sie nicht! Eben so kann auch der Staat den wahrhaft Dummen nur als einen Gegenstand des Mitleids schützen, hüten, und verpflegen lassen: aber ihn zum thätigen Bürger machen, das kann er nicht, weil dazu unumgänglich Verstand gehört. Selbst Schlözers eigne Definition vom Re-

gieren paßt nicht auf den Dummen. „Menschen zu ihrem „Glücke zwingen, sagt er, heißt sie regieren!" Nun giebt es gewiß für den Dummen kein größeres Glück als — klug zu werden; der Staat erzwinge es doch einmal, wenn er kann! Das Glück aber, was er mit Hund und Katze gemein hat, bedarf wiederum keines politischen Zwanges, und die Natur erzwingt es schon von selbst! — Doch ich habe gegen diese Definition noch mehr einzuwenden! Sie ist vom Jahre 85; also vor der Französischen Revolution, wo es noch nicht so nöthig war, jedes Staatsrathliche Wort auf die Goldwage zu legen. Gegenwärtig aber sollten die politischen Schriftsteller, die wie Schlözer zwischen Despotismus und Anarchie die goldne Mittelstraße halten, es sich zur heiligen Pflicht machen, von der Regierung im allgemeinen nie ein anderes als großes und würdiges Bild zu entwerfen, weil sie sonst auch wider ihren Willen den Hang zur Anarchie verstärken können. An dieser Größe und Würde fehlt es nun offenbar jenem Bilde! Es fängt vom Zwange an, also grade von dem, was dem so epidemisch gewordenen Freiheitsgeiste am meisten zuwider ist — und stellt den Staat als einen Zuchtmeister vor. Ist denn dieser Zwang, zu welchem ich das Recht gar nicht ableugne, das Wesen des Staats selbst, oder nur — durch die Beschaffenheit der Menschen, ein Accidens desselben? Ist der Staat nichts mehr und nichts weniger als ein Lictor, oder hat er blos einen Lictor, der hinter den Gesetzen hergeht, und nur die Uebertreter desselben züchtiget? War es also nicht ganz zweckwidrig, und unrichtig dazu, den Lictor vorne an zu stellen? Und nun zum Glücke zwingen: welch ein abschreckender Ausdruck einer an sich höchst wohlthätigen, höchst nothwendigen Sache! Wenn, nach Schlözers

eigner Vorstellung, Unsicherheit den Menschen in den Staat trieb, nun so war es ja natürlich das erste Geschäft des Staats, und ist es noch, dieser Unsicherheit abzuhelfen. Wie kann das möglicherweise anders geschehen, als daß eine höchste Macht, sie stehe nun in eines oder mehrerer Händen, zuförderst überlege, was denn eigentlich gesichert werden soll; wodurch es bisher unsicher gemacht worden, und welche Maaßregeln für die Zukunft zu ergreifen sind, damit dieses Unheil ein Ende nehme? Diese Ueberlegung wird beinahe mechanisch auf das nehmliche fallen, was noch heut zu Tage, (noch kürzlich erst in Deutschland) alle überwundene Völker von ihren Siegern flehen; Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Die höchste Macht wird also diese Sicherheit der Personen und des Eigenthums in einzelne Gesetze fassen, wird diejenigen Handlungen, die ihr entgegen sind, zu Verbrechen erklären, und eine verhältnißmäßige gesetzliche Beraubung des Lebens und Eigenthums als Strafe der Uebertretung festsetzen. Hier hätten wir also das, was wir heut zu Tage Criminal-Justiz nennen; die Basis eines jeden Staats und seiner innern Ruhe; sie, die allein das Schwerdt gegen den Bürger führt, das sonst nur dem Schedel des auswärtigen Feindes droht! Und doch, wie unpaßlich ist immer noch das Zwingen zum Glücke! Der rohe Mensch, ohne moralisches Gefühl, oder auch der moralische Mensch, im Rausche der Leidenschaft, denkt an kein Criminalgesetz, oder hofft ihm zu entrinnen, bis es ihn unversehens ergreift und zum Schafotte führt. Es zwingt ihn zum Tode, aber auch zum Glücke? — Möchte es nur noch alle übrigen von gleicher That abschrecken; so zwänge es wenigstens indirect, sich nicht unglücklich zu machen: allein ich

selbst sah eine Kindermörderin auf dem nehmlichen Platze sterben, wo sie vor sieben Jahren eine andre hatte hinrichten sehen, welche ihr sterbend die rührendsten, aber vergeblichen Ermahnungen gegeben. Kurz, der seiner Natur nach freie Mensch ist und bleibt unbezwinglich, außer auf dem Wege der Vorstellung: und sagt ihm diese das bloße simple nemimen laede, so hatte ihn nicht Galgen und Rad — nicht der politische, sondern der moralische Imperativ bezwungen. Je weiter wir nun den Staat in seinen Operationen verfolgen, desto schwächer wird allmählich der Zwang, und verschwindet zuletzt gänzlich; oder aber, das Glück verschwindet, wenn er bleibt. Nur ein Blick auf die Civil-Justiz! Entscheidung des streitigen Mein und Dein, zur Beruhigung beider Partheien, ist ihre augenscheinliche Bestimmung. Ich schlage die neue Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten vom Jahre 95 nach, und finde gleich im Anfange eine Aeußerung, die für das Glück sehr bedenklich lautet. „Auch bei der „zweckmäßigsten Behandlung, heißt es dort, bleiben Pro„zesse, wegen des nachtheiligen Einflusses, welchen „sie nicht nur auf die Glücksumstände, sondern auch auf „den sittlichen Character der Personen haben können, „stets ein in der bürgerlichen Gesellschaft möglichst zu vermei„dendes Uebel. Der Richter muß sich daher bemühen, die „entstehenden Prozesse durch gütliches Uebereinkommen beizu„legen." — Und wie steht es denn nun mit dem Zwange? Erscheinung beider Theile vor Gericht, und Ausdauer derselben bis zu Ende, ist doch wohl die unumgängliche Bedingung zur Entscheidung. Kann auch diese nur einmal allgemein erzwungen werden? Woher kämen denn sonst die so häufigen Verurtheilungen in contumaciam, die offenbar ein

bloßes Zerhauen, nicht aber ein Auflösen des Knotens sind? Ferner, soll vor Gericht nichts als die reine Wahrheit gesprochen werden; alles Leugnen, Verschweigen und Verstellen derselben ist auf das ernstlichste untersagt. Vergebliche Bemühung! Die Gerichtshöfe waren, sind, und werden stets nichts anders seyn, als Tummelplätze einseitiger, wo nicht gar zweiseitiger Lügen und Ränke, durch welche sich hindurch zu winden der Richter den Faden der Ariadne haben, und ihn nie aus der Hand lassen muß. Wem Wahrheit zu reden vorher schon nicht so natürlich war wie Luft zu schöpfen, der wird durch alle Admonitionen seine List und Schlauigkeit nur noch mehr gespornt fühlen, seinem Gegner das Leben nur noch saurer machen, und vielleicht zulezt doch noch in der Revisionsinstanz erhalten, was die beiden ersten Instanzen ihm absprachen. — Von der Polizey, diesem unermeßlichen Felde für den Staat, möchte ich am liebsten nicht erst zu reden anfangen, weil es zu schwer ist, sich hierüber kurz zu fassen! Irgend ein witziger Schriftsteller nannte sie einmal eine versteinerte Geburt, mit der die Staatskünst noch unter den Wehen arbeitet. Dies kann ich nicht einräumen; vielmehr finde ich, daß sie von nicht viel jüngerem Datum ist als die Justiz, und daß Egypten, Griechenland und Rom sie bereits gebohren haben. Davon aber bin ich überzeugt, daß hier noch mehr als bei der Justiz, Zwang und Glück Antipoden sind! Welche Polizey war zwangvoller, als die ehemalige Pariser: aber, auch welche Stadt in aller Absicht verdorbener! Man setze mir nicht London entgegen, wo bei weniger, oder gar keiner Polizey das Verderben um nichts geringer zu seyn scheint. In der Mitte liegt der Weg; wahres Bürgerglück erfodert allerdings Thätigkeit

der Polizey: aber welche? Errichtung weiser und zweckmäßiger Anstalten, welche das Uebel bei seiner Quelle verstopfen! Ein einziger Monte di Pieta, der dem armen Bürger ohne Interessen leiht, verscheucht den Wucher sichrer, und beugt tausend groben Verbrechen gewisser vor, als alle Gesetze und Strafen. Daß auch der gemeine Mann für solche Polizey Sinn hat, kann man nicht ohne Rührung im Volkmann von Italien lesen. Das Volk in Neapel heißt diese Anstalt nicht anders, als il sacro monte di pieta; „bei den größten „Aufruhren, wo der Pöbel geplündert und allerley Ausschwei„fungen begangen, hat er dieses Haus als ein Heiligthum „verschonet, ja sogar Wachen aus seinem Mittel zu dessen „Beschützung ausgestellet, und den Vorstehern des Hauses „ihre Geschäfte ungestört verrichten lassen." — Anbau, auch nur eines einzigen neuen Naturproducts, welch eine unermeßliche Wohlthat ist dies oft für ein Land! Jedem Leser werden hier sogleich die Kartoffeln einfallen; und wüste Schlözer die spezielle Geschichte unsers Kartoffelbaues in Schlesien, so würde er sie gewiß als ein frappantes Beispiel des Zwingens zum Glücke anführen. Wirklich hat der wahrhaft große Finanzminister Schlaberndorf, nicht blos den Anbau, sondern auch das Essen der Kartoffeln, mit dem Blitz und Donner der Polizey erzwungen; denn noch im Jahre 65 heißt es in einem Circuläre vom 28sten Juni: „da wir ver„nommen, daß der Eigensinn des Gesindes, welches die Tar„toffeln zu essen sich weigert, weil ihre Vorfahren solche nicht „gegessen, den Anbau derselben sehr zurückgesetzt; so habt ihr „überall bekannt zu machen, daß derjenige oder diejenige, so „sich dergleichen Eigensinn zu Schulden kommen läßt, des„halb zur ernstlichsten Verantwortung gezogen wer-

„den soll.“ Allein ich kann mich darum noch nicht überwunden geben! Einmal hätte sich die Sache gewiß eben so gut und noch besser, durch bloßes Beispielgeben einführen lassen; und dann kam der Polizey, nachdem die Furcht nur den ersten Versuch erzwungen, der Wohlschmack der Kartoffeln, oder wie Asmus sagt, das Magenpflaster zu Hülfe. Hätte der nehmliche Minister mit gleichem Nachdruck den Anbau der Rhabarber betrieben, und bei Zuchthaus und Festung verordnet, alle Vierteljahre eine Dosis davon einzunehmen, ich bin überzeugt, das Volk wäre ewig nicht zum Gehorsam zu bringen gewesen! Doch — Kartoffeln und Rhabarber sind beides Dinge von ganz sinnlicher und greiflicher Natur: der Staat maßt sich aber auch das Recht über rein geistige und moralische Gegenstände an! Er legt sich das jus circa sacra bei; er übt die Oberaufsicht über das gesammte Schul- und Erziehungswesen aus! Daß in beiden unzähligemal Zwang angewandt worden, wer zweifelt daran, der die Geschichte nur obenhin kennt: aber schlug er auch nur einmal zum Glücke aus? Frankreich am Ende des vorigen, und Salzburg am Anfange des jetzigen Jahrhunderts, wollte seine protestantischen Bürger zum Catholicismus zwingen, zwang sie aber statt dessen, da das Jahrhundert zu Hußischen Scheiterhaufen bereits zu helle geworden war, zur Auswanderung: Also zum wirklichen Unglück; Brandenburg und andre Staaten nahmen die Vertriebenen mit Freuden auf, ließen sie die Gottheit ganz nach ihrer Art verehren, und machten sie durch die Verstattung dieser Freiheit glücklich und zufrieden. — Der Staat setzt einen Prediger, der einen unexemplarischen Wandel führt, ohne Umstände ab; eine Operation, wogegen gar nichts einzuwenden zu sein scheint, indem wirklich bei

einem Geistlichen schlechtes Beispiel mehr niederreißt, als je gute Lehre bauen kann. Gleichwohl stehe ich keinen Augenblick an, es laut zu sagen, daß wenn die Gemeine, die ja doch weiß, daß ihr Geistlicher ein Mensch und kein Engel ist, ihm den etwa begangenen Fehltritt verzeihen, und ihn gern und willig beibehalten will, daß in diesem Falle der Staat ohne Bedenken einwilligen sollte. Einen Nachfolger zu geben, ist leicht, aber ihm ins Herz sehen, ist schwer; er kann vielleicht in seiner äußern Aufführung sehr correct, und doch ein schändlicher Pharisäer sein, beladen mit dem Haß und der Verachtung der ganzen Gemeine, die es dennoch nicht dahin bringen kann, ihn los zu werden. So ist es im Geistlichen: und wie denn nun im Schulfache? Die Universität, als die oberste Etage genommen, so wäre ich wohl begierig zu wissen, was Schlözer für Augen machen würde, wenn ihm von Hannover aus ein Plan zugeschickt würde, wie er künftig, bei Vermeidung unliebsamer Verfügungen, — die Geschichte zu dociren habe? Ich kenne mehr als einen landesherrlichen Schulplan, der gedruckt sich treflich ausnimmt, aber in der Praxis im Winkel liegt, weil es an der einzigen Kleinigkeit fehlt, daß keine Leute da sind, die ihn ausführen können und wollen. Weder das eine noch das andre ist auch hier mit einer ganzen Armee zu erzwingen, sondern lediglich durch weise und zweckmäßige Anstalten zu bewirken!

Nur im Fluge, und mit sehr disparaten Beispielen habe ich die Schlözersche Definition angegriffen: aber doch dürfte es meinen Lesern, wenigstens sehr zweifelhaft geworden sein, ob regieren, und dumme Menschen zum Glücke zwingen, wohl so ganz einerlei sei! Aber wenn nun diese Erklärung unrichtig ist, welches ist denn die Wahre? — Wer

tadelt, macht sich deshalb noch nicht anheischig, besser zu machen: aber wer Wahrheit sucht, theilt gern mit, was er gefunden hat, damit es ebenfalls durch das Feuer der Critik — vernichtet oder bewahret werde! Also denn: Ich nenne einen Staat ganz simpel eine, unter eine höchste Macht vereinte Gesellschaft von Menschen; und regieren — die Anwendung dieser höchsten Macht. Die Vertheilung derselben giebt die verschiedenen Regierungsformen: die Art der Anwendung aber die Güte oder Schlechtheit der Regierung selbst. Geschieht sie ganz gesetzlos, so ist die Regierung, nicht die Regierungsform despotisch! Ich halte diesen Unterschied für erheblich; ohne ihn wird man immer uneingeschrenkte Monarchien, wenn sie auch noch so gesetzlich sind, als Despotien verschreien, und dabei vergessen, daß alle Regierungsformen in Despotismus ausarten können, und daß er nie in der ganzen Welt schrecklicher gewütet hat, als in dem republicanischen Frankreich. Wir gesitteten Europäer erwarten nun schon nicht anders, als daß unsere Regierungen gesetzlich seyn; da es aber eben sowohl weise als unweise Gesetze giebt, so nennen wir diejenigen Regierungen gut, deren meiste Gesetze weise sind, und umgekehrt. Meine Definition scheint weniger zu enthalten, als die Schlözersche; aber im Grunde enthält sie mehr! Sie umspannt die dummen Menschen ebenfalls, aber auch die Weisesten! Sie schliest den Zwang, da wo er anwendbar ist, keinesweges aus: aber sie faßt auch alle sanftern und gelindern Anwendungen der höchsten Macht in sich! Sie läßt dem Glücke, aber auch dem Unglücke Raum: und muste es denn nicht um der Vollständigkeit willen so seyn? Wie kräftig sagt Schlözer selbst: „Armes Menschengeschlecht, wie ging es dir von jeher mit

„deinen Regenten! Nimrode, statt dich zu beschützen „und zu vervollkommnen, statt deine Tätigkeit zu ermun„tern, und ihr die wahre Richtung zu deinem Glücke zu „geben, hemmten solche oft, oder leiteten sie nur, wie der „Reuter die Kräfte seines Rosses.“ Nun dann, die Staaten dieser Nimrode hörten darum doch nicht auf, Staaten zu seyn? — O es ist eine erhabene, eine den Geist hinreißende Betrachtung, die ich von niemand lieber ausgeführt wünschte, als von Schlözer selbst, „wie unendlich viel „gutes, aber auch wie unendlich viel böses die, in Staaten „vereinte Menschheit wirken kann!“ Die ersten, welche die Furcht vor Unsicherheit antrieb, einen contract social — mit einer höchsten Macht, zu errichten, ahndeten wohl nie, daß darin ein Keim zur höchsten Unsicherheit, so arg wie im Naturstande, liegen könne; und die andere, die durch Nimrods Keule gewaltsam in den Stall des Staats getrieben wurden, dachten wohl noch weniger, daß diese Keule sich allmählig in einen sanften Scepter mit weisen Gesetzen und heilsamen Anstalten verwandeln könne, unter dem es sich glücklich und zufrieden leben läßt. Wir jüngsten Kinder Adams, die wir unsern Vorfahren von beinahe sechs Jahrtausenden auf den Schultern stehen, sehen von dieser Höhe den Grund beider Erscheinungen leicht ein. Mancher einzelne Mensch, wie viel vermag er nicht schon — ein Herkules durch seine körperliche Stärke, ein Archimedes, ein Newton, durch seine Geisteskraft! Wenn nun eine höchste Macht alle diese isolirten Kräfte wie ein Sturmwind mit sich fortreißt und zu einem Ziele lenkt, können die Wirkungen wohl anders als erstaunlich seyn? Wie kleinlich sind dagegen die griechischen Mythen von dem hundertarmigen Briareus oder von dem hundertäugigen Argus. Hier sind Millionen Arme und Augen auf einen

Wink bereit, auf einen Zweck gerichtet! Auf welchen aber? Hievon hängt auf unsrer Seite freudiges — oder schauervolles Erstaunen ab. Die Alexanders der alten und neuen Zeiten verwüsten die Erde und waten im Menschenblute, um den Kitzel des Ehrgeizes und der Herrschsucht zu befriedigen; welcher Menschenfreund kann sich des Wunsches erwehren, daß ihnen doch nie eine solche höchste Macht zu Gebot gestanden hätte, die sie blos zu mißbrauchen, aber nicht zu gebrauchen wußten. Doch — diese Seite der Geschichte ist, dünkt mich, hinlänglich beleuchtet; das Uebel, was von den ältesten Zeiten an, in und durch Staaten geschehen, ist in tausend Büchern mit gräßlichen Zügen geschildert. Weit weniger ist auf der andern Seite das unendliche Gute dargelegt, was dem Staate lediglich seinen Ursprung zu danken hat. Erfinder, z. B. sind nach Schlözers Behauptung, die Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte; mit einleuchtender Wahrheit lehrt er die Wichtigkeit — eines Stücks Brod, eines gedruckten Blatts Papier, einer Taschenuhr, ꝛc. welche Erfindungen zusammengenommen den gegenwärtigen Grad der Cultur bestimmen. Nun dann, daß alle diese Erfindungen dem menschlichen Geschlechte wirklich nützlich werden konnten, daß sie von Stufe zu Stufe vervollkommnet, aus einer Hand in die andre gehen, unter allen Revolutionen Jahrtausende überleben und dem Zahne der Zeit Trotz bieten konnten, das ist das Werk des Staates! Die Natur zeugt die Erfinder, und der Staat erhält bis in die spätesten Zeiten die Erfindungen. Schlözer spricht von noch einem besondern, hieher gehörigen Gegenstande nie ohne Enthusiasmus. „Posten, sagt er, diese unermeßliche „wichtige Erfindung der Pariser Universität, gehen jetzt in der „Welt so weit, als die Menschheit geht. In Asien (das nörd-

„liche russische Asien und Sina ausgenommen), und in ganz „Afrika, ist kein Postillion, folglich auch kein kultivirter „Statt.“ Wohl, die Ehre der Erfindung gehöre immerhin der Pariser Universität: aber nur der Gedanke zu einer Post setzte bereits den Verein der Menschheit in Staaten voraus; und — beiläufig — diese Erfindung ist offenbar mehr für kluge als dumme Menschen kalkulirt, und führt ohne Zwang zu einem Grade des Glücks, von dem der Naturmensch nicht einmal einen Begriff hat!

Fern sei es von mir, mit diesen Aeußerungen den nämlichen Mann belehren zu wollen, von dem ich sie meist entlehne: aber ich bedurfte sie, um auch noch die letzte Misdeutung zu heben, die sich von Schlözers Definition machen läßt.. „Dumme „Menschen zu ihrem Glück zwingen, heißt sie regieren.“ Kluge Menschen, könnte man hieraus folgern, bedürfen also keiner Regierung: und da jeder von seinem Verstande ungemein günstig denkt, so dürften am Ende wenige übrig bleiben, die regiert zu werden wünschten. — Man sage mir ja nicht, daß ich mit Schatten fechte! Schon seit mehrern Jahren hat man unter dem Volke einen Hang zur völligen Anarchie zu bemerken geglaubt, welcher Bemerkung ich jedoch nicht beitrete. Der angesesßne, arbeitsame Bürger ist seiner ganzen Lage nach ein Feind aller Revolution; er duldet oft — das Unglaubliche, um nur nicht sich und Weib und Kind unglücklich zu machen. Das liederliche Gesindel hingegen braucht wahrlich jenen Hang nicht erst zu lernen, und die Cartouche, Käsebiers und Consorten sind überall einstimmig für die anarchische Constitution. Allein es giebt da noch eine sehr große Mittelklasse von Menschen, und das ist unsre freie und ledige Jugend. Für sie fiel die französische Revolution gerade in die Epoche,

wo das Herz für die lebhaftesten Eindrücke empfänglich, und der Verstand noch nicht reif genug ist; es läßt sich daher kaum denken, wie sie von der Revolutionslust hätte unangesteckt bleiben sollen. So weit ich sie errathe, wäre sie nicht abgeneigt, mit dem Staate das kleine Experiment vorzunehmen, ihn uhrmäßig auseinander zu legen, um ihn auf gut republikanisch wieder zusammen zu setzen; wobei denn allerdings für die höchste Macht wenig zu thun übrig bleiben dürfte. Ich werfe demnach allen Ernstes die Frage auf: Macht Klugheit die Regierung überflüßig, und kann der Kluge, ganz ohne dieselbe, sein Glück selbst machen? Es wird hiebei vornehmlich wieder auf den Begriff der Klugheit ankommen. Gemeinhin versteht man darunter Wahl der besten Mittel zum Zweck, welche Wahl schon hellen Kopf, mit deutlichen und zusammenhangenden Begriffen voraussetzt. Den Zweck läßt man dabei unbestimmt; auch ein Lovelace bei sehr bösen Zwecken ist immer noch ein kluger Kopf: der Kluge hingegen mit sehr guten Zwecken, ein Weiser, ein tugendhafter Mann. Ich muß also weiter fragen: da jeder kluge Mensch einen Hauptzweck des Lebens haben muß, und er hier nur unter zweien die Wahl hat, persönliches oder allgemeines Wohl, (denn die Amalgamirung von beiden ist ein, von Kant erwiesenes Unding) — von welchem von beiden soll die Rede seyn? Ist es vom erstern, so habe ich ganz und gar keinen Begriff, wie eine Gesellschaft von solchen klugen Menschen, weder ohne, noch durch eine höchste Macht bestehen kann. Da jeder sich selbst als Zweck, und alle übrigen nur als Mittel ansieht, so entsteht daraus eine fürchterliche Antagonie der Kräfte gegen einander, die statt des persönlichen Glücks, den Untergang aller herbeiführen muß. Jeder wünscht

wohl eine höchste Macht, aber blos in sich elbst koncentrirt; und käme sie dennoch durch Usurpation wider seinen Willen zu Stande, so würde er sie entweder eludiren, oder zertrümmern. Da also die Frage von dieser Seite betrachtet sehr bald beantwortet ist, so bleibt nur der zweite Sinn derselben übrig: Macht Weisheit und Tugend die Regierung überflüßig, und kann der Weise, ganz ohne dieselbe, sein Glück selbst machen? Daß ein ganzes Volk von Weisen — oder um auch in der Fiction nicht auszuschweifen, ein ganzes Volk von gesundem Menschenverstande im Kopfe und allgemeinem Wohlwollen im Herzen, daß dieses die Regierung ungemein simplificiren und gleichsam abbreviren würde, ist kein Zweifel. Einer Criminal-Justiz bedürfte es dann gar nicht mehr; denn wie sollte es den klugen und guten Bürger möglich seyn, sich an der Person, der Ehre, und dem Eigenthum ihrer Mitbürger zu vergreifen? Die Civil-Justiz würde sich durch bloße Friedensrichter abthun lassen, da jede Parthei die andere liebte, und zur Aufopferung für das allgemeine Wohl bereit wäre. Tausend Befehle der Polizey, die jetzt einmal über das andre gegeben, und einmal über das andre übertreten werden — Verbot des schnellen Reitens und Fahrens, Vorsichtigkeit mit Feuer und Licht, Schießgewehr und Giften, Verfälschung der Lebensmittel, des Maaßes und Gewichts, ꝛc. — wären dann ganz überflüßig, indem alles dies zum sensus communis gehörte. Die Bettelpolizey, die am ersten noch den Namen einer versteinerten Geburt verdient, hätte ebenfalls ein Ende; denn kein Bürger, der noch arbeiten könnte, würde sich so weit wegwerfen zu betteln, und keiner, der arbeitslos oder arbeitunfähig wäre, würde von seinen Mitbürgern unbeschäftigt, oder unversorgt gelassen wer-

den! Was bliebe aber nun wohl noch für die Regierung übrig? O gleichwohl unzählich viel, und das selbst in dem Falle, wenn alle andre Völker gleicher Art wären, folglich kein Krieg zu besorgen, und die etwa entstehenden Differenzen ebenfalls durch höhere Friedensrichter auszugleichen wären! Um nur von unsrem sichtbaren Theile anzufangen, so würde ein kluges und gutes Volk allerdings ein Heer von Krankheiten nicht kennen, die jetzt unsre Sterbelisten schänden — schänden, sage ich, denn ursprünglich waren wir alle gebohren, nur an einer Krankheit, dem Marasmus senilis zu sterben! Aerzte aber wären gleichwohl nöthig: und wie viel kann nicht zur Bildung derselben der Staat beitragen! Der natürliche Instinkt leitet zwar einen Vesal von selbst auf die Zergliederung von Mäusen, Katzen, Maulwürfen ꝛc., aber eine Menschen-Anatomie, als stehende, und zum Unterrichte immer offne Anstalt, kann nur ein Staat errichten! Doch ich lege auf die ganze Arzneikunst bei weitem nicht das Gewicht, als auf die noch viel heilsamere Kunst, sie selbst möglichst entbehrlich zu machen; ich meine die medicinische Polizey. Wenn es weise und gut ist, das in den Brunnen gefallene Kind herauszuziehen und wieder zum Leben zu bringen, so ist es wahrlich noch weiser und besser, den Brunnen zuzudecken, damit das Kind gar nicht hineinfalle! Sonst galt Süßmilchs göttliche Ordnung für das Handbuch der Fürsten; jetzt möchte ich dazu noch lieber Franks System der medicinischen Polizey vorschlagen — ein Werk, was seiner vollen Ausführung nur dadurch um so näher kommen kann, je weiser und besser das Volk ist. Was weiter die, in so unzählige Zweige sich verbreitende Industrie anbetrift, so könnte hier am ersten der Trugschluß entstehen, daß die Regierung über-

flüßig sey, wenn alle Bürger nur fleißig und geschickt arbeiten. Freilich arbeitet der Staat nicht für den Bürger, damit dieser die Hände in den Schooß lege; vielmehr muß er selbst alle seine Kräfte anstrengen. Aber wie viele, mehrentheils unerkannte Wohlthaten und Erleichterungen gewährt nicht hiebei der Staat! Sehr schön nennt Schlözer den Menschen einen zweiten Schöpfer. „Dieser mächtige „Untergott, sagt er, schuf seine Lehen um; räumte Felsen aus „der Bahn, grub Seen ab, und pflügte dann, wo man sonsten schiffte. Durch Kanäle trennte er Welttheile und Provinzen von einander: durch andre leitete er Ströme zusammen, und führte sie in Sandwüsten hin, die er dadurch „in lachende Fluren verwandelte. Er plünderte vier Welttheilen ihre Producte ab, und versetzte sie in den fünften. Selbst Klima, Luft und Witterung gehorchten seiner „Macht ꝛc. Aber wem gelten denn wohl alle diese so verdienten Elogen, der vereinzelten — oder der unter eine höchste Macht vereinten Menschenmasse? Ich stehe keinen Augenblick an zu behaupten, daß bei aller Industrie nur die kleinere Partheien Sache des Bürgers, alle großen hingegen, wobei es auf Uebersicht des Ganzen und seiner Verbindung mit andern Ländern ankommt, Sache des Staats sind; und dieses Verhältniß muß natürlich das nehmliche bleiben, wenn auch das Volk im Ganzen klug und gut ist. Endlich würden denn doch wohl bei einem solchen Volke die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, und mit einer Energie getrieben werden, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hat. Und sollte hiebei nun die Regierung gänzlich unthätig bleiben, und etwa blos negativ, durch Verstattung allgemeiner Denk- und Preßfreiheit wirken? Ich für mein Theil denke auch hier vortheilhafter

hafter von der Regierung, und behaupte, wie von der Industrie, daß nur die kleinen Parthieen Sache des Gelehrten, die großen aber Sache des Staats sind. Ein Feldmesser mag gar wohl durch eigne Kraft und Geschicklichkeit einen kleinen, oder auch größern Theil der Erde aufnehmen: aber die Größe der Erdkugel mißt nur der Staat! Als der Grieche Eratosthenes zuerst auf diesen kühnen Gedanken fiel; als er am Himmel und auf Erden $7\frac{1}{2}$ Grade maaß, und daraus auf die Größe des Ganzen schloß, da fußte er schon auf die allgemeine Landesvermessung, die ein Werk des weisen Egyptischen Staats war. Als nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften Fernel und Snellius und andre, jeder für sich, das nehmliche Problem wieder aufnahmen, da hinkte und hinkte es so lange, bis Ludwig XIV. seine Staatskraft herlieh. Nun fingen die Picard's und Cassini's an zu messen, und die Huygens und Newtons zu widersprechen. Um den Streit auszumachen, ließ Ludwig XV. sich bewegen, seine Staatskraft noch einmal, und noch nachdrücklicher zu leihen. Eine Schaar von Mathematikern zog nun, die eine unter den Aequator, die andre gegen den Pol — und seit der Zeit lallen unsre Kinder in der Schule, daß die Erde einer Pomeranze, keinesweges aber einer Citrone gleich ist. — In einem fürchterlichen Grade hat der Staat die zerstörenden Künste, die gesammten kriegerischen Wissenschaften vervollkommnet: sollte denn die nehmliche Kraft nicht gleich große Wirkungen hervorbringen, wenn sie sich auf die Naturgeschichte, Naturlehre, Chymie ꝛc. concentirte? Höchste Macht ist also meinem Bedünken nach, so lange die Welt steht, unentbehrlich; und grade ein recht kluges und gutes Volk würde

nur allein ihre wohlthätige Seite erfahren, ohne zugleich die übelthätige, die zwingende zu empfinden.

Wenn ich nun zum Schlusse noch einmal meinen Blick auf die Frage, von der ich ausgieng werfen, und dabei auf die drei Häuptideen der Schlözerschen Definition, dumm, Glück, und zwingen, Rücksicht nehmen soll, so würde ich sagen: Regierung im allgemeinen ist, eben so allgemein, Anwendung der höchsten Macht im Staate. Im speciellen aber heißt schlecht regieren, die Dummen an die Spitze stellen und die Klugen zurücksetzen; einem bloß persönlichen, oft gar nur imaginären Scheinglücke nachjagen, und darüber das wahre allgemeine Glück aufopfern; zwingen wollen, was seiner Natur nach gar nicht erzwingbar — zwingen, was auf dem Wege der Leitung und Anstalt viel besser zu erreichen wäre. Gut regieren hingegen heißt, höchste Macht mit höchster Weisheit vereinen; die Dummen zwingen, entweder unschädlich, oder unglücklich zu seyn, die Klugen und Guten hingegen noch viel klüger und besser machen; das Glück aller, mit Aufopferung des persönlichen Glücks befördern, und den Zwang nur als eine traurige Nothwendigkeit für Halbmenschen betrachten, aus allen Kräften aber dahin arbeiten, daß sie zu ganzen Menschen werden, und dann allen Zwang entbehrlich machen. O möchten doch alle Staaten sich solcher guten Regierungen erfreun! Möchten aber auch alle Völker erzittern, eine allenfalsige schlechte Regierung auf dem Wege einer Revolution zur guten umschmelzen zu wollen, und lieber diese Umschmelzung von der Zeit, und von jener allerhöchsten Macht erwarten, die unsichtbar das große Spiel der Staaten — und wo anders hin, als zum allgemeinen Wohle lenkt!

IV.

Die Kinderzucht.

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.
HOR.

Was jauchzt ihr? Schonet meiner Ohren:
Dem Tode sind auch sie geboren.
Was hier auf Erden wallt, von holder Jugend warm,
Kalt drückts der Tod in seinem Arm.
— "s sind meine Kinder." — Thor! es sind nicht deine Kinder,
Noch eines braven Manns; sonst wären sie gesünder.
Des Weines Kinder sinds; Burgunderwein mit Nacht
Und Schwelgerei im Bund hat sie hervorgebracht.
— "Doch lieb' ich sie." — Du? Du sie lieben?
Ein Funken Liebe wär' in deiner Brust geblieben?
Du, dem ein Sklavenstaat von funfzehn Dörfern fröhnt?
Zu dem umsonst des Pachters Jammer stöhnt,
Wenn dürres Sandgefild ihm höhnte Pflug und Spaten,
Die Scheun' ihm Blitz fraß, Hagelschlag die Saaten?
Er fleht. Du lachst. Er kniet. Du stößt ihn fort.
Er weilt. Die Schergen ruft ein donnerud Herrscherwort,
Und er wird fortgeschleppt zum Kerker,

Wie mocht' er Einen auch um Gnade flehn, der stärker
Und reicher war? Es halten große Herrn
Das Mitleid ihren Herzen fern.
Sie fröhnen edlern Leidenschaften.
Wenn blut'ge Taxen Gold in ihre Kasten schafften,
Wenn ihrer Buhl' im Park ein Palläst sich erhebt,
Wenn Tausend ihres Volks ein Leichenfeld begräbt,
Dann seht, wie wonniglich empor ihr Busen strebt!
Doch Mitleid! armes Kind! Du weich von ihren Thüren,
Sie möchten dich auch in den Kerker führen,
Und dann sucht' ich umsonst dich in der weiten Welt,
Denn nichts entläßt der Starke was er hält.
Nein! Liebe lachst du nicht, Elender, diesen Kleinen;
Sieh' auch: sie wissens selbst — sie weinen.
Nur neuen Zeitvertreib ahnt deine giere Lust;
Sie klärt dein Aug' und hebet deine Brüst.
Statt des Treffbuben oft wirst du nun deinen fassen,
Wirst dich, dem Römer gleich, das Kind umkosen lassen,
Wenn noch kein Whisky Spieler zu dir trägt,
Und deine Sünde sich im Krüpelstuhle pflegt.
Wollüstig drückst du es, lobst seine Wangengrübchen,
Und drückst im Geist — dein heimlich Liebchen,
Das eben solche hat. —
Doch horch! ein Wagen rollt.
Ein zweiter, dritter, folgt! — In Silber und in Gold
Umflimmern sie verschmitzte Sklaven.
Laut braust das Roß. Nun blitzen Freiherrn, Grafen,
Und Grafen-Weib und Kind hinein den seid'nen Saal;
Der Tisch erglänzt, sie sitzen zu dem Mahl,
Die Freiherrn unten, obenan die Grafen.
O laß mich, Dienern gleich, hier in der Thüre stehn.
Ich bin nicht adlich, will nur stehn und sehn.

Was sagt der blanke Herr der Dam' an seiner Seite?
— " Zehntausend fielen in dem letzten Streite;
„ Doch siegten wir, und machten große Beute." —
— Zehntausend! ach! die armen Leute! —
" Hoho! ob solches Volk des Todes Sens' auch traf!
„ Lebt doch der Herzog und der Graf.
„ Sie haben wacker sich gehalten.
„ Drei Jägern hat den Kopf mit eigner Hand gespalten
„ Der große Feldherr." — Weh! wie wird mir! ach?
Mit eigner Hand? — „Gemach, Herr Graf! Gemach!
„ Wer wird das Herz so schwer den Schönen machen?
„ Parlons de grace, Herr Graf, von andern Sachen;
„ Denn scherzen wollen wir beim Freudenmal und lachen. —
„ Vorgestern traf man * mit seiner Zof' im Bett" —
Ha ha — hi hi — "Graf Freundlich, der Kornet,
„ Versteht ein wenig mehr als Lomber und Piket.
— He he — „Er hat das Glück, der Fürstin zu gefallen.
„ Der alte * * * wird sicherlich nun fallen."
— Gott sei gelobt! Mon Dieu! was war der karg,
Und pöbelfreundlich! —
Nein! Das ist zu arg!
Das ist das Tischgespräch? Vor Lust ob solchen Fabeln
Entsinken jeder Hand die Gläser und die Gabeln?
Drob wiehert's in dem Saal? Drob kehrt ein schuld'ger Blick
Des Weibes auf den Mann noch schuldiger zurück?
Entgeht denn nie dem Schwätzer dort der Oden?
— O nein! nun hebt er an von Feten und — von Moden.
Ich habe gnug. Fort von der alten Brut!
Laß sehn, was jetzt die junge thut.
Der Vater hatt' ihr List und Falschheit anzustammen,
Der Mutter Thorheit wird in ihren Busen flammen;
Was fehlt noch? — Schnöde Lust. — Der füllen sie die Ammen.

Was iſts, warum das Kind der Amme Bruſt entſank? —
O weh! das Fräulein röchelt krank,
Deß Mund im Mutterſchooß des Laſters Hefen trank.
Der Junker auch iſt bleich? — Ach, Kind, was willſt du leben?
Jedoch, du wollteſt nicht. Zu leben war dir Zwang.
Wer frug dich, die zehn Monden lang?
Das Elend wird man bald zum Züchtiger dir geben.
Dafür, daß du doch lebſt. Wirſt zwanzig Jahre ſtreben
Nach Glück, und wenn es nun dein ſchwacher Arm errang,
Wirſt du dem Grab' entgegenbeben. —
Was hör' ich? Wird er nicht ſo alt?
Das Schickſal ruft mir: Nein! und Donner hallt
Ins grauſe Nein. —
O Göttin, ſieh mich liegen
Im Staub'! Läß meinen Geiſt zur Zukunft überfliegen,
An deiner Hand, wenn ihren hellen Tag
Sein nachtgewohntes Aug' ertragen mag.
Wie wird das Leben dieſes Kind betriegen?
Wirds leicht ſich oder ſchwer dem Menſchenloose fügen,
Getäuſcht zu ſein? Welch Dunſtbild haucht ihm vor
Die Hoffnung? Wie gewinnt das Laſter einſt ſein Ohr? —
Ha! träum' ich? Hebſt du mich empor?
Trägt, Göttin, mich, dein Schlangenwagen
Voran den trägen Tagen?
Sie keichen hinter uns. — Ach! dort erblick' ich ihn,
Ein Miethling ſoll das Junkerchen erziehn.
(Denn Junker iſt er ſchon. Einſt hat auf rothen Auen
Sein Ahnherr nicht umſonſt ein Volk ins Gras gehauen.)
Was lehrt der Miethling ihn? Der Luft, des Grünen, freun
Will ſich das Kind. Der Schurke ſchließt es ein,
Und lehrt es Griechiſch und Latein.
Wenn's doch einmal des Frühlingshauch bewehet,

Wenn Zefyr, ihm zur Luft, die jungen Flügel blähet,
Wenn kindlichfroh es ruft: O Wies'! "O schönes Thal!
„Was blüht so dieser Baum? Was trauert jener kahl?
„Wer hat den Wald gepflanzt? Wer diese Au begossen?
„Aus welcher Hand ist dieser Quell entflossen,
„An dem roth, blau und gelb, zahllose Blumen sprossen?"
Wenn so es fragt, so predigt der Barbar
Die Hauptstück' ihm, sagt, wer Pilatus war
Und Kaifas. — „O, Lieber, diese Blume,
"Wie heißt sie?" — Dummes Kind, das frag die Kindermuhme;
Ich unterrichte dich im Christenthume. —
Das Kind, ob Thränen ihm in beiden Augen stehn,
Das Kind verstummt, und geht, und — lernet gehn.
Traun! ging' es nicht, schon hob er auf die Rechte —
Doch aufgeschaut! Was kündet der beblechte
Lakai ihm? — Weh! die ausgereckte Hand
Belauschte die Mama, wie sie am Fenster stand.
Dem Hauf' enttrollt der wüteude Pedant,
Denn ziemt es, zu bedrohn ein Kind von Rang und Stand?
Lernt's nun was Bessers? — Nein! nur andern Tand.
Rasch eilt und raubts für sich ein Herr Magister,
Ein Liebling der Mama. O Gott! wie freundlich ist er!
Welch' Ambraduft um ihn! Wie "wonnig" fliegt sein Haar! —
Liest der auch Bücher? — Ja, ein Paar:
Grecourt und Aretin; die in den Abendstunden,
„Wenn frei der Geist sich fühlt, des Tages Last entbunden.
„Und doch Erhohlung heischt!" Den Rollin liest er früh,
Eh' er Geschichte plärrt, und — Raffs Geographie.
Auf drei Jahr wird das Kind in seine Zucht gegeben,
Für hundert Luidor. Dann, meinet Er und Sie,
Ist Karlchen stark genug, die Fahn' empor zu heben,
Und dann und wann den Stock, den Bauer zu beleben.

Der, unter seiner Noth gebeugt,
Kaum grade steht, und wundgeprügelt schweigt.
Horch doch, wovon der Herr Magister munkelt. —
Von Kant und über Kant wird baß filosofunkelt.
Wo Nacht des Denkers Fuß umdunkelt,
Stralt dem Magister Licht. Dumm schließt er, Schluß für Schluß,
Jedoch was schadet Das? Wenn, ob mit Ueberdruß,
Sein Schüler schweigen ihm und glauben muß? —
"Doch bald wär' heut zu lange Eins doziret,
„Mon cher Enfant! Das war filosofiret,
„Nun die Geschichte repitiret,
„Und dann Französch, und dann Geografie,
„Und schöne Künst' und Enzyklopädie —
„Und dann — "
Und dann? Unsel'ger! Welch Beginnen?
Was soll dem Knaben Das? Bist du von Sinnen?
Schlägt dir das Herz und warnt dich nie?
Wer Cäsar war, und wann er starb und wie;
Wie Sülla haust', und heuchelte Pompeius;
Daß Le Pere Du Pere macht, daß Is macht Ejus,
Daß aus drei Theilen jeder Schluß besteht,
Das weiß das Kind, und weiß nicht, wie es geht,
Und steht, und schläft und wacht, und Freud' in Frühlingslüften
Auf hohen Bergen schlürft, und in durchbrüllten Triften;
Weiß nicht, was neben ihm frohlockend blökt und brüllt,
Und welche Wälder, welch Gewild,
Und welche Frucht des Landmanns Scheuern füllt.
Schon nicht neugierig mehr gehts thierengleich vorüber
Wo eine Werkstatt glüht, und Kuchen ist ihm lieber.
Unseliger! Was du an ihm gethan,
Thut er an Andern einst, erst Sklave, bald Tyrann.
Wird Mutter unbeweint und Vater bald ihm sterben,

In einem Jahre frißt dem fesselloſen Erben
Millionen Buhl' und Spiel. Arm wählt er dann
Die Uniform, ſteckt Städt' und Dörfer an;
Verführt dem Greis ſein Kind, die Frau dem Mann,
Stiehlt ſich die Taſchen voll, ſieht ſich, als einen Helden,
In allen Pamflets allen Landen melden,
Und büßet viel zu ſpät, nicht auf dem Ehrenbett, —
Unſel'ger Sündenſchuld — im Lazareth.

Bothe.

V.

Der Spessart.

Eine Novelle.

Es war ein trüber regnigter Morgen, der die Stimmung begünstigte, in welcher ich sein mußte, um mit Gleichgültigkeit die Würfel über Leben und Tod fallen zu sehen. Der Graf ließ nicht auf sich warten. Sein Sekundant hatte bereits die verabredete Mensur genommen, und in wenigen Minuten fiel der erste Schuß. Der Graf, in so fern die Erbitterung nur auf seiner Seite war, über meine Kaltblütigkeit entrüstet, verlor den Vortheil seiner Ueberlegenheit in der Kunst, überzeugte mich aber durch die Kugel, welcher die Feder meines Hutes traf, von seiner ernstlichen Absicht auf mein Leben.

Die Reihe war an mir, und da ich gewiß wußte, daß seine zweite Kugel sichrer sein würde; mir aber mein Leben lieber war, als das seinige, so hielt ich auf seine Brust, drückte ab, und er stürzte todt zu Boden.

Sein Sekundant empfahl mir dringend die Flucht, indem er mich von den hinterlistigen Vorkehrungen des Grafen wider meine Freiheit unterrichtete. Ich dankte ihm, legte den Sporn an und sprengte fort.

Die Gränze war nicht allzuweit; da ich aber die Verbindungen meines getödteten Gegners noch weiter fürchten mußte, so ließ ich meinem Pferde keine Rast bis ich den Spessart erreicht hatte.

Ich glaubte die Gegend von einer früheren Durchreise zu kennen, und vermied deshalb die Landstraße. Der Tag neigte sich, als ich, vom Regen durchnäßt, und vom kalten Winde erstarrt, die Entdeckung machte, daß ich verirrt sei. In diesem Augenblicke begegnete mir ein Fußgänger, der mich genau zu betrachten schien. Ich bat ihn, mir den Weg zu zeigen, und er erbot sich, mich aus dem Dikicht zu führen. Nachdem er verschiedene Wendungen gemacht hatte, wodurch ich die Bekanntschaft mit der Gegend gänzlich verlor, ergriff er die Zügel und stieß in eine gellende Pfeife. In dem Augenblick hieb ich ihm die Hand ab, und wandte mein Pferd spornstreichs seitwärts.

Der unterbrochene und bewachsene Boden verhinderte eine schnelle Flucht, und in wenigen Minuten sah ich mich von einigen Reitern umgeben. Ich durfte ihren Angriff nicht abwarten, sondern sprengte auf sie zu; und durch die Gewandtheit meines Pferdes, und die Anwendung meines Metiers, gelang es mir, dem fürchterlichsten die linke Seite abzugewinnen. Er stürzte vom Pferde, und in diesem Momente schienen die übrigen unschlüssig. Ich benuzte diese Blöße und streckte den zweiten zu Boden. Aber eine Kugel die meine Schulter traf, warf mich vom Pferde, ich ward entwafnet, gebunden und fortgeführt.

Man brachte mich durch viele Krümmungen eines steinigen Weges zu einer Felsschluft, deren Eingang vom Gebüsche verborgen ward. Der Blutverlust den ich durch viele kleine Fleischwunden erlitten hatte, zog mir eine Ohnmacht zu.

Als ich zu mir kam war es Mitternacht. Die Höhle, von einer Holzfackel erleuchtet, erstreckte sich in eine schauerliche Vertiefung unter den Felsen. Die Räuber lagen auf dem Boden und schnarchten. Ich zählte sieben. Was mir zuerst

auffiel war, daß man meine Wunden verbunden hatte. Ich hatte noch meine Montirung an, selbst meine Uhr war in der Tasche.

In einer kleinen Entfernung saß eine weibliche Figur, mit den Augen auf mich gerichtet, und wischte das Blut von der Feder meines Hutes.

Ihr Gesicht hatte die regelmäßigen Züge einer Griechin, ihr Wuchs war schlank und edel; das Ganze unaussprechlich interessant. Die magische Beleuchtung von der Holzfackel, die oben in eine Spalte des Felsens geklemmt war, erhöhte den Eindruck.

Ich ward von einer sonderbaren Empfindung ergriffen, und richtete mich gewaltsam in die Höhe. Sie stand ruhig auf und ging mit einem wunderbaren Ernste auf mich zu. Ich streckte meine Hand aus, sie ergriff sie und drückte sie leise. Ihr Ernst verwandelte sich in das ruhige Lächeln erfüllter Hoffnung. Sie bog sich über mich hin und strich die Locken von meiner Stirn. Ich sank entkräftet zurück; sie ließ meine Hand und setzte sich neben mein Strohlager auf den Felsen.

Ich fühlte, daß ich Schlaf nöthig hatte und schloß die Augen. Mein Schlaf war anfangs fest, nachher aber von Träumen unterbrochen: das schöne Bild stand vor mir.

Als ich erwachte, schloß ich aus dem Lichte, das durch die Felsenspalten drang, daß es Morgen war. Von den Räubern waren nur noch zwei in der Höle, von denen der eine, und eben der, dessen Hand ich abgehauen hatte, mir im Namen seiner Cameraden das Leben anbot, im Fall ich sein Gesell werden wollte. Im entgegengesetzten Falle kündigte er mir den ausgesucht schrecklichsten Tod an. Ich war einige Minuten lang unentschlossen; allein ein fragender Blick des Mäd-

chens, die, bei der Ankündigung des Räubers, mit dem ihr eigenen rührenden Ernste, herzugekommen war, bestimmte mich augenblicklich für das Leben, und ich wählte das Gewerbe des Räubers in der Hofnung künftiger Flucht.

Das Mädchen schien meinen Entschluß erwartet zu haben; sie verließ mit geheimnißvoller Zufriedenheit ihren Platz und beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten. Ich sah, daß ihr die Räuber mit einer gewissen Achtung begegneten, und sie ganz sich selbst überließen. Deshalb wandte ich mich, nachdem sie mir zu meinem Entschluß mit freywilliger Achtung Glück gewünscht hatten, an einem derselben, und verlangte vorläufig etwas von der Geschichte der Bande, hauptsächlich aber die Geschichte des Frauenzimmers zu wissen.

„Die kann dir nur der Hauptmann erzählen" erwiederte er, „wenn er für gut findet, dir mehr anzuvertrauen, als „seinen alten Cameraden. Du hast ihn auch verwundet, in„deß wird er mit den übrigen gegen Mittag zurückkehren."

Ein glücklicher Leichtsinn, der mich durch alle Begebenheiten meines Lebens begleitet hat, und der auch Ursach der mehrsten gewesen ist, hat mir nie erlaubt, an eine geschehene Sache länger zu denken, als etwas dabey zu thun war. Ohne diesen Leichtsinn würde meine jetzige Stimmung unglücklich genug gewesen seyn. So aber beschäftigte mich in der That nichts, als der Zustand meiner Wunden, und das Bild des unbegreiflichen Mädchens.

Die ersteren schienen leidlich; ich war nicht eigentlich verletzt, selbst der Schuß in die Schulter hatte den Knochen nicht beschädigt; nur der Blutverlust hatte mich erschöpft. Alle Wunden schienen regelmäßig verbunden, und da die Mattigkeit allmählig verschwunden war, und ich auf die Kraft meiner

guten Natur und meiner Jugend rechnen durfte, so stand ich völlig beruhigt von meinem Lager auf. Das schöne Mädchen kam stillschweigend, einen frischen Verband auf meine Wunden zu legen. Jetzt hatte ich erst Gelegenheit, sie in der Nähe zu betrachten: sie war sehr anständig und reinlich angezogen, und ein Miniaturgemälde mit kostbarer Einfassung, das unter ihrem Busentuche hing, und das Portrait eines alten Mannes von Stande war, schien ihre vornehme Geburt zu verrathen. Das wunderbare Stillschweigen, welches sie beobachtete, und welches eine Art planmäßiger Zurückhaltung anzudeuten schien, verbunden mit einer prüfenden Beobachtung meiner Person, bewog mich, zu ahnden, daß sie mit einem großen Entwurfe sich beschäftige, und von mir irgend etwas erwartete. Sie von ihrer Seite schien unbekümmert über das, was ich von ihr denken mochte, nur von der Zeit zu erwarten, ob ich irgend etwas für sie werden könne. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr unverwandt ins Auge zu sehen. Sie begegnete meinem Blicke mit einer hoffnungsvollen Ahndung, die mich unwiderstehlich ergriff.

„Um Gottes willen, wer sind Sie?" rief ich aus. „Eine Gefangne," antwortete sie mit einem resignirenden Blicke, der eben so viele Sehnsucht als Zurückhaltung enthielt, „der das Geschäft aufgetragen worden, die Wunden der Tapferkeit zu verbinden."

„Sie sind von der zauberischen Berührung Ihrer Hand schon geheilt. Wollte mein guter Geist," rief ich aus, „daß mir für Sie bald neue geschlagen würden!" Sie sah mir eine Weile starr ins Gesicht: „Sie sind gut," sagte sie.

Die Räuber kamen zurück. Der Hauptmann an ihrer Spitze, trat in die Höhle. Ein Mann von mehr als gewöhn-

licher Größe und Stärke, in militärischem Anzuge, braun und benarbt und von wildem Ansehn, aber von tiefem Ernste, und durchscheinender Güte.

Die beiden Räuber hatten ihm meinen Entschluß bekannt gemacht. Er trat mit Größe vor mich hin. Die übrigen legten die Beute ab, und stellten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung um uns her.

„Junger Mann," begann er mit gemilderter Stimme, indem er einen verbundenen Arm aufhob, „diese Wunde, und die Deinigen, sind mir Bürge, daß Du tapfer bist. Willst Du mit mir das Handwerk theilen, das unsrer beider Vorfahren trieben, als Männer weniger selten waren, so wirst Du endlich einmal sagen können, daß Dich Männer achten. Kennst Du die Welt genug, und haben Worte aufgehört, Dich zu täuschen, so kannst Du keinen Anstand nehmen, in einen Kreis zu treten, der Dich durch die freiwillige Achtung, die dem Manne hier vom Manne widerfährt, für alle die Truggestalten entschädigen wird, denen Du in der übrigen entnervten Welt nachjagen könntest."

„Du hast Dich entschlossen, diesen Schritt zu thun; allein ich entbinde Dich Deines Versprechens. Dein Anblick macht mich schwach. Nimm Dein Leben und Deine Freiheit von mir zum Geschenk an, und beneide den Mann, der solche Geschenke giebt."

Ein lautes Murren der Räuber unterbrach ihn. „Keiner von Euch," rief er mit einer fürchterlichen Stimme, „soll mir diesen Triumph der Menschlichkeit vorwerfen! Er sey der erste und der letzte, den ich Euch unterschlage."

„Kannst Du," fuhr er mit sanfter Stimme fort, indem er sich zu mir wandte, „mich aber jemals achten, fühlst Du

vielleicht die Möglichkeit, mich dereinst zu lieben, so laß Dich bitten, und bleib.“

„Großer Mensch,“ rief ich in äußerster Bewegung, „ich kann Dich nicht verlassen! Geschehe das, was Du aus Grundsatz und Erfahrung zu thun glaubst, bei mir aus Schwärmerei und Selbstbetrng: Du hast mich Dir und Deinen Brüdern gewonnen!“

Er schwieg, und sah mir lange und mit tödtlicher Kälte ins Auge. Dann ergriff er mich mit beiden Armen, zog mich näher zu sich, und endlich umarmte er mich mit wunderbarer Gewalt.

„So schwöre,“ sprach er gefaßt, „bei Deiner Ehre, bei Deiner Achtung gegen Dich selbst, und bei der Heiligkeit der Freundschaft, mich nicht zu verlassen, bis in den Tod.“

Ich schwur auf sein glänzendes Schwerdt: es leuchtete wie das Antlitz eines unbestechlichen Zeugen. Der Gedanke der Flucht verschwand vor seinem Glanze. Ich ward ein Räuber mit ganzer Seele.

Die Räuber hatten einen Kreis um uns geschlossen, und die Schwerdter entblößt, indem ich den Eid sprach. Sie stießen sie rasselnd in die Scheiden zurück, und lagerten sich.

Der Hauptmann näherte sich dem schönen Mädchen, die in einer Ecke der Höhle schwermüthig angelehnt stand. Sie schien beunruhigt. „Franciska,“ redete er sie an, „hast Du Deinen Kranken auch nicht vernachlässigt?“ Sie schwieg. „Gefall ich Dir auch heute nicht?“ fuhr er fort. „Du bist ein guter Mann Silvio,“ erwiederte sie treuherzig, „und ich muß Dich achten.“

Silvio ließ Wein bringen, wir lagerten uns und tranken. Franciska entfernte sich. „Wer ist dieses Mädchen?“ fragte ich.

ich. „Sie war eine Beute," erwiederte der Hauptmann, „anfangs zu meiner Beischläferin bestimmt, jetzt aber wünschte ich, sie könnte mich lieben." „Hast Du sie berührt?" rief ich; „Nein," erwiederte er, „ich versprach ihr, sie nicht zu zwingen."

„Liebst Du sie denn?" fuhr ich fort. „Ich glaube," sagte er, „ich würde sie lieben, wenn sie mich liebte."

„Nun so laß sie mir; ich liebe sie."

„Sie wird Dich nicht hassen," sprach er, „und also ist sie Dein."

Der Hauptmann hob einen Stein weg, der an der Seite des Felsens lag, und öffnete eine eiserne Thür, die in ein Seitengewölbe des Gesteins führte, das regelmäßiger behauen, und mit einem Glasfenster versehen war. Dieses und die reinere Luft machten den einzigen Unterschied zwischen diesem Gemache und dem gemeinschaftlichen Zimmer. Es war für den Hauptmann. In der Mitte ein Felsstück statt des Tisches; an den Wänden einige hölzerne Sessel. Das Lager war, wie für die übrigen, von Stroh. In der Ecke ein Bett für Franziska. Ich war überrascht.

„Es ist Dir neu, junger Mensch," sagte Silvio, „zu lernen, daß Unschuld und Tugend auch in einer Räuberhöhle eine Freistatt finden können. Wäre dieses nicht," fuhr er fort, „und wäre Dir nicht manches neu, was dem erfahrnen Manne alt ist: so hättest Du anders geschworen."

„Wie so?" sagte ich.

„Du hast mir geschworen, und nicht der Bande. Ich wollte Dir nicht alle Rükkehr abschneiden. Bedenke, daß ich sterben kann.

Jetzt begriff ich ihn, und er fuhr fort:

„Deinesgleichen werden nur durch eigne Erfahrung überzeugt, wenn es darauf ankommt, den schönen Traum menschlicher Vollkommenheit aufzugeben. Du bist zu jung, um diese Erfahrungen schon gemacht zu haben: ich kann Dir nicht Gelegenheit dazu geben, weil sie nur über der Erde gemacht werden, und also sah ich der Zeit der Reue im voraus entgegen."

„Unbegreiflicher Mann," rief ich aus, „sie kann noch lange nicht eintreten; denn ich werde Zeit brauchen, Dich zu fassen."

Wir kehrten in den Saal zurück; wo sich noch drei junge Weiber eingefunden hatten, die außer der Höhle beschäftigt gewesen waren. Sie hatten ein zigeunerhaftes Ansehn, ohne häßlich zu seyn.

Der Hauptmann litt durchaus keinen Unterschied in seiner Republik; er wäre auch innerhalb dieser Unterwelt lächerlich gewesen. Ich mußte alle umarmen, und ihre Namen lernen. Mir war der Name Fernando gegeben. Silvio hatte sich lange in Spanien aufgehalten, und ehrte auf diese Weise das Andenken seiner Freunde. Franziska kam herein, und brachte Arbeit für die Weiber. Sie nahmen sie mit wahrer Achtung aus ihren Händen an.

Silvio führte mich durch die Felsen einen Berg hinan, wo wir ruhten. Ich bewunderte die allgemeine Ehrfurcht für Franziska.

„Du hättest sie sehen sollen," hub er an, „als sie in unsre Hände fiel. Ich habe nie so viele weibliche Größe gesehen. Anfangs war ihre Betrübniß ohne Grenzen. Sie verabscheute und beleidigte uns alle. Den dritten Tag versuchte sie zu ent-

fliehn. Als dies aber verunglückt war, und sie die Unmöglichkeit jeder neuen Flucht eingesehen hatte; so änderte sich ihr ganzes Wesen. Sie schien über ihr Schicksal auf immer beruhigt, immer heiter, aber ernst, gutmüthig und gefällig; aufmerksam auf jede Beschreibung der Gegend, auf Namen oder Schilderungen beraubter Reisenden, auf die Beute, auf die Geschichte der Bande; hauptsächlich aber auf meine Person. Ihr Gesang ist vortreflich, auch zeichnet sie, und jetzt lernt sie aus Gutmüthigkeit gegen mich die Guitarre. Ich selbst kenne sie noch bei weitem nicht genug, ob sie gleich ein halbes Jahr hier ist. Unter allen ihren Sonderbarkeiten aber ist ein tiefes Stillschweigen die interessanteste und unbegreiflichste Man kann sich stundenlang mit ihr aufs lebhafteste unterhalten, ohne ein Wort von ihr zu hören. Ein einziges mal sprach sie sehr viel, und dies war, wenn ich nicht sehr irre, der Augenblick, der über ihre Liebe entschied. Sie schien mich mit einer gewissen Anstrengung liebgewinnen zu wollen; aber es war ihr unmöglich! Mein Aeußeres und meine Jahre hätten mich gleich Anfangs darüber belehren sollen. Je mehr sie mich zu achten begann, desto mehr Ursach gab sie mir an ihrer Liebe zu verzweifeln.

Der Abend brach ein, und wir kehrten zur Gesellschaf zurück. So vollkommen die Gleichheit in der Höhle war, sobald es auf Rechte ankam, so groß war auch der Unterschied im gesellschaftlichen Leben. Der Hauptmann hatte einen gewissen rohen Wohlstand eingeführt; keiner ward dem andern lästig, und jeder unterhielt sich nach seiner Willkühr. Silvio blieb bei den Räubern, ich gesellte mich zu Franziska. Wir mußten auf ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns, als Bruder und Schwester umgehn. Sie verlangte von mir eine Beschreibung

der Gegend, durch die ich zur Höhle gekommen, und als ich diese beendigt hatte, sang sie ein Lied auf Silvio.

Die folgenden Tage war sie sehr still; ich fühlte, daß ich sie heftig liebte. Endlich forderte sie mich eines Abends, als wir allein waren, zum Sprechen auf. Diesen ganzen Tag war sie mir ein Räthsel gewesen, am Abend aber ganz unbegreiflich. Vormals hatte sie mich bis auf die kleinste Bewegung ununterbrochen beobachtet; heute gar nicht. Sie schien zu einem Resultat gekommen zu seyn. Ich mußte die Begebenheit mit den Räubern im Walde erzählen. Sie hatte sie von dem Hauptmanne vortheilhafter für mich gehört.

„Ich liebe Dich," sagte sie ruhig und leise.

Ich stürzte stumm zu ihren Füßen. Sie richtete mich auf, und warf sich mir mit unbeschreiblicher Heftigkeit in die Arme."

„Aber ich habe noch einen Vater," sagte sie, „und einen Bruder. Hättest Du nicht geschworen, Fernando!"

„Edles Mädchen," rief ich, „überlaß die Zukunft dem Schicksal."

Von diesem Abend an, fühlte ich erst ganz das Erhebende ihres Umganges; indeß vergingen Monate, bevor ich den Gedanken einer größern Vertraulichkeit wagte. Silvio war damit sehr unzufrieden.

„Ist es nicht genug," sagte er, „daß ihr euch in der großen Welt von diesen Vorurtheilen habt herumtreiben lassen; müssen sie euch auch noch in eine Räuberhöhle folgen? Franziska ist dein Weib, weil sie Dich gewählt hat, und auch in dieser Höhle können Kinder zu Menschen erzogen werden."

Dieser Betrachtung zu Trotze, verstrichen mehr als sechs Monate, bevor sich Franziska Mutter fühlte. Ich hatte

unter der Zeit mein neues Handwerk vollkommen gelernt, und war selbst nicht ohne Blutschuld; indeß kamen doch Augenblicke, wo mir Franziska's Seufzer: hättest Du doch nicht geschworen! schwer auf der Seele lag. Der Umgang mit diesem großen Weibe aber, und die Vaterfreuden, die ich zum erstenmale genoß, zugleich mit meiner Freundschaft gegen Silvio, dessen große Seele sich immer mehr entfaltete; die Unterhaltung, welche uns die Erzählung seiner Begebenheiten gewährte, und endlich mein glücklicher Leichtsinn, der mich alles, was mir noch fehlte, von der Zukunft hoffen ließ: dies alles machte, daß mir zwei Jahre in der Höle verstrichen, als wären es Monate gewesen.

Um diese Zeit entriß mir ein einziger Streich des unerbittlichen Schicksals alle meine Seligkeit. Mein theures Weib ward plötzlich krank. Ihr zarter Körper konnte unmöglich Stärke genug haben, der gewaltsamen Thätigkeit ihres leidenschaftlichen Gefühles zu widerstehn. Es war eine schreckliche Nacht. Ein ununterbrochenes Gewitter wüthete im Walde. Die Felsen bebten vor dem Donner; die Regengüße hatten die Höle ganz unter Wasser gesetzt.

Alles flüchtete auf den Felsen. Mein krankes Weib sprang von ihrem Lager auf, ergriff ihr wimmerndes Kind, und erkletterte mit unsäglicher Anstrengung einen Gipfel. Ich holte sie nicht eher ein, als bis sie ermattet in meine Arme sank. Der Hauptmann wich keinen Schritt von unsrer Seite. Die Bande überfiel das Unwetter nutzend, indeß einige Wagen. Die Reisenden waren zahlreicher, wohl bewaffnet, und trieben die angreifenden Räuber wüthend nach der Höle zurück. Das Gefecht war fürchterlich. Alles rief nach dem Hauptmann.

Wir griffen zu den Waffen Silvio focht wie ein Löwe. Die Räuber wankten; jetzt stürzte der Hauptmann. Ich warf mich vor die Bande. „Rächet, rief ich, Silvios Blut!“ Wir drangen vor; sie fielen oder flohen. Die Räuber setzten ihnen nach. Ich eilte zu meinem Weibe; sie war — todt: Silvio war todt: mein Schwur war aufgelöst. Ich riß meinen Knaben an mein Herz und floh.

D.

VI.

Gedichte von Marie Mnioch gebohrne Schmidt *).

I.

Der Schillersche Musenalmanach für 1797.

1.

Welche liebe Gesellschaft von frohen Männern und Frauen
Sitzet im Hause dort unter bekränzetem Dach!
Lieder der Freude vernehm' ich, und Chöre der ernsteren Muse,
Lieblich wechseln Gesang, Lachen und lehrendes Wort.
Edelm Genusse wird hier gehuldigt; die Jugend, die Liebe
Singen ihr Glück, es tönt leise der Becher dazu.
Jedes Alter vergnügt sich, gepriesen wird jegliche Schönheit,
Manche Tugend empfängt von der Muse den Kranz.

*) Die am 18ten April d. J. zu Anfang ihres zwanzigsten Jahres, nach der Geburt ihres dritten Kindes, gestorbene Gattin des durch mehrere kleine Schriften bekannten Herrn Mnioch, welcher vor Kurzem sein pädagogisches Geschäft in Danzig aufgab, und als erster Direktions-Assessor bei der Lotteriedirektion zu Warschau angestellt wurde. Von ihrem zwölften bis in ihr sechszehntes Jahr war sie die Schülerinn ihres nachherigen Mannes gewesen (worauf sich eben das letzte Gedicht: Pigmalion und Elise bezieht) dann wurde sie sein Freund, (wie er selbst sich ausdrückt) sein guter Genius! Bei ihrer Liebe zu den Wissenschaften, bei ihren fortgesetzten Versuchen eigner Bildung, behielt sie den Charakter stiller, bescheidner Weiblichkeit, und in den Jahren der leicht bewegten Jugend, erfüllte sie die Gatten- Mutter- und Hausmutter-

Vieles belebt Ein Geist, — Du Geist der hoffenden Sehnsucht!
Unnennbares! — o du, dem auch der Glücklichste weint. —
O, es fühlt sich die Fremde, nach euren Blicken und Reden,
Wäre dies Herz genug, manchem von Euch verwandt.
Aber sie nahet nicht; auch Spott der Grazien kränket!
Unter dem Haufen versteckt, geht sie die Tafel vorbei.
Geht und betrachtet das Haus, und suchet zum Garten den Eingang;
Doch es schreckt sie ein Lerm aus dem hintersten Saal. —

Pflichten in einem sehr begränzten Familienstande auf das vollkommenste, und ohne Zeichen irgend einer beschwerlichen Anstrengung.

Von ihren litterarischen Versuchen hat bei ihrem Leben, außer ihrem Manne und wenigen Freunden, Niemand etwas erfahren.

Wieviel sie ihrem Manne war, nicht nur als seine zärtliche Gattin, oder als sorgsam pflegende Mutter seiner Kinder, sondern noch in vieler andern Hinsicht, — wußten kaum die Vertrautesten des Hauses. Schwerlich aber kann ein Mann von Kopf und Herz mehr an seiner Frau verlieren, als mein unglücklicher Freund verloren hat. — Ihr letzter Augenblick kam plötzlich. Wenige Stunden vor ihrem Tode blühte sie noch in der ganzen Fülle jugendlicher Gesundheit. Sie starb an den unbekannt gebliebenen, innern Folgen einer zwar anstrengenden, aber nicht widernatürlichen Geburt.

Vielleicht lernt das Publikum sie noch aus mehrern, nicht uninteressanten Aufsätzen näher kennen, und betrauert dann, wie ihre Familie, den Tod einer so jungen Frau, die vielleicht, bei reiferem Alter, weniger entkräftet von stiller Sorg' und Mühe, von der Hand der Musen in den Kranz der geistreichsten Frauen unsers Vaterlandes wäre geflochten worden. — Ihr Mann, der mir diese wenigen Gedichte zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt hat, wird vielleicht nächstens die sämtlichen des Drucks würdigen kleinen Versuche ihres dichterischen Geistes, dem zweiten Bändchen seiner eignen Schriften beifügen. Von ihm hoffen wir dann auch die Charakteristik einer Frau, die durch die seltne Vereinigung seltner Vorzüge allen theuer war Er nur kann sie ihrer würdig geben, denn er besaß ihr Herz.

Warschau. G***r.

Wird der Grazien Fest im ofnen Hause gefeiert;
Feiern im Saale des Hofs wilde Bachanten ihr Fest. —
Ha, das wüste Gesinde!! — Es schmauset den Abgang der Tafel;
Alles wird ausgeleert bis auf das Tröpfchen im Glas.
Witz und Ueberwitz! Schimpfreden und lautes Gelächter! —
Aller Nachbarn Gesind' und der Nachbar muß dran.
Ist es ernstlich gemeint? — O flieht, sie ergreifen die Gläser,
Werfen das leere Geschirr, werfen die Scherben uns nach!

2.

Zwei der Männer, die dort bei Tafel saßen, (der Eine,
Welcher so gern erzählt, als man freudig ihn hört,
Und der andre, deß Stimme so herzlich tönt in der Hymne,
Der die Chöre so voll singt, und mit leichter Brust,)
Wo ich nicht irrte, sie warfen die Ueberreste des Brodes,
Zierlich in Kugeln geballt, unter uns Gaffer hinaus.
Ernst zwar blieben die Mienen, doch Muthwill trieben die Hände. —
Dieser Herren Gesind schmiß jetzt die Scherben uns nach.
Man erkennt die Bedienten an Borten und Kragen der Herrschaft,
Nicht am Muthwill, denn der — ähnlich ist er, nichtgleich.

3.

Soll ich dem Auge traun und dem Ohre! Seh' ich dort tanzen
Faunen mit Grazien? hör' ihren Wechselgesang?
Ach, ich klage so oft: wie hat der Mensch mich geirret!
Bleiben die Götter doch selbst ihrem Charakter nicht treu!

4.

„Dieſes Buch iſt der Menſch, und noch der beßre!“ — Mein Lieber,
Rede mir tröſtlicher, ſprich: Weib, du verſteheſt das nicht! —
Soll ich die Menſchen nach meinem? nach ihrem Maße ſie meſſen?
Hier, nach dem eigenen Maaß, ſind ſie bald groß, und bald klein.

5.

Nach demſelben Maße bald groß, bald klein? Ich vermuthe,
Was ſie dann wirklich ſind, dafür geb' es kein Maaß.

6.

Eure Worte gefallen, auch glaub' ich den Geiſt zu empfinden;
Aber es fehlt mir an Muth, dieſen Scherz zu verſtehn.

7.

Forum des Weibes von Schiller.

(Almanach 1797. Seite 89.)

Frauen richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann ſprechet das richtende Wort!

Bemerkung darüber in Beziehung auf die Xenien.

Schön! — und — häßlich! ſo dürfte mein Urtel von einzelnen lauten,
Ueber das Ganze, fürwahr, fehlt mir das meinende Wort.

II.

Terpsichore von Herder.

1.

Dieses Buch ist ein Mann, zu stolz für die Liebe des Weibes!
Meines Verstandes Ohr höret den kühnen Gesang,
Aber es bebet mein Herz, ihm nachzutönen. Zerdrücken
Müßte der Schwermuth Last, sprengen des Muthes Gewalt
Diesen Busen! Doch ahnd' ich: Heil sei dem kräftigen Manne,
Dem dies männliche Buch bleibet durchs Leben ein Freund!

2.

„Trostlos macht es, und tröstet!" — O nein, es erbauet, und dann erst
Schlägt es nieder! es läßt offen die Wunde zurück.

III.

Das Sprichwort:

Hin ist hin! — Hin kehrt nicht wieder!

1.

Was du verlohren hast, das bleibt verlohren!
Vergeblich sind die Thränen, die du weinst!
Ein gutes Wort! wenn es die Warnung spricht;
Ein scharfes Wort! soll es zur Strafe dienen;
Doch ach; zum Troste — O bewahre mich
In meinem tiefsten Unglück, guter Gott,
Vor diesem Trost, damit ich nicht verzweifle.

2.

Ich hab' es nicht und will es nicht erbitten,
Ein männlich Herz, das der Nothwendigkeit
Mit stolzem Sinn gehorcht! Und sollte je
Die kleine Hütte meines stillen Glücks,
Auch nur die Laube, welche Blumen trägt,
Dem Sturm erliegen, und mich nicht begraben;
So dank ich Gott, wenn nicht mit kaltem Muth
Ich thränlos dasteh', wie die Tröster wollen.
Von unsern Thränen nährt die Hofnung sich,
Sie lebt in ihnen. — Alles kehret wieder,
Was wir geliebt mit reinem Herzen, was
Als gut und schön sich unserm Geist vermählte.
Es weinet Ceres, ihre Thränen dringen,
Wohin ihr Blick nicht dringt, hinab zu ihrer Tochter,
Und aus den Gräbern blüht mit jedem Lenz
Persephoneus Geschenk an ihre Mutter, *)
Bis einst, gerührt von dieser Doppelsehnsucht
Der Lieb' und Treu', dein großes Herz, o Schickung,
Nicht länger widersteht, — du mit dem Blick der Gnade
Die Tochter selbst — der Mutter wiedergiebst.

IV.

Pigmalion und Elise.

– Zum Andenken an unsre Verbindung.

Liegt ein geheimer Sinn verborgen in dieser Fabel,
Den nur ein Philosoph, oder ein Künstler entdeckt?
Alles, was mir gefällt, erklär' ich nach eigener Weise.
Traute Fabel, du selbst bist eine todte Gestalt,

*) Anspielung auf Ceres Klagen. Schillers diesjähriger Musen-Almanach S. 34.

Wenn nicht der Mensch dich erwärmt an seinem Busen, wenn Leben,
Unser Leben dich nicht mit der Wahrheit belebt.

Lieber, ich kenne die Deutung! — Der eignen Jugend Geschichte,
Unsrer Vermählung Glück stellt sich im Bilde mir dar.
Hand der freundlichen Kunst, der unbefangnen, du wähltest
Diesen Marmor, begannst unbefangen dein Werk,
Aber, da nun dem Künstler im reinen Marmor das Bildniß
Seiner Hofnung erschien, wich dir, o Liebe, die Kunst.

Deinen Handdruck fühlte die rege Gestalt, als die Göttin
Leben und Liebe goß in der Liebe Gebild. —
Und mein eignes Verdienst? — ist Treue, — Wahrheit und Treue!
Was mir die Göttin für Dich in den Busen geschenkt,
Werd ich Dir ewig erhalten! O blieb' es Dir ewig dasselbe,
Was es, Geliebter, Dir war, da mir die Göttin es gab.

VII.

An die ausländischen gelehrten Männer die den Beynahmen unsers Friedrich des Zweiten nicht nachsprechen wollen.

Beim lesen in des Herrn von Archenholz Minerva, Monat April 1797. Seite 130.

Sagt, ihr Ausländer! sagt, zu tausendmahlen noch:
Er, unser Friederich sei einzig nicht gewesen!
Aus allen Königen und Helden auserlesen
Nicht einzig, einzig! sagts zu tausendmahlen noch
Er ist, er bleibt es doch!

Er war ein Einziger! Wo war, wie er ein Dichter
Ein König? wo? wie er? ein Königssohn ein Held?
Wo? wo? wie er, ein Freund? Ihr, seines Lebens Richter
Sagt: war noch Einer in der Welt
Der, so wie er, sein Leben lebte,
Für sich, und für sein Vaterland?
Der, nach Vollkommenheit, wie nach dem Himmel strebte,
Den Degen, und zugleich die Feder in der Hand!

Gleim.

VIII.

Beim Lesen in der Frau von Blumenthal Lebensbeschreibung des Generals von Zieten.

Berlin bei Himburg 1797.

Bescheiden war der Held! Sein Leben
Schrieb die Bescheidenheit!

Gleim.

IX.

Beim Anschaun der Bildsäule Zietens von Schadow.

Seht! unsern Zieten, der in Waffen,
Mann war, und Greis, fürs Vaterland,
Den hat der Künstler wahr, vollkommen wahr erschaffen,
So war sein Kopf, sein Fuß, sein Auge, seine Hand!

Gleim.

X.

Beim Anblick des bekannten Kupferstichs: der schlafende Zieten! von Chodowiecky.

Als Zieten schlief, und Friedrich wachte,
Da träumte Zieten nur von unserm Friederich.
Und unser Friederich der Landesvater dachte,
Nur seinen General, nicht sich!

Gleim.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

August 1797.

I.

Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Julius 1797.

Seit den letzten Monden hat sich der Schauplatz der Begebenheiten in Europa wesentlich verändert, und der Menschenfreund hat alle Ursache, sich dieser Veränderung zu freuen; weil sie der Vorbote einer allgemeinen Ruhe und eines stillen friedlichen Glücks ist, dessen der erschütterte Welttheil zur Wiederherstellung seiner innern Wohlfahrt so sehr bedarf.

Wo große und überraschende Begebenheiten einander drängen, wo erschütternde Ereignisse rasch auf einander folgen, auffallende und energische Charaktere in Thätigkeit sind, und ihre Kräfte gegen einander aufbieten, wo große Massen von Menschen in Bewegung gesetzt werden, um augenblickliche schnelle Veränderungen hervorzubringen, — zur Zeit des Krieges oder der Revolutionen ist es nicht schwer ein unterhaltender Geschichtschreiber zu sein. Man darf nur dem großen Gange des Schicksals folgen und seine Riesenschritte nachzeichnen, um diejenige Theilnahme zu erzwingen, die ein gerechter Tribut der Begebenheiten ist, wenn auch die Darstellung derselben sie nicht heischen dürfte.

Dies ist um so mehr der Fall, wenn dem Erzähler wichtiger Ereignisse nur ein kurzer Zeitraum vorgesteckt ist; wenn die Begebenheiten, welche er umfaßt, bei weitem nicht den Anblick eines Ganzen gewähren, und also zu einem vollständigen Gemälde keinen Stoff darbieten, nur zu kleinen Schilderungen taugen, allgemeine Resultate für die Menschheit zu zeichnen untersagen, und selbst nicht einmal einen Blick über das Ganze der vorliegenden Unternehmungen gestatten.

So lange Revolutionen das lebendige Wirken und Weben in die Weltbegebenheiten brachten, welches sie durch Raschheit des Ganges, durch Größe der Kraft und Gesinnungen bei den handelnden Individuen, durch Schnelligkeit und Gewicht ihrer Folgen, das gespannte Interesse eines Drama erreichen ließ; so lange jeder Tag eine große Scene, jede Scene einen Helden, und jeder Held Wunderthaten aufstellte, — so lange der Krieg — möge sein mörderischer Arm für immer gefesselt sein! — interessante Situationen, von denen das Glück ganzer Völker abhing, und rasche Entscheidungen herbeiführte, — war es dem Schreiber dieser Aufsätze, welche die Uebersicht der wichtigsten neuern Staatsbegebenheiten in dem Zeitraume eines Monats liefern, möglich, seinem Gemälde Interesse, Kraft, Gewicht, Werth und dasjenige zu geben, was die Theilnahme an sich zu ziehen vermag. — Der Friede, — die Ruhe im Innern republikanisirter Staaten, — die stille thätige Arbeit an dem festgegründeten Glücke der nahen und entfernten Zukunft — bieten jene großen Explosionen von Kraft nicht dar, und statt sich durch den raschen Gang auffallender Ursachen und Wirkungen zu charakterisiren, verbergen sie vielmehr das ganze Getreibe dieser Maschinerie; und wenn etwas aus dem Geheimnisse hervorgeht, welches für diese Art von Verhandlungen

durch Zeit und Nutzen geheiligt ist, so ist dies immer das Ganze, welches lange vorbereitet war, beobachtet, und in einer Reihe glücklicher Folgen erst bemerkbar und bewunderungswürdig ward.

Die Blätter des Tages gewähren schon jetzt das Bild einer allgemeinen Ruhe. Nirgends ist mehr von Rüstungen, Werbungen, Schlachten und Eroberungen die Rede, nirgends von unerwarteten Ausbrüchen einer lange gedämpften Kraft, die eben darum um desto zerstörender und unaufhaltsamer sich von ihren Banden losmacht. Statt der Befehle zu Schlachten und Angriffen findet man jetzt Präliminarien zum nahen Frieden; statt der Zurüstungen zum Feldzuge Anstalten zum Rückzuge der Krieger in das Vaterland; statt die Soldaten zum Muth zu ermuntern, legt man ihnen die Pflicht an das Herz, in der Ruhe des Friedens, den sie erfochten, den Dank der Nation und den Ruhm ihrer Thaten zu erndten, und die Feldherrn bereiten sich, denen, die sie zum Siege führten, auch hier, wie immer, Muster zu seyn. Erfindungen des Friedens, Charakterzüge der Nation, Erscheinungen aus dem Reiche der Sitten und der Natur füllen jetzt die Lücke aus, welche durch den Mangel unerwarteter Ereignisse entstehen mußte, und die Verfasser der Tageblätter benutzen sie gegen den Unwillen ihrer Leser, denen sie nie genug liefern, und die selten bedenken, daß diese Wirthe ihre Gäste immer à la fortune du pot einladen.

Mag dies immer den Hagestolzen härmen, der, ohne häusliches Band, sich auch den Nationalverbindungen entrissen hat, der ohne an irgend etwas in seinem Hause gefesselt, und dadurch für allgemeines Wohl erwärmt zu sein, nur außer sich seine Theilnahme sucht und befriedigt findet, der in leeren Speculationen seine Phantasie erschöpft, und wenn der Erfolg seine

Träume täuschte, mühsam seine Divinationskraft zu retten sucht. — Der Freund der Menschheit muß ein Freund des Friedens sein. Diese Ruhe nach Stürmen und Gewittern bietet ihm unendlich mehr Freuden und Ergötzungen als die zagende Theilnahme während des Unwetters.

Der Schreiber dieser Zeilen wünscht sich diese vorzüglich zu Lesern; sie werden es ihm zu Gute halten, wenn er — fern von allen Vermuthungen und täuschenden Ahnungen, — nur dasjenige bemerkt, was schon in seinen Folgen sichtbar wird, oder sie bald verspricht, und sich einer Kürze befleißigt, die demjenigen Raum verstattet, worauf sich bald die allgemeinere Aufmerksamkeit hinrichten wird.

Italien und England zogen am Ende des letzten Monats vorzüglich die Augen Europens auf sich.

Die alte Heimat alles Republicanism, wo er seine glänzendste Periode erlebte, und späterhin überall lange Kämpfe verursachte, ist jetzt beschäftigt, sich ihre ehemalige Gestalt wieder zu geben. Durch Buonaparte's Siege wurden unter dem Schutze seines Vaterlandes die cispadanische und transalpinische Republik gegründet, die Nobili von Venedig bereiteten ihrer Macht durch einen unglücklichen politischen Mißgriff, den sie nach einer langen bedächtigen und bewunderten Behutsamkeit sich zu Schulden kommen ließen, den Untergang; die Aristokratie fiel mit allen ihren Bedrückungen, die Insignien wurden zerstört, und die Werkstatt ihrer Tyrannei, die Bleigefängnisse, in welchen die stolze und furchtsame Herrschsucht mit entehrender Erfindsamkeit ihre Feinde mißhandelte und zu Tode marterte, geschleift, und an ihrer Stelle sollen Obelisken errichtet werden, die durch eine bedeutende Innschrift an eine entehrende Vergangenheit erinnern, wo die Machthaber des Gesetzes sich

dergleichen erl..ubten, und die Unterdrückten nicht Muth und Gemeinsinn genug hatten, sich dagegen aufzulehnen. Die Archive dieser Gefängnisse und des Staatsinquisitoriats sind in dem Getümmel verlohren gegangen, und man glaubt, Ursach zu haben, dies zu bedauern. — Sollte aber die Geschichte ohne diese vermißten Beiträge nicht reich genug an zurückschaudernden Gemälden dieser Art sein? Warum das aufsuchen, dessen die Menschheit sich zu schämen Ursache hat? warum die schauderhaften Bilder bis in das kleinste Detail ausmahlen, da der leiseste Schimmer das Auge sich wegzuwenden zwingt? Genug, daß das Gerücht den Wiederhall der Klagen und Verwünschungen auf die Nachwelt bringt, die in diesen Kerkern gegen verbrecherische Verwalter des Gesetzes ausgestoßen wurden, um die constituirten Gewalten vor ähnlichem Frevel, womit die hochheilige Menschenliebe entweiht ward, zu warnen, und das Volk in der nothwendigen Aufmerksamkeit auf seine Geschäftsträger zu erhalten. Greuel dieser Art gehören zu den Verirrungen, zu welchen der Mensch durch die Gesellschaft verleitet wurde, und also in die Krankheitsgeschichte des menschlichen Geschlechts und seiner Staaten. Sie zu verhüten, giebt es nur ein Mittel, verbreitete Humanität; sie zu strafen ist nur der fähig, der sie sich erlauben kann. — Der untheilnehmenden Neugier aber, welche den großen Schauplatz der Welt wie eine Bühne betrachtet, und den furchtbaren Ernst der Rollen vergißt, — solche Gemälde zu entwerfen, reicht die Phantasie aus, die dem Leser das angenehme Bewußtsein gewährt, daß alles, was seine Theilnahme hinriß, eine unterhaltende Täuschung war, und daß er nur aus einem beklemmenden Traume erwacht. — — Bis jetzt verwaltet noch immer die provisorische Municipalität in Venedig die höchste Gewalt. Der Freiheitsbaum ist

gepflanzt, und auch die Geistlichkeit, — der jedoch noch manche Veränderungen bevorstehen mögten — hat sich in die neue Form der Dinge gefügt. — Die zu Buonaparte gesandten Unterhändler des Friedens sind mit Bedingungen zurückgekehrt, und zwei andere Geschäftsträger der neuen Verwaltung wieder zu ihm gereiset. Bis jetzt ist nichts ausgemacht, und über das Ungewisse schweigt der gern, der sich keinen Blick durch den Schleier der Zeit zutraut.

Auch in Genua ist nun die Demokratie gegründet. Seit den blutigen Auftritten vom 22sten und 23sten Mai ist nichts gewaltsames dort vorgefallen; durch Verhandlungen mit Buonaparte, welche die am 23sten siegende aristokratische Parthei selbst anfing, ist alles in Ruhe entschieden. Auffallend ist es, daß man in Genua mit den Kennzeichen und Titeln der alten Verfassung schonender als in Venedig umging. Der neue Bürgerpräsident der Municipalität führt noch den Titel Doge als Beisatz, und der Baldachin und Scepter desselben sind statt verbrannt zu werden, der heiligen Jungfrau geweiht. Sollte man hierin ein starkes Bewußtsein des Volkes finden dürfen, daß dieses bleibenden Scheins ohnerachtet die ehemalige Ungleichheit der Rechte und der Misbrauch ihrer Gewalt nicht wiederkehren dürfe? — Ueber die eigentliche Beschaffenheit der neuen Verfassung, die durch eine Commission unter Leitung der französischen Republik gegründet werden soll, läßt sich noch nichts bestimmen, so wie auch über die Integrität oder Zerstückelung des Gebäudes der alten genuesischen Aristokratie.

Es liegt überhaupt auf dem künftigen Schicksal und der geographisch-statistischen Beschaffenheit Italiens ein heiliges Dunkel, welches der dreiste Blick entweiht, aber nicht durchdringt. Neuere Nachrichten, die indeß mehr den Gerüchten

ähnlich sehen, vermehren die Erwartungen, statt sie zu befriedigen. Man redet von einer einzigen Republik, in welche die cispadanische und transalpinische vereinigt werden sollen; man redet sogar von einem italiänischen Freistaat, der sich von Malta bis an die Alpen ausdehnen würde. Die neusten Blätter kündigten Unruhen in Malta an, sprachen von Angriffen auf die Person des Königs von Neapel, der nur bei seinen Lazaroni Schutz gefunden haben sollte; machten die Krankheit Pius des Sechsten gefährlich; ließen verlauten, daß man in Rom die päbstliche Regierung für entbehrlich halte, und daß der Pabst ein Breve erlassen werde, worin er die Cardinäle bevollmächtigt, überall wo sie in größerer Anzahl sich befinden, einen Pabst wählen zu dürfen. Auch in Turin soll eine bedeutende Verschwörung entdeckt, und glücklich noch zeitig genug hintertrieben sein; sogar Florenz sollte in seiner jetzigen Verfassung wanken. Gewiß ist, daß die Verwandlung in Demokratien, — die allein den edlen Namen der Republik verdienen — überall mehr in die aristokratische Staaten dringt. Lucca wird auf manche Misbräuche seiner Verfassung aufmerksam, und selbst das kleine St. Marino fordert eine Durchsicht seiner alten Statuten. — Die Staaten des Herzogs von Parma verdanken es wahrscheinlich der nahen Verwandtschaft mit Spanien, daß die französische Regierung die alte Form der Dinge gegen jede von den benachbarten neuen Republiken eindringende Neuerungssucht in Schutz nimmt. — Der modenesische Staat scheint für seinen Herzog, der jüngst von Venedig floh, verlohren zu sein. Mantuas Schicksal schwebt im Dunkel, welches erst der Friedensschluß aufklären wird. — Ancona hat sich unvermerkt ganz im Stillen selbst zur Republik umgeschaffen, und mit Romagna und Bologna vereinigt. — Obgleich von

Buonaparte, der jetzt mit der Verfassung jener Freistaaten beschäftigt ist, einige Manifeste über die Vertheilung der Provinzen unter die einzelnen Republiken und in Departements erschienen sind, so läßt sich aus ihnen doch noch nichts gewisses für die Zukunft folgern, da einige Staaten dagegen Einwendungen gemacht haben, und Buonaparte selbst im zweiten Manifest das erste umänderte. — Die Erdbeschreibung hat am Ende dieses Jahrhunderts große Veränderungen erlitten, Frankreich, Pohlen, Italien, Holland, Deutschland sind so ganz umgeschaffen, daß es hier recht auffallend wird, wie diese Wissenschaft nur vorübergehende Wahrheiten enthält.

Unruhen, die hie und da in der Schweiz ausbrachen, ließen die Cantone besorgen, daß der Revolutionsgeist auch in ihre stillen Thäler dringen würde. Besonders waren die Patrizier in den aristokratischen Kantonen besorgt. Buonaparte drohte, daß er seine siegreichen Truppen würde einrücken lassen. Dies ist indeß jüngst von dem Direktorium, welches das gute Verständniß mit der Schweizer-Republik erhalten wissen will, untersagt. — Ernste Vorstellungen haben bewirkt, was man forderte: die Emigranten entfernen sich und namentlich hat Bern den bekannten Mallet du Pan verwiesen.

England hat indessen ebenfalls seine Ruhe wieder erhalten; ernste Maasregeln und strenge Gesetze haben die rebellische Flotte an der Nore zu ihrer Pflicht zurückgeführt; Richard Parker, das Haupt der Delegaten, ist verhaftet und bereits mit dem Strange hingerichtet. Noch andere arretirte Delegaten erwarten ein ähnliches Schicksal, so wie die, welche auf anderu Schiffen sich an die Spitze der Rebellen stellten. Sonderbar genug heißt es in einigen Tageblättern: „Parker schien „kein gemeiner Mensch zu sein.“ Er mag nun durch seinen Einfluß,

oder durch den freien Entschluß der Empörer sein Ansehen gewonnen haben, so verdankt er es seiner Kraft. Der Verbrecher und der große Mann sind darin einander sehr ähnlich, daß beide niemals gemeine Menschen sein dürfen. Auch entscheidet oft ein einziger Augenblick darüber, welchen Namen die Geschichte ihm beilegen soll. — Der Moment, in welchem sich die Kraft des Menschen bewährt, der Augenblick des Todes, hat über Parker ein ehrenvolles Urtheil gesprochen: er ist mit Standhaftigkeit und Seelengröße gestorben. Daß die rebellische Flotte nicht in feindliche Häfen gesegelt sei, schrieb er seinem Einflusse zu, und sein letzter Wunsch war, daß sein Blut, dessen Vergießung er für gerecht erklärte, das einzige sein möge, welches in dieser Sache vergossen würde. — Es ist ein großes Glück für ganz Europa, daß hier das Ansehen der Gesetze und der höchsten Macht über gewaffnete Unzufriedene einen Sieg davon getragen haben; da ein scheinbares oder wirkliches Gelingen dieses Unternehmens viele, die mit den Matrosen in gleicher Lage sind, zu ähnlichen Unternehmungen hätte verleiten und so ein allgemeiner militairischer Aufstand sich über Europa verbreiten können. — Die Ministerialparthei hat in beiden Häusern die Oberhand, und ist jetzt zum Frieden geneigt. Lord Malmesbury ist im Begriff, zu dem Friedenskongreß zu Lille abzugehn. — Keine Bittschriften um Entfernung der Minister laufen mehr ein; Pitt hat von neuem einen Sieg davon getragen, und der Grund zur Unzufriedenheit mit ihm, seine Widersetzlichkeit gegen den Frieden, fällt jetzt weg. Auch von den Unruhen in Irrland ist jetzt alles still. — Herr Pitt hat indeß sein Budget in diesem Jahre schon zum drittenmale eröffnet, und neue Taxen, unter andern auf Taschenuhren und Schlaguhren vorgeschlagen. Sie sind mit einer Mehrheit der Stim-

men durchgegangen, die um so weniger auffallen darf, da Fox und andere Mitglieder der Opposition das Unterhaus nicht mehr besuchen. Sonst pflegte der Minister nur einmal im Jahre seine Brieftasche zu eröffnen, und eine solche Procedur mit der Geldtasche der Nation vorzunehmen.

Im Innern Frankreichs werden die Klagen über den Verfall der Finanzen immer lauter, und das Direktorium sendet oft Botschaften deshalb an die beiden gesetzgebenden Räthe. Die Millionen, die noch immer aus Italien ankommen, scheinen mehr Palliative als Radicalkuren zu gleichen. Diese ist dem Frieden aufbehalten, zu dessen Schlusse der ehemalige Direktor Letourneur mit mehrern Begleitern nach Lille abgereist ist, wo man nach den neuesten Nachrichten den Lord Malmesbury täglich erwartete. Barthelemys Eintritt in das Direktorium, der so ganz den Beifall der Nation hat, verdankt eben diesen gewiß die Hoffnung zum Frieden, welcher der allgemeine Wunsch der Nation ist, und durch seinen Einfluß immer wahrscheinlicher wird. Das Direktorium hatte Anstalten zu seiner feierlichen Bewillkommung in der Hauptstadt gemacht, er aber vermied das Gepränge eines Triumphes, zog still in die Stadt, und um so gewisser in die Herzen der Bürger ein. — In dem Rathe der Fünfhundert ist indeß ein unruhiger Auftritt vorgefallen, den weder des Präsidenten Pichegrü's Ansehen, noch die Bedeckung seines Hauptes mit dem Hute — das Zeichen, daß das Vaterland in Gefahr sei, — sogleich zu stillen vermochten. Es ist einer Parthei gelungen, ein vorgeschlagenes Gesetz, daß die Verwalter der Schatzkammer nicht unter dem Direktorio stehen, und demselben zur Rechenschaft verpflichtet sein sollten, durchzusetzen, aber der Rath der Alten hat es einmüthig verworfen. Ein auffallender Beweis für den Nutzen

der Theilung der gesetzgebenden Versammlung in zwei Kammern. Die jetzt häufig in Frankreich wieder entstehenden Clubs, die hie und da den Namen der Cercle's angenommen haben, verursachen Bedenklichkeiten, und lautes Murren gegen Versammlungen, die sich mit politischen Gegenständen beschäftigen und nach der Constitution untersagt sind. Der Cercle constitutionel, an dessen Spitze Sieyes, Taleyrand Perigord und andere stehen, die theils zu den Feuillans, theils zu den Girondisten und Thermidorianern gehören, hat den Anfang gemacht, Jacobiner und Royalisten sind gefolgt, und die Provinzen ahmen das Beispiel der Hauptstadt nach. — Da indessen diese neuen Clubisten nicht im Stande sind, das Zutrauen welches die Nation auf das vollziehende Direktorium setzt, zu erschüttern und an sich zu reißen, da selbst die gesetzgebenden Corps durch den Minister des Innern auf diese Versammlung aufmerksam gemacht sind, so läßt sich von ihnen nichts besorgen. Bei alledem aber bleibt es wahr, daß die Rückkehr der Armeen, und der Friede, die eigentliche Probe sein werden, welche die Republik noch zu bestehen hat.

Der batavische Freistatt ist indeß auch vom preußischen Hofe anerkannt, und die Rechte des mit ihm verwandten oranischen Hauses werden also wahrscheinlich ein Gegenstand der Friedensunterhandlungen sein. Die Constitution dieser neuen Republik ist entworfen und erwartet die Zustimmung der Nation, die deshalb im August zu einer Versammlung berufen ist. Eine große Unternehmung zur See, die unter dem Admiral Daendels ausgeführt werden soll, hat eine unbekannte Bestimmung. Einige vermuthen, daß sie nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, andere daß sie nach den hanöverischen Küsten gehe. Admiral Duncan, der vor dem Texel liegt, hat sich deshalb von London Verstärkung erbeten.

Manche Gerüchte, die wegen der Sicherheit der Friedenspräliminarien von Leoben entstanden sind, und die von einem nahen Bruche zwischen Oestreich und Frankreich sprechen, sind indeß aufgeklärt. Die Rüstungen und Verschanzungen an mehreren Orten, waren auf Befehle von Menschen gegründet, denen Gewinn theurer war, als die Hoffnungen einer seufzenden Welt. Jetzt zweifelt niemand mehr an einem nahen Frieden; aber jeder, der die Art dieses Krieges, seine Ausbreitung, und die mannichfachen Collisionen des Interesses der verschiedenen Mächte kennt, erwartet ihn eben so spät, als zuversichtlich und festgegründet. Ein Friede, der das politische Gleichgewicht von Europa neu begründet, der mehreren Staaten eine neue Existenz, andern ein verschiedenes Verhältniß ihrer Macht und ihres Einflusses giebt, kann nur das Resultat eines langen Nachdenkens sein, wenn er von langer glücklicher Dauer sein soll.

Dännemark hat indeß einen sehr großen Verlust erlitten. Am 24sten Julius starb Andreas Petrus Graf von Bernstorf. — Durch alle Stürme, die Europa erschütterten, hatte seine Weisheit den Staat, dessen Leitung ihm anvertraut war, glücklich hindurchgeführt. Den Frieden, der andern Völkern erst gegeben werden soll, hatte Dännemark, so lange er sorgte, immer genossen. Er starb zu einer Zeit, wo ihm selbst seine Thätigkeit nicht mehr nothwendig schien, indem die Gefahr, die er bestehen konnte, vorüber gegangen war. — Sein Andenken wird einem Volke heilig sein, welches ihm das höchste Glück verdankt, dessen ein Volk theilhaftig werden kann, den Frieden, während andere Nationen aus tiefen Wunden bluteten, und ihrem Untergange sich naheten.

Berlin, den 10. Julius 1797.

R * * *.

Nachschrift der Redaktoren

(als Antwort auf die an sie gerichtete Anfrage in No. 143. des Reichs-Anzeigers.)

Die vorstehenden Blätter waren schon in die Druckerei gesandt, als den Redaktoren des Archivs die im 143sten Stück des Reichs-Anzeigers enthaltene Anfrage an sie, zu Gesicht kam. Der Einsender derselben wird bemerken, daß sie mit ihm in der Hauptsache ganz einverstanden sind, und es früher waren, als sein Wunsch ihnen bekannt ward. — Von seiner Humanität dürfen sie aber auch erwarten, daß er es ihnen nicht verargen werde, wenn sie die Stimme eines Einzelnen als die Stimme eines Einzelnen betrachten. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil ihrer Leser den Ueberblick der Staatsbegebenheiten, obwohl er seiner Natur nach nur aus den Tageblättern zusammengereiht sein kann, der Ordnung wegen, in welcher die einzelnen Vorfälle wie zu einem Ganzen zusammengestellt sind, sehr gern gelesen habe. Diesen, — und wären es auch nur zwei unter zwanzig, — glauben die Redaktoren Wort halten zu müssen, und besorgen daher nicht, daß die übrigen ihnen daraus einen Vorwurf machen werden, da — wie die obigen Zeilen besagen, — künftig dieser Artikel nur wenige Seiten einnehmen dürfte. — So sehr sie nach dem Lobe der Lesenswürdigkeit streben, welches der Einsender ihnen

so wohlwollend als freigebig beilegt, so ungern mögten sie aufhören, den Theilnehmern der Zeitschrift das zu sein, was sie ihnen zu werden versprachen, um so mehr, da unvorhergesehene Verhältnisse und mancherlei Hinderungen sie abhielten, es so zu sein, wie sie es wünschten.

Was den Nachsatz jener Anfrage betrift, so erklären die Redaktoren, daß sie einen Namen, der die Ehre Deutschlands ist, immer für eine Zierde und den Stolz ihrer Zeitschrift halten werden. Berlin, den 14ten Julius 1797.

II.

Bemerkungen über die ersten Kriege der Römer in Deutschland und ihren Einfluß auf die Deutschen.

Es ist ein ganz eignes Gefühl, womit ich die beiden entgegengesetzten Culturgrade mancher Völker, ihre Rohheit und ihre sogenannte Verfeinerung, betrachte. Es hebt die Seele gewaltig, wenn man so die ewige Wahrheit des Ausspruchs eines unsrer ersten Dichter bestätigt sieht:

— — über vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Nichts lehrt den Menschen so sehr seine Kraft, seine Freiheit, als diese Ansicht der Geschichte seines Geschlechts. Er kann sich erheben, selbst um jähen Sturz zu erwarten, Wege wandeln, die ihn selbst in unauflösliche Labyrinthe führen. Was wir können zeigt uns die Geschichte der Menschheit, was wir sollen lehret uns eine gesunde Philosophie. Eben darum wird jenes erhabene Gefühl so oft von wehmüthigen Empfindungen gestört, je mehr wir sehen, daß diese Selbstthätigkeit der Menschheit oft so sehr von dem Ziele abwich, wonach sie streben sollte; gemeiniglich auf der gepriesensten Stuffe der Cultur am meisten. Wenn man's bei Lichte besieht, so tauschten die kultivirtesten Völker die Vollkommenheit ihres theoretischen Vermögens nur gegen den Verlust der Reinheit und Güte ihres praktischen ein — ein gewiß nicht sehr wünschenswerther Tausch, wenn er

ewig gültig seyn sollte. Aber er ist nur temporell: nur durch ihn können wir unser bestimmtes festes Gut erlangen; unsern Willen konnte dunkles Gefühl und der Augenblick gut lenken, unsern Verstand hingegen kann nur die Zeit bilden, und nur die Bildung des letztern uns zu der Stuffe führen, wo Güte und Vollkommenheit des erstern für uns als Menschen moralischen Werth erhält.

Dies muß den Menschenfreund trösten, der es mit Bedauern sieht, wenn gute harmlose Völker mit Gewalt zu einer Cultur hingerissen werden, welche mit Künsten und Wissenschaften ihnen auch Luxus und List und Falschheit bringt, der schon im voraus die unschuldigen Pelewaner bedauert, daß sich ihnen europäische Verfeinerung selbst nur zeigte. Auch die Biedern unter uns Deutschen beruhige es, wenn sie die alten Tugenden ihres Volks immer mehr schwinden und in den engen Kreis weniger unverdorbener Menschen zurückweichen sehn. Wir wandeln den Weg, welchen jedes Volk wandeln muß, um das Ganze zum Ziele der Vollkommenheit zu bringen: — lassen wir uns ruhig ihn fortwandeln! Der Genius der Menschheit schwebet über uns, gewaltsame Störung seines sanften Flugs hasset und strafet er streng; zu seiner Zeit wird er sich in höherm Schwunge erheben, dann müssen wir folgen — aber voreilen läßt er sich nicht!

Den Starken und den Verwesern der Menschheit ist diese Lehre auf viele Weise beruhigend und erfreulich; aber dem Volke bleibe sie ein Geheimniß. Was jenen Muth und Stärke einflößt, würde dieses lässig machen, was jene erhebt, dieses niederdrücken und erschlaffen. Das Ende liegt immer im Anfange, und wie der einzelne Mensch in der Stunde der Geburt so aussieht, wie in der Stunde des Todes, so ist der erste Zustand

stand der Menschheit ein Bild von dem, was sie bei ihrer Vollendung seyn wird. Nicht zu oft kann man daher ein natürlich gutes Volk an seine erste ungebildete Lage erinnern: sie ist ihm ein Bild von dem, was es zum Theil wieder werden soll. — Auf den Inseln der Seeligen fanden die Griechen Saturnus goldnes Zeitalter wieder. Aber man rufe ihm jenes Bild deswegen nur zurück, um wehmüthige Gefühle in ihm zu erregen. Dann kann es ihm ein Leitstern seyn durch die dunkeln Labyrinthe, die es wandeln muß, und um so sicherer wird es zu einer höhern und würdigern Unschuld und Reinheit zurückkehren.

Uns Deutschen ist es nicht verstattet, unser Volk bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen, und in seiner ersten natürlichen Gestalt zu entdecken. Nur da kennen wir es, wo es, vielleicht nach mancher Modification und Veränderung, den ersten Schritt zu eigentlicher Cultur nicht wagt, sondern — wie es bei allen Völkern zu geschehen pflegt — dazu geleitet wird; kennen es auch nicht einmal durch sich selbst, sondern durch andre. Und wenn die neidische Zeit uns auch nur die Berichte dieser ganz gelassen hätte! Aber so glücklich waren wir nicht. Nur aus Thatsachen, die uns einige fragmentarische Erzählungen dunkel aufbehalten haben, müssen wir auf den Zustand unsers Volks schließen, und daraus Folgerungen ziehen, auf welche Art sein erster Uebergang zur Cultur geschah, und wie dazu der Grund gelegt wurde. Dennoch ist alles dieses immer noch interessant genug: es entdeckt sich so manche liebenswürdige Eigenschaft des biedern guten Volkes, daß gewiß viele sich wünschen mögen, die Modefehler, welche die Cultur uns mitbrachte, gegen die Tugenden eintauschen zu können, welche ein einfacher, natürlicher Zustand unsern Vorältern schenkte.

Schon war der größte Theil der südlichen Völker Europens

den Römern bekannt und hatte zum Theil Künste von ihnen gelernt, als Deutschland nur ein wenig aus seiner Vergessenheit hervorkam. Deutsche Völker sahen die Römer zwar schon dreißig bis vierzig Jahre eher in Italien selbst, als Cäsar ihr Land gleichsam entdeckte, wie eine neue Welt, welche die Neugierde der Römer eben so sehr erregen mußte, als die Entdeckung ferner Welttheile die unsrige. Aber welch ein Land fanden sie in ihm! — Ein häßliches ungestaltetes, keinem angenehm, als dessen Vaterland es war, oder der aus noch nördlichern Gegenden dahin kam. Rauh und kalt war sein Klima, sechs Monate dauerte der Winter, und noch starrte die Erde von Eis und Schnee, wenn andern Ländern schon holder Frühling lächelte. Die Witterung war abwechselnd, die Luft trübe und voll nebelichter Dünste. Wüthende Stürme braußten vom Nordmeer her, und wilde Fluthen drangen aus übertretenden Flüssen und Seen unaufhaltbar in das Land hinein. Eben so war der Boden, rauh, unwegsam, unbebaut, voll stehender Seen, Sümpfe und Moräste. Reissende Flüsse durchströmten in ungewissen Betten das Land, und undurchdringliche Waldungen bedeckten größtentheils seine Oberfläche. Waldige Berge hoben ihr majestätisches Haupt hoch in Nebelwolken empor, ehemals wahrscheinlich Vulkane, nachher Wohnungen des Wildes und mächtiger Völker. Stiefmütterlich hatte die Natur für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gesorgt. Karg in dem, was ihnen leichte Nahrung verschaffen konnte, gab sie ihnen ein Product, dessen völligen Gebrauch ihr harter Körper größtentheils unnöthig machte. Alle Arten von Holz trug das Land, welche nördliche Länder nur hervorbringen können, hohe Eichen, Birken, Buchen und Nadelhölzer. Erstaunen muß man über die Größe der Waldungen, welche einst unser Vaterland bekleideten — der lange

Harzwald (silva Hercinia), welcher sich, sechzig Tagereisen lang und neun breit, von den Gränzen Frankens an bis weit ins Land der Sarmater erstreckte; der Gabreta oder Thüringer-Wald; der Mondswald zwischen Mähren, Pohlen und Ungarn, der Heserwald, der Ardennenwald, der Teutoburger und andre, welche uns noch jetzt, obwohl um einen guten Theil kleiner, ein schwaches Bild vom ehemaligen Zustand unsers Vaterlandes geben Obst hatte unser Germanien wenig, nur wilde Aepfel, Birnen und Schlehen; es kannte nicht die Güter des Herbstes; nur drei Jahreszeiten waren ihm bekannt. Von Getraide waren die meisten jetzt bekannten Arten da, aber nur mühsame Bearbeitung, die den Weibern überlassen war, brachte es aus der Erde hervor. Wilder Spargel, Pastinatwurzeln und Rettige waren seine einzigen Küchengewächse. Doch werden seine treflichen Weideplätze selbst von den Römern gerühmt. Diese gaben den Rindern des Deutschen, seinen Schafen und Ziegen, hinlängliches Futter; die Wälder dienten den Wölfen, Bären, Auerochsen, Luchsen, Elend- und Rennthieren zum Aufenthalt. Vom Geflügel gab es Gänse, deren Federn selbst Römer kannten, und alle Arten Sumpf- und Wasservögel. Flüsse und Seen wimmelten von Fischen; schon hatte der Rhein seine Lachse und die Weser ihre Störe, einen Fisch, den der Römer für Leckerbissen achtete. Die Biene war den Deutschen ein sehr nützliches Insect, und ihren Honig kannten nicht bloß Bären. Die Mineralien, welche Deutschland hatte, wurden von seinem Bewohner nicht gesucht; denn zufrieden mit dem, was die Natur ihm ohne Kunst gab, bekümmerte er sich nicht um sie, ließ ruhig das Salz in den Flüssen und das Erz in den Eingeweiden der Erde, bis er von Römern anders denken und handeln lernte. Nur ein Theil der

Bewohner des östlichen Deutschlands, die Gothini, gruben Eisen — doch auch nicht aus eignem Triebe: es waren Herrendienste, die sie den Sarmaten leisteten. Alle suchten so wenig Gold und Silber, als die Lemovier und Heruler den Bernstein schätzten, der an ihren Küsten war und welchen sie zur Feuerung brauchten.

Wie sehr sticht dies Bild unsers Vaterlandes gegen seinen jetzigen Zustand ab, und wie wenig würde es den meisten von uns in jenen rauhen Wohnsitzen unserer Väter behagen; wie wenige würden sich mit den sparsamen Gaben begnügen, welche jenen die Natur zur Befriedigung ihrer bescheidnen Wünsche gewährte! Und doch gründete sich auf diesen Boden, auf diese Beschaffenheit des Landes die ganze bewunderte Tugend, Biederkeit, Tapferkeit unserer Vorfahren; so wie von seiner Veränderung alle Vermehrung seiner Producte, alle Umformung der Sitten und Denkungsart, alle Cultur seiner Bewohner abhängt. Diese haben wir den Römern zu danken; und wenn wir gleich hierin etwas unpatriotisch denken, so müssen wir doch die Feinde unsrer Väter als Begründer unserer ganzen jetzigen Cultur anerkennen. Wer teleologische Raisonnements liebt, wird hier reichlichen Stoff finden, den Nutzen der Kriege und die weise Einrichtung der Dinge auch durch dies Beispiel zu vindiciren. Wir bewundern den geheimnißvollen Plan des Genius der Menschheit, welcher durch ein Volk, dem Sinken seines Flors nahe, ihm unbewußt ein anderes, völlig noch im Dunkel begrabenes, vorbereiten läßt, die Geistesbildung einst wieder in Empfang zu nehmen, die bei ihm selbst bald erlöschen wird; welcher durch unwichtig scheinende Dinge selbst auf spätere Zeiten sich ein Volk zubereitet, welches das Feuer bewahrt, woran er, wäre es auch nur auf kurze Zeit, einst seine Fackel wieder anzünden kann.

Seit dem Regierungsantritt Augusts, führten die Römer über ein halbes Jahrhundert hindurch beständig Kriege mit unsern Voraltern, anfangs, wie ein großer römischer Geschichtschreiber ausdrücklich sagt, um Deutschland zu erobern, nachher um die varianische Niederlage zu rächen. Mag August nach der Meinung des Herrn Mannert, den Besitz von Gallien für unsicher gehalten haben, wenn er nicht Deutschland zugleich bezwänge; oder mögen diese Kriege aus andern Ursachen entsprungen seyn, genug, von seiner Regierung bis ans Ende der Regierung Tibers wurden immer unermeßliche Heere in Deutschland unterhalten. Die Macht womit Drusus der ältere zuerst den Weg bahnte war ungeheuer. Tiberius erhielt zur Bekriegung des Marobodius 12 Legionen; das Heer welches Varus befehligte, betrug 60000 Mann, als Germanicus das Commando übernahm, standen 8 Legionen am Rhein, welche mehrmals bei seinen Feldzügen verstärkt wurden, die kleinen Divisionen und Corps ungerechnet. Wer die Art kultivirter und roher Völker Krieg zu führen mit einander vergleicht, wer den Zug eines römischen Heeres kennt, wird leicht die Schwierigkeiten einsehn, welche diese Armeen bei jedem Schritt den sie machten, fanden. Den Deutschen waren diese Schwierigkeiten nichts: sie waren ihrer gewohnt; schon hundert Jahre vorher machten sich ihre Voraltern, die Teutonen, ein Spiel daraus, die hohen Alpen zu ersteigen, und auf ihren Schilden die furchtbaren Gletscher herunterzugleiten. Dies war selbst Römern ein unglaubliches fürchterliches Schauspiel. Wie viel mehr mußten ihnen die ungewohnten Hindernisse, die ihnen in einem fremden Lande die Natur in den Weg legte, beschwerlich seyn. Nur um einen Fuß sicher auf deutschen Boden setzen zu können, waren viele

Anstalten nöthig. Es mußten undurchdringliche Wälder geöffnet, Wege geebnet, Sümpfe und Moräste ausgefüllt, Brücken gebaut, Dämme über Moorland und gegen reissende Ströme angelegt — und eine Mühe angewandt werden, welche das ganze Land damals nicht werth war. Aber Römer-Habsucht und Römer Herschbegierde überwand sie alle. Drusus Germanikus, jener von den Deutschen so geschätzte als gefürchtete Feldherr, ließ zur Vorbereitung auf seine Feldzüge den Rhein in ein ander Bett leiten, die berühmte fossa drusiana, die den Rhein mit der Yssel verband, theils um das Sumpfwasser abzuleiten, theils um sich einen leichtern Weg durch die Nordsee und die Mündungen der Ems und Weser ins Innre des Landes zu verschaffen. Sollte eben dieser einen so kühnen Zug, über 50 Meilen weit in ein unbekanntes Land, bis in Thüringen unternommen haben, ohne einen großen Theil Waldung niederzuhauen und viele Sümpfe auszufüllen? Sein Bruder Tiberius ließ a. 758. a. u. c. um den Marobodius, König der Marcomannen bekriegen zu können, durch seinen Unterfeldherrn Sentius Saturninus den ungeheuern Harzwald durchhauen. So hieb der jüngere Germanikus bei seinem ersten Zuge gegen die Marser a. 761. a. u. c. den Heserwald im Clevischen durch; durch den Cäcina ließ er, als er das varianische Schlachtfeld besuchen wollte, die großen Sümpfe ausfüllen, welche dahin führten, und das Unglück des Varus befördert hatten. L. Domitius Aenobarbus legte im heutigen Osnabrückischen und Lingenschen einen großen Damm, die pontes longos an, um die Moorgegenden gangbar zu machen. Drusus legte Brücken über die Lippe und wahrscheinlich auch über die Weser, Germanikus über die Ems an; bei Wesel und wahrscheinlich bei Kölln und Maynz,

giengen Brücken über den Rhein. Lagen nun vollends die Armeen still, wollten sie sich trockne und bequeme Winterquartiere verschaffen, so mußten sie eben solche Maasregeln anwenden; sie brauchten Holz zum Bauen und zur Feuerung, und auch dadurch mag ein guter Theil Holzung weggeräumt seyn. Auch damit sie beschäftigt wären und nicht erschlafften oder Unruhen anfingen, wie sie damals bei den Armeen sehr gewöhnlich waren, gaben ihnen ihre Feldherrn solche Beschäftigungen auf. Ein wichtiges Beispiel davon giebt uns Corbulo, welcher unter Claudius a. 800. a. u. c. auf diese Art einen Canal von 23000 Schritt zwischen der Maas und dem Rhein ziehen ließ, um das plötzliche Austreten des Meeres dadurch unschädlicher zu machen, (qua incerta oceani vetarentur,) und der Legat Curtius Rufus, welcher im Lande der Mattiaker, eines cattischen Völkerstammes, außer andern Arbeiten, seine Legionen mit Graben der Erde und Anlegung von Canälen beschäftigte.

So geringfügig und momentan der Einfluß dieser Thatsachen, welche nur dienen sollen, um auf wichtigere eben der Art, die wir nicht so bestimmt wissen, zu schließen, manchem scheinen mag, so folgenreich sind sie für unser Deutschland gewesen. Der wird dies leicht einsehn, welcher die Art weiß, wie durch Beschaffenheit des Bodens das Clima, und durch diese Landesprodukte, Sitten und Charakter der Einwohner bestimmt werden. Woher sonst der große Unterschied mancher Länder, die doch gleiche Lage miteinander haben? Ich wüßte kein Clima, das mit dem ehemaligen unsers Vaterlands größre Aehnlichkeit hätte, als das canadische. Und doch ist heutzutage die große Verschiedenheit zwischen beiden, daß dieses kalt und feucht, jenes hingegen trocken ist. Aber dort stehen auch noch die großen

Seen und Sümpfe, welche die trübe Luft hervorbringen; in Deutschland wurde schon früh der Anfang gemacht, ihnen ihren Einfluß zu benehmen. Beides, die Austrocknung der Sümpfe und das Niederhauen der Waldungen konnte nur das rauhe neblichte Clima desselben mildern, und die Natur aus einer strengen zu einer gütigen Mutter machen. Es ist eine so gegründete als durch viele Erfahrungen bestätigte Bemerkung, daß durch viele Wälder die Luft eines Landes feucht, durch Mangel daran hingegen trocken wird. Durch das Umhauen der Bäume auf einigen Inseln hat man sie trockner gemacht, selbst als ihnen dienlich war. So war es auch mit unserm Vaterlande der Fall, ehe die Römer es kannten. Die feuchten Dünste der Sümpfe wurden durch die vielen und dichten Waldungen angezogen und zusammengedrängt, und da der Sonne die Kraft genommen war, sie zu zertheilen, so brachten sie das trübe regnichte Klima hervor. Als jene wenigstens großentheils getrocknet, diese ausgehauen waren, da hellte der Himmel sich auf, die Stürme ließen nach sobald der Luftzug freier wurde, die Sonne zeigte eher und häufiger ihre belebenden Strahlen, und machte das Land zur Hervorbringung neuer Früchte geschickter. Die römischen Soldaten, denen doch gewiß wenig zugefahren werden konnte, mußten das Land bearbeiten, säen und pflanzen, um sich erhalten zu können. Von ihnen, auch von Gefangenen, oder von eingewanderten Römern, deren sich bei der Eroberung der Hauptstadt des Marobodius sehr viele fanden, lernten es die Deutschen, und das Land, welches sie jezt auch düngen lernten, entsprach reichlicher und williger ihrer obwohl geringern Mühe. Manche Getraideart, als Wicken, Erbsen; manches Gartengewächs, als Sellery, Porré, Zwiebeln und viele andere Dinge, deren Namen selbst

römischen Ursprung anzeigen, kamen jetzt allmählich nach Deutschland. Die Römer brachten den Deutschen Obst, lehrten es pflanzen und warten, lehrten sie den Wein bauen; denn schon beinah dreihundert Jahre vorher, ehe der Kaiser Aurelius Probus am Rhein und der Mosel Weinstöcke pflanzte, waren Weinberge an den Ufern der Donau, wo die Deutschen sich auch schon mehr durch den Umgang mit Römern an Bildung und Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt hatten. Mit Ausrottung der Wälder verloren sich die wilden Thiere, und zogen sich in die nördlichen und östlichen Wälder Böhmens, Polens, Preußens und Rußlands zurück: denn theils fanden sie keinen Aufenthalt mehr in den vordern Ländern, theils stellten ihnen die Römer zu viel nach, die ihre Pelze gut zu nutzen wußten Das zahme Vieh aber wurde durch andre Arten verbessert; die Rheinbewohner, Usipier und Tencterer, welche Cäsar schon kannte, lernten die Pferdezucht, und theilten sie den übrigen mit; sie lernten die Bienen warten, und ließen sie nun nicht mehr ihren Honig den hohlen Bäumen anvertrauen, sondern von Römern unterrichtet, welche hymettischen Honig und Honig vom Hybla so sehr schätzten, lernten sie ihn erhalten, um ihr Meth damit zu versüßen, ohne ihn mit Gefahr und Mühe in Wäldern aufsuchen zu dürfen. Jetzt lernten die Deutschen die gefährlichen Güter ihres Landes kennen; Silberminen legte der Legat Curtius Rufus anno 812 im Lande der Catten an; eben daselbst waren warme Bäder, um welche die Deutschen vorher sich wohl wenig mogten gekümmert haben, die Plinius der ältere sogar kennt. Jetzt konnte eine Salz-Quelle, wahrscheinlich die Saale in Franken, zwischen den Hermunduren und Catten einen blutigen Krieg erregen. Sie sahen diesen Ort als vorzüglich heilig an, weil sie hier leichter

das erhalten konnten, was anderwärts, wie sie vielleicht von Römern gehört hatten, nur durch die Sonne vom Meerwasser ausgekocht wurde. Ihr Verfahren beim Auskochen des Salzes war sehr einfach, denn sie ließen das Wasser bloß über brennende Holzscheite laufen, ohne auf vieles Läutern desselben bedacht zu seyn.

Allmählig wirkte alles dieses nun weiter und breitete sich von den Grenzländern ins Innere des Landes aus. Doch diese Grundlegung zur Cultur ist auch fast der einzige dauernde Einfluß (denn die Bildung der Sprache kann ich hier nicht weitläuftig ausführen) welchen die Kriege der Römer auf den Theil Deutschlands hatten, welcher ihnen bekannt geworden war, wiewohl durch sie das schwerste Hinderniß gehoben, und zu allem folgenden der Weg gebahnt war. Es ist eine leicht in die Augen springende Bemerkung bei der Kulturgeschichte unsers Volkes, daß es nach einzelnen großen Culturepochen nicht so starke Fortschritte gemacht hat, als es hätte machen können, und, wie nach einer großen Anstrengung, ausruhte. Wären die Deutschen eine Nazion, so würde dies nie der Fall gewesen seyn: das Ausgehn von einem, und das Hinwirken zu einem Zweck würde jedesmal harmonischer die Strahlen der Aufklärung vertheilt, und das Ganze in gleichmäßigerm Aufsteigen erhalten haben. Auch beim ersten Schritt unsers Volks zu weitrer Fortbildung finden wir diese Wahrnehmung bestätigt. Es wird mit einem Male erweckt, und dann schlummert es in einem fort einen Zeitraum von siebenhundert Jahren hin, ohne daß man sehr merkliche Veränderungen in ihm spürt. Die nächste Ursach davon war, daß die Römer sich nicht lange genug im Lande hielten, und mit einigen Völkern so sehr alle Gemeinschaft aufhoben, daß ohne Soldatenwache keiner die

gezogenen Gränzen überschreiten durfte. Was ihre Macht nicht ausrichten konnte, sollte ihre Politik thun. Sie sahen voraus, daß Ruhe und Einigkeit im Innern von Deutschland nicht lange dauern würde. Es lösten sich jetzt die großen Vereinigungen des cheruskischen und markomannischen Bundes auf, und statt der Einigkeit, welche der Krieg erhalten hatte, kam Trennung, welche der Friede hervorbrachte. So war das vereinzelte Volk, dem noch Kräfte fehlten, um sich selbst zu bilden, sich ganz überlassen, und blieb da stehen, wo es die Römer gelassen hatten. Dazu kamen die Kriege der kleinen Stämme untereinander, oft auf Anstiften der Römer selbst erregt, und vornehmlich der Umstand, daß sie nicht mit andern civilisirten Völkern, sondern vielmehr mit noch rohern Bekanntschaft machen konnten; denn die Hunnen, Gothen u. a., welche im vierten und folgendem Jahrhunderte Deutschland überschwemmten, trugen wahrlich nicht dazu bei, ihm einen neuen Antrieb zur weitern Kultur zu geben. Aber auf die Folgezeit war doch immer vorgearbeitet. So läßt sich immer mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß durch jenes alles der Grund zu größerer Bevölkerung gelegt ist. Denn theils war das Land geschickter gemacht, mehrere zu ernähren; theils hatten die Deutschen mehreres kennen gelernt, wodurch sie, ohne auswandern zu dürfen, sich erhalten konnten; theils lernten sie, die vorher so ausgedehnt wohnten, von den Römern, indem blos Germanikus am Rhein über funfzig Städte anlegte, sich in Städten zusammen zu ziehn; und was auch immer die römischen Kriege mogten für Menschen hingerafft haben, so war dies durch die Fruchtbarkeit deutscher Mütter bald ersetzt. Und in der That finden wir die spätern Nationen, Allemannen, Quaden, Burgundionen gar nicht schwach. Die letztern er-

schienen einst achtzigtausend Mann stark, und nur ein Stamm der erstern konnte vierzigtausend Krieger ins Feld stellen. Jedoch hatte das Volk nicht genug Ruhe, als daß diese Wirkung sollte allgemein gewesen seyn, und die Mischung der Völker dieser Zeiten war zu groß, als daß man sie allein aus jener Ursach herleiten könnte.

Man würde die Veränderung des Sitzes der Völkerschaften als eine gar nicht unbedeutende Wirkung der römischen Kriege angeben können, wenn die Umstände ihre Sicherheit und Dauer zugelassen hätten. Es ist wahr, mancher Stamm veränderte seine Sitze. Theils zogen sie sich weiter ins Land zurück, theils nahmen sie die von den Römern verlassenen Plätze ein, vorzüglich nach der Niederlage des Varus; theils wurden manche aus politischen Gründen von den Römern selbst versetzt. Die Sygambern wohnten zwischen dem Rhein und der Lippe. August versetzte vierzigtausend derselben ans jenseitige Ufer zwischen der Maas und dem Rhein, und sie hießen jetzt Gugerner. Das von ihnen verlassene Land besetzten die Römer, bis nach der varianischen Niederlage plötzlich ein ganz unbekanntes Volk sich dort eindringt, und unter dem Namen Marser erscheint. Nachher zogen sie sich wieder ins innere Land zurück, und ihre Wohnungen nahmen die Tencterer ein. Die Ubier wohnten am rechten Ufer des Rhein und Mayn. Als aber die Sueven sie drängten, nahm August sie anno 717 jenseit des Rheins auf, wo sie, weil dies unter dem Consulat des Vipsanius Agrippa geschah, den Namen Agrippinenser erhielten. Agrippina, Claudius dritte Gemalin, führte anno 50 p. C. n. eine Kolonie dahin, welche den Namen Colonia Agrippina erhielt, und aus welcher Kölln entstand. Tiberius errichtete von den Marcomannen, welche mit dem Marobodeus

und Catualda über die Donau gegangen waren, ein besonders kleines Königreich zwischen den Flüssen Mares und Cusus, jetzt Morava und Gran in Oberungern. Ja, man kann fast sagen, daß kein Volk in seinen Sitzen blieb. Allein wozu nützte es? Sie schmolzen sich alle Augenblick um, und endlich verschlang sie der große Völkerstrom, der von Osten hereinbrach.

So ging es mit allem übrigen, was die Kriege der Römer unmittelbar in Deutschland stiften konnten. Die Religion änderte sich so wenig, daß man selbst lange nachher noch Menschenopfer bei den Sachsen und zu Tacitus Zeiten bei den Semnonen antrifft. Es hätte sich sehr vieles in religiöser und politischer Hinsicht ändern können. Arminius war lange in Rom gewesen und selbst römischer Ritter, so auch sein Bruder Flavius, dessen Sohn Italicus a. 800. selbst nach Deutschland geschickt, und den Cheruskern zum König gegeben wurde, und eine große Anzahl waren in römischen Diensten. Schon Sentius Saturninus und noch mehr Varus gewöhnten die Deutschen an römische Jurisdiction, und schon brachten sie ihre Streitigkeiten häufig vor das Tribunal des Prätors. Die Unvorsichtigkeit und Uebereilung des letztern und die darauf erfolgte allmählige Absonderung der Römer vereitelte alles wieder. Nur in den Gränzländern, die mit den Römern genauern Umgang hatten, wirkte alles stärker und daurender. Die se nahmen römische Gerichtspflege an, sie fingen an, statt Vieh und Früchte Geldabgaben zu entrichten, bei ihnen stiegen nach römischer Sitte, Freigelassne oft über Freie empor, ihre Fürsten bedurften römischer Bestätigung.

So behielten sie allein das meiste Gute und Schlechte was die Römer ihnen bringen konnten; das Letzte nur drang in nicht geringem Maaße auch zu den übrigen durch. Geld,

römisches Geld und mit ihm all sein schlimmes Gefolge drang zu allen hin. Als die Waffen nichts mehr helfen wollten, da war dieses die sicherste Zuflucht: raro armis nostris, saepe pecunia iuvantur, sagt *Tacitus* von den Marcomannen. Und leider wirkte es gar zu schnell. Geld lehrte die Deutschen Verrath und Tücke; für Geld wollte der Cattenfürst Adgandestrius unsern edeln Stammvater Hermann tückisch vergiften. Geld und weichliche Ruhe machte die vorhin so biedern und braven Cherusker zu schlaffen weichen Menschen; (olim boni acquique Cherusci nunc inertes ac stulti vocantur) für Geld verkaufte das deutsche Mädchen sein blond gelocktes Haar der Römerin. Geld lehrte nachher die Franken mit Meineiden spielen. So lange das Land war, wie die Natur es bildete, war auch das Volk natürlich und gut, Menschenhände verbesserten jenes, und Menschenherzen verschlimmerten dieses; mit den Gütern des Lebens kamen Fehler und Flecken des Geistes. Ehemals hieß verführen und sich verführen lassen nicht Lauf der Welt und guter Ton; statt kostbaren Schmuckes war Unschuld das Kleid des Jünglings und Mädchens. Allmählig wich sie in einen kleinen Winkel zurück, und ruht dort bis sie nicht mehr Mangel an Welt unter einem Volke heißen wird, dessen größter Stolz sie einst war. O der falschen Geschenke, die ihr uns brachtet, ihr Römer! Sie haben dem Volke seinen Charakter geraubt, und es gewöhnt von Fremden abhängig zu seyn. Muth und Stärke, Biederkeit und Treue schwanden mit den Hütten, und Weichlichkeit und Schlaffheit, Verstellung und Falschheit zogen mit in die Städte ein. Als der Deutsche noch seiner Güter Bestes willig dem Fürsten schenkte, und durch Liebe und Ergebenheit sich ihm zu eigen machte, da griff er willig zu den Waffen und stritt für Freiheit

und Vaterland; aber als Geld der Preis eines Fürsten wurde, (iam et pecuniam accipere docuimus. *Tacit.* Germ. 15.) da stieg der Seufzer der Wittwe zum Himmel, als der Deutsche um Sold diente, da jammerte der Vater um seine Söhne, die ihm geraubt waren eine Sache zu verfechten, die nicht Sache des Vaterlands war. Als der Deutsche in Wäldern und Hütten lebte und wilde Thiere jagte, da war er Mann; als er mit Ochsen, Pferden und Schild seine Frau kaufte, da hatte er Gattin und starke Kinder; als er aber fremden Thorheiten nachging, da ward er früh Greis; als eitler Schmuck das Leibgedinge und der Stolz der Frau wurde, da wurde Gattin nur ein Name, und Vater ein Titel. Welcher Biedre wünscht sich nicht jene Unschuldszeit zurück? Und sie wird wiederkehren, wird edler und würdiger wiederkehren! Es wird eine Zeit kommen, wo wir die Güter genießen werden, welche die Cultur uns schenkt, ohne sie zu mißbrauchen, wo wir klug und gebildet sein werden, ohne die Reinheit der Sitten zu verlieren, welche unsre Vorältern schmückte; aber nicht eher, als bis wir selbst Kraft haben uns zu bilden, bis Deutschland ein Land, sein Volk eine Nation sein wird!

Wenn Germanien sich einst erhebet,
Und vom Meeresstrande bis zum Rhein
Hehr sein Genius herniederschwebet,
Ihm der Söhne Herzen neu zu weihn;
Wenn der Söhne Hände dann sich schlingen
Um der großen Mutter alten Thron,
Und der Eintracht Jubelhymne singen,
Ihrer treuen Pflege süßen Lohn; —

O dann kehrst du goldne Zeit uns wieder,
Wo Thuiskon's Volk ist, was es war,
Opfert, reines Herzens, deutsch und bieder,
Auf der Unschuld heiligem Altar;
Wo nur Redlichkeit und Herzenstugend
Offen aus dem blauen Auge strahlt
Und das frohe Morgenroth der Jugend
Sich auf ungeschminkter Wange mahlt;

Wo im Pallast wie in stiller Hütte
Alte Treu' und deutscher Glauben wohnt,
Und ein Händedruck nach Väterſitte
Mehr als Gold dir deine Freundschaft lohnt;
Wo Thusneldens Töchtern nichts an Treue,
Nichts an Stärke Hermanns Söhnen gleicht
Und des Vaters hoher Muth aufs neue
Sich im Sohne blühend wiederzeigt.

Froh blickt Herrmann dann aus Odin's Säale
Und der Väterhelden alte Schaar
Von Walhalla's ewgem Göttermahle
Auf die Söhne, die ihr Land gebahr.
Edles Volk, sie werden dich beglücken,
Freuden senden, welche nie entfliehn,
Und mit Kränzen deine Stirne schmücken
Die vor tausend Völkern ewig blühn!

Wilhelm Süvern.

III.

Ueber Liefland.

Dritter Brief, von H.

Die Letten sprechen einen litthauischen Dialekt, der aber weniger rauh klingt als die eigentliche litthauische Sprache. Der Gutsbesitzer wird von den Unterthanen der große Herr und auch der gnädige Vater, und die Frau eines solchen Herrschers, die große Frau auch die gnädige Mutter genannt. Die Söhne dieser Gebieter heißen Herrchen. Brod heißt in dieser Sprache Maise, Wasser Uden, guten Morgen labbe Rit, guten Abend labbe Wacker. Die Ehstnische Sprache ist ein finnischer Dialekt, der recht angenehm klingt. Brod heißt in ihm Leiba, Wasser Wette, Feuer Tulde. Die Letten und Ehsten hegen einen unversöhnlichen Haß gegen einander, ob sie gleich beide unter Sklavenketten seufzen, und einer und derselben Religion zugethan sind, oder eigentlich dieselben kirchlichen Gebräuche haben, denn Religion haben diese Menschen so wenig als ihre Unterdrücker. Jene können sie nicht haben; weil das was man sie lehrt nicht Religion ist, sondern grober Aberglauben; und diese wollen ihrer Vortheile wegen keine haben, weil achte Religion sich nicht mit Unterjochung und Unterdrückung der heiligsten Menschenrechte verträgt. Woher mag der Nazional-Haß zwischen beiden Stämmen rühren? Ich weiß keine andre Ursache anzugeben, als die, daß beide bei ihren Wanderungen

aus verschiedenen Gegenden in Kollision kamen, und sich feindselig behandelten. Diese Feindseligkeiten vererbten sie auf ihre Nachkommen, die den gegenseitigen Haß noch nicht austilgen können. Diese Erscheinung ist eben nicht außerordentlich; denn es giebt in Europa, selbst unter sogenannten kultivirten Nationen, einen schändlichen Nationalhaß, der keinen andern Grund als die öfteren Kriege hat, welche sie mit einander führten, und die, auch aus dieser Ursache, den Fluch der Menschenfreunde verdienen. Die Ehsten sind mehr Sklaven als die Letten, äußern daher Menschenhaß, und alle mit der Sklaverei unzertrennlich verbundenen Laster in einem weit höhern Grade, stehen folglich noch weit tiefer als die Letten. Ist es nun aus der Erfahrung bekannt, daß der Lasterhafte den noch Lasterhaftern verachtet, so ist es nicht auffallend, wenn der Lette dem Ehsten diese Verachtung bei jeder Gelegenheit fühlen läßt, und dieser, um sich für solche Herabsetzung schadlos zu halten, Rache an ihm ausübt. Die Letten und Ehsten wohnen nicht in Dörfern, sondern in einzeln abgesonderten Wohnungen. Dieser Gebrauch wäre meiner Meinung nach nachahmungswerth, indem es doch unstreitig bequemer ist, den nahgelegenen Acker zu bearbeiten, als einen entfernten; insonderheit ist dieser Unterschied beim Düngen merklich. Es sind auch bereits, so viel mir bekannt ist, in andern Gegenden Vorschläge gemacht worden, den Bauern auf seinem Acker wohnen zu lassen; indessen setzt man denselben Schwierigkeiten entgegen. Die Hauptschwierigkeit, die dabei Statt finden soll, ist die, daß die Kinder die Schule versäumen würden, indem die Eltern, aus Zärtlichkeit gegen dieselben, sie lieber zu Hause behalten, als einen weiten Weg machen lassen. In der That scheint dieser Einwurf beim ersten Anblick wichtig; wenn man

ihn aber gehörig zerlegt, so ist er so unerheblich, so geringfügig, daß es kaum der Mühe werth scheint, ihn in Anschlag zu bringen. Es fragt sich nämlich: gewinnt die Menschheit beim gewöhnlichen Schulunterricht, wird wahre Aufklärung dadurch befördert? Ich antworte ohne Bedenken, Nein! Man ziehe die Erfahrung zu Rathe, und dieses Nein wird das Resultat der angestellten Beobachtungen sein. Die Sittlichkeit leidet durch nichts so sehr, als dadurch, daß eine Menge Kinder unter nachläßiger Aufsicht beständig beisammen sind. Es entwickeln sich unter solchen Umständen, alle Anlagen zu Lastern, die sonst in ihrem Keimen erstickt wären. Der Stärkere wird der Despot des Schwächern, der Schwächere um sich an der Gewalt zu rächen, sinnt auf Mittel durch heimliche Wege seinem Despoten zu schaden. Der Einfältigere wird das Spielzeug in der Hand des Klügern, er gewöhnt sich allmählich sich als Sache behandeln zu lassen; der Klügere, dem seine Kunstgriffe glücken, legt den Grund zu künftigen feinern Betrügereien.*) Es ließe sich über diesen Gegenstand eine ganze Abhandlung schreiben; doch der Raum ist zu beschränkt, und meine Absicht geht nur dahin, gewisse Saiten zu berühren, die vielleicht gar nicht oder zu wenig in Bewegung gesetzt werden. Die Einwendungen gegen die abgesonderten Wohnungen der Landleute hätten demnach viel von ihrer Kraft verloren. Die Letten und Ehsten hätten nun vor den Dorfbewohnern vieles voraus. Indessen ist der Nutzen, der daraus entspringen müßte zur Zeit nicht sicht-

*) Die Redakteren müssen hier erinnern, daß die Meinung der Mitarbeiter des Journals, nicht überall die ihrigen sind. Wahrscheinlich ist hier von liefländischen Landschulen die Rede.

bar, und die Wohlhabenheit die der unausbleibliche Erfolg davon sein sollte, nicht im mindesten bemerkbar. Im Gegentheil herrscht im Ganzen genommen Armuth unter beiden Nazionen. Der Grund davon liegt aber blos in dem Zustande der Sklaverey. Wohlhabende Bauern findet man selten, und wenn noch hie und da deren angetroffen werden, so sind es nur die, welche ohnweit der Städte wohnen, folglich ihre erübrigten Produkte bequemer zu Gelde machen können; ferner solche die gelinde Herren haben, deren es doch zur Ehre der Menschheit einige giebt; und die ehemaligen sogenannten Ritterschafts-Bauern, die keinem einzelnen Gutsbesitzer, sondern der gesammten Ritterschaft zugehörten, die über sie zu disponiren hatte, solche Güter verpachtete, und aufmerksam war, daß die Leibeignen nicht zu Grunde gerichtet würden, damit die Einkünfte vom Pachtgelde nicht abnähmen. Indessen versetzte die Kaiserin Katharina die zweite, diese Bauern in eben den Zustand, der das Loos der übrigen Letten und Ehsten ist. Sie nahm nämlich der Ritterschaft diese Güter ab, und verpachtete und verschenkte sie an die, welche ihrer Meinung nach dem Staate gedient hatten. Der jetzige Kaiser wiederruft, wie es heißt, dieses widerrechtliche Verfahren, und giebt die Güter der Ritterschaft zurück. Zu wünschen wäre es, daß er dabei die Willkühr derselben so viel möglich einschränkte; oder, was noch wünschenswerther wäre, daß er den Bauern ihre unveräußerlichen Rechte, nemlich Unabhängigkeit von der Willkühr der Unterdrücker, wiedergäbe. Diese That würde mehr glänzen als alle Edelsteine seiner Krone. Es ist ja das herrliche Vorrecht der Regenten, Menschen aus dem Staube zu erwecken. Die Ackerwirthschaft wird in einigen Gegenden vollkommener betrieben, als man sich vorstellen

sollte. Es giebt einige Gutsbesitzer, die sich über alte Vorurtheile wegsetzen und vortheilhafte Neuerungen einführen. Der Lette spannt vor seinen Pflug ein Pferd, der Ehste Ochsen.. Das Getreide wird mit einer Art von Handsensen gemäht, welche sehr bequem sind; indem bei weitem nicht die Kraft dazu erfordert wird, die bei großen Sensen angewandt werden muß, zu denen Männerkräfte gehören, da mit jenen Weiber und Mädchen mähen lernen. In der rechten Hand halten sie die Handsense, in der linken eine Art kurzer Harke, womit sie die zu mähenden Halme halten. Wenn sie abgemähet sind, fassen sie dieselben mit der Sense und Harke zusammen und legen sie ordentlich auf einen Haufen, indem sie nicht erst nöthig haben, das Getreide zusammen zu harken. Alsdann wird solches in Bündel gebunden, in Haufen gestellt, aber nicht in Scheuren eingefahren. Man läßt es in der freien Luft liegen; wodurch freilich viel verloren geht, indem die Vögel ungestört davon zehren können. Selbst Gutsbesitzer, die ohne viele Kosten Scheuren zum Aufheben bauen könnten, folgen der einmal hergebrachten Weise. Wenn das Getreide gedroschen werden soll, so wird es in die Rüge — so nennt man in Kur- Liev- und Ehstland die Gebäude, worin das Getreide gedörrt und gedroschen wird — gebracht, gedörrt und gedroschen. Das Getreide erhält sich weit besser und länger, wenn es gedörrt wird, das ist bekannt. Hier zu Lande ist es aber unumgänglich nöthig es zu dörren; sonst könnte es nicht ausgedroschen werden, indem es aller Witterung Preis gegeben wird, und daher feucht ist. Man drischt gewöhnlich des Nachts bei einem Feuer, welches in einer Ecke der Dreschdiele brennt. Männer, Weiber und Mädchen müssen alsdann die Flegel in Bewegung setzen. Es wird Ihnen wahrscheinlich

sonderbar vorkommen, daß man die Nacht dazu gebraucht. Wundern Sie sich darüber nicht: die Habsucht der Gewalthaber ist unersättlich. Sie würden wünschen, daß die Menschen gar keinen Schlaf hätten, um desto mehr für sie arbeiten zu können. Das Gespann der Letten und Ehsten ist sehr einfach. In einem kleinen leichten Wagen, vor welchen ein Pferd zwischen zwei Stangen nach russischer Art gespannt wird, besteht das ganze Fuhrwesen, welches in mancher Hinsicht vortheilhaft ist. Die Wege werden nicht so verdorben als durch schwere Wagen; auch kann man selbst bei schlimmen Wege leichter fortkommen. Der Lette und Ehste braucht weder Talg noch Oel zur Erleuchtung, sondern bedient sich dünner Holzsplitter, die ohngefähr einen Zoll breit und einige Fuß lang sind; in der Landessprache nennt man diese Splitter Pergel. Obgleich diese Art der Erleuchtung viel Holz kostet, und der Rauch der Gesundheit schädlich ist, so denkt doch Niemand daran eine Veränderung hierin vorzunehmen, welches auch nicht so leicht zu erwarten ist, denn es sind ja nur Bauern die sich dabei quälen, und was kümmert's den Gutsbesitzer, wenn seine Bauern im Rauch halb ersticken, kann er doch Wachskerzen brennen!

Dampfbäder sind in Liev- und Ehstland sehr im Gebrauch, und nicht nur die gemeinen Leute, sondern auch die sogenannten Vornehmen, bedienen sich ihrer. Ueber den Nutzen dieser Bäder ist man ziemlich einig. Die Transspiration wird in kalten Gegenden oft gehemmt, und sie zu befördern ist nothwendig; wozu diese Badehäuser, oder Badstuben, wie man sie hier nennt, zweckmäßig sind. Die Badstuben sind von Holz erbaut. Ein Ofen, unsern gewöhnlichen Backöfen ähnlich, wird tüchtig geheizt, eine Menge Feldsteine, die beständig in

einem solchen Ofen liegen, werden zu gleicher Zeit von dem Feuer erhizt. Will man einen höhern Grad von Hitze hervorbringen, so gießt man kaltes Wasser auf die durchglühten Steine; dadurch wird die Hitze aus ihnen herausgetrieben. Wer das Wasser selbst aufgiest, muß die Vorsicht gebrauchen, sich nicht gerade vor die Oeffnung zu stellen, wohin er es schüttet, sonst läuft er Gefahr verbrüht zu werden. Denn in dem Augenblick wo es aufgegossen wird, treten die heißen Dämpfe mit einer unglaublichen Schnelligkeit zur Oeffnung des Ofens heraus. In der Badstube sind verschiedene Brettergerüste von ungleicher Höhe angebracht. Je mehr Hitze jemand vertragen kann, auf ein desto höheres Gerüste legt er sich. Der Schweiß bricht so stark aus, das man in einigen Augenblicken überall naß wird. Man seift den Körper ein, und reibt oder peitscht ihn mit Birkenreisern, an welchen die Blatter gelassen werden. Das Reiben oder Peitschen erträgt nicht Jeder. Ueberhaupt gehört einige Gewöhnung zu dieser Art des Badens, und man hat Beispiele, daß Menschen davon in Ohnmacht gefallen sind. Wer aber einmal daran gewöhnt ist, hat nichts zu befürchten; im Gegentheil fühlt man sich leicht nach einem Bade von dieser Art, besonders bei heißen Sommertagen, kurz vor dem Schlafengehen. Es wäre wohl der Mühe werth die Vortheile und Nachtheile der Dampfbäder gehörig abzuwägen, und, wenn man sie vortheilhaft gefunden, in Ländern, wo sie noch nicht im Gebrauch sind, einzuführen. Die gewöhnlichen Bauerbadstuben sehen so schwarz aus, wie die Wohnungen der Bauern. Es ist kaum möglich, sich etwas elenderes vorzustellen, als dergleichen Wohnungen. Von Schornsteinen weiß man nichts. Wenn der Ofen geheizt wird, zieht der Rauch wie eine Wolke im Zimmer herum. Thüren und Fenstern wer-

den alsdann geöfnet, um ihm Ausgang zu verschaffen. In den mehresten Häusern findet man keine Glasfenster, sondern blos Oeffnungen in der Wand, die mit einem Brett zugeschaben werden. Will man Licht haben, so schiebt man das Brett auf; man hat solches alsdann zwar aus der ersten Hand, aber nicht reichlich: denn die Oeffnungen können nicht so groß gemacht werden, als gewöhnliche Fenster, weil sonst zuviel Kälte hereindringen würde. Bei dieser Unvollkommenheit findet doch ein Nutzen Statt, der nicht übersehen werden darf. Die Luft wird in dem Wohnstuben beständig rein erhalten, wodurch die Menschen in Hinsicht der Gesundheit gewinnen. Denn hätten sie nicht so viel frische Luft, so würden, durch die Unsauberkeit und eingeschlossenen Ausdünstungen pestilenzialische Krankheiten entstehen.

Man muß die Lebensart dieser Menschen gesehen haben, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen.

Wenn ein Leibeigner ein Mädchen oder eine Wittwe von einem fremden Gute heirathet, so folgt in der Regel die Frau dem Manne, ohne daß der Gutsbesitzer dafür schadlos gehalten werden darf. Heirathet ein freies Mädchen oder eine freie Wittwe einen Leibeignen, so wird sie dadurch leibeigen, so auch die Kinder die in dieser Ehe erzeugt werden. Heirathet aber ein freier Mann eine Leibeigne, so wird sie frei, und der Gutsbesitzer darf sie nicht vorenthalten. Indessen weiß ich einen Fall, wo von dieser Regel aus schändlichem Eigennutz eine Ausnahme gemacht wurde. Ein freier Mann nämlich wollte eine Leibeigene heirathen Der Gutsbesitzer, sonst kein übler Mann, ließ sich jedoch auf Zureden seiner Frau, die Abtretung des Mädchens unter keiner andern Bedingung gefallen, als daß dafür bezahlt werden sollte. Nach vielem Dingen wurde

man Handels einig: der Preis war siebenzig und einige Thaler Alberts. Die Ungewißheit, ob eine Leibeigene nicht einen Liebhaber auf einem fremden Gute findet, ist die Ursache, daß die Mädchen in einem ziemlich wohlfeilen Preise stehen. Man kann ein solches, das weibliche selbst feinere Arbeiten versteht, für hundert und nach Umständen auch für weniger Albertsthaler kaufen. Es giebt Gutsbesitzer, die sich erlauben, Mädchen, welche in ein fremdes Gebiet hinein heirathen wollen, zu verkaufen. Der Käufer verliert freilich seine Auslage, indem er das Mädchen nicht hindern darf, ihren alten Liebhaber zu heirathen; allein Menschen, die so tief gesunken sind, daß sie ihre Mitmenschen gleich Thieren und leblosen Sachen behandeln können, mögen Betrügereien dieser Art leicht für unsträflich halten. Wie sehr wünschte ich, Sie mit solchen widrigen Gemälden nicht mehr unterhalten zu dürfen, aber noch kann ich's nicht, noch muß ich auch der Züchtigungen erwähnen. Strafen, die nach den Gesetzen zuerkannt worden, z. E. das Peitschen mit Ruthen, werden nach geendigtem Gottesdienst bei der Kirche vollzogen. Denken Sie sich den fürchterlichen Kontrast! Von der Kanzel wird gelehrt, man solle Mitleiden mit seinem irrenden Bruder haben, ihn liebreich zurechtweisen, und wenige Augenblicke nachher, einige Schritte davon, wird ein Irrender, von barbarischen Händen, bei lebendigem Leibe geschunden. Unglückliche Mädchen, die aus Verzweiflung, aus Furcht vor Mishandlung, die Frucht ihrer Liebe aus dem Wege räumten, Sodomiten, wie man's nennt, die aus Mangel an Gelegenheit ihre Triebe unnatürlich befriedigten, werden, zur angeblichen Warnung, zerfleischt. Es ist wahr, daß es bedenklich sein würde, sie unbestraft zu lassen, allein man irrt, wenn man grausame Strafen für die zweckmäßigsten hält. Die

Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Eben da, wo die unmenschlichsten Strafen Statt finden, werden die meisten Verbrechen begangen. Neben den Kirchen befinden sich Wirthshäuser, wo Bier und Branntwein verkauft wird. Hier wird nach geendigtem Gottesdienst tapfer gesoffen, und sehr oft der Grund zu Verbrechen gelegt. Die Kirche ist der Ort, wo Menschenpflichten gelehrt werden sollen, das Wirthshaus der, wo der Ueberrest von guten Gesinnungen vertilgt wird. Wenn der Prediger sagt, „ihr sollt nicht saufen," so ladet die Habsucht des Edelmanns die Zuhörer ein, auf der Stelle das Gebot zu übertreten; und höchst unzufrieden würde dieser seyn, wenn der Prediger die Bauern überzeugt hätte, daß es höchst sträflich sey, ein Vieh zu werden, und diese der Ueberzeugung folgten. Indessen ist dies nicht zu befürchten. Die Kanzelvorträge sind selten eindringlich. Man spricht etwas dahin, um gesprochen zu haben. Das Uebel wird nicht bei der Wurzel angegriffen. Nachdem Sie bereits so viel Unangenehmes gelesen haben, hoffe ich Ihnen mit der Nachricht von den Landstraßen und Posthäusern einige angenehme Augenblicke zu verursachen. Die Landstraßen sind vortreflich, und werden in diesem guten Zustande erhalten. Jedes Gut hat nach Verhältniß seiner Größe eine Strecke Weges zu bessern. Roth angestrichene Pfähle, mit dem Namen des Guts, müssen auch unterhalten werden, damit einem etwanigen Streite über den Gränzunterschied vorgebaut werde. Die Kreishauptleute sind verpflichtet, darauf Acht zu haben, daß die Wege in gehörigem Stande erhalten werden. Wenn solche von ihnen untersucht werden, lassen sie es vorher den Gutsbesitzern wissen und zu der bestimmten Zeit muß der Staroſt (Schulze) des Guts, bei den Gränzpfählen gegenwärtig seyn. Findet nun der Kreishauptmann, daß durch

Nachläſſigkeit der Weg nicht ausgebeſſert worden, ſo iſt der Staroſt dafür verantwortlich, und wird auf der Stelle mit Peitſchenhieben beſtraft. Die Wege ſind ſehr breit. Von beiden Seiten ſind Graben gezogen, und jedesmal in der Entfernung einer Werſt, deren ungefähr ſechs und eine halbe auf eine deutſche Meile gehen, ſteht ein hoher roth angeſtrichner Pfahl, auf welchem die Entfernung der Städte, mit ſchwarz gemalten ruſſiſchen und lateiniſchen Buchſtaben, angezeigt iſt. Für die Reiſenden hat dieſe Einrichtung etwas angenehmes. In kurzen Zeiträumen wird man gewahr, daß man weiter kommt. Langeweile, die ſonſt auf dieſem Wege unvermeidlich wäre, indem man ſelten auf Menſchenwohnungen ſtößt, wird auch dadurch vertrieben. Die Poſthäuſer, die ohngefähr drei Meilen von einander liegen, ſind ſo eingerichtet, daß der Reiſende alle Bequemlichkeit haben kann. Man findet recht hübſche Zimmer, gute Betten, kann bei den Poſtkommiſſarien, die in der Regel recht artige Leute ſind, für einen billigen Preis eſſen, und wird überhaupt anſtändig bewirthet. Die Aeußerung eines Engländers, der dieſe Straße beſchrieb, iſt nichts weniger als der Wahrheit angemeſſen. Er ſagt: „Jeder, er ſey ein Fürſt mit Gold bordirten Kleidern, oder ein Bauer in Strohſchuhen, muß hier zu Lande ſeine Lebensmittel bei ſich führen.“ Wenn der letzte es thut, ſo geſchieht es, nicht weil er muß, ſondern weil er ökonomiſch ſeyn will; er nimmt ſeine Lebensmittel mit, um nicht nöthig zu haben, ſie in den Wirthshäuſern zu kaufen. Wenn der Britte, der dieſes ſchrieb, in Hinſicht der Oekonomie den Bauern nachahmte, ſo lag die Schuld an ihm und nicht an der daſigen Einrichtung. War er aber vielleicht zu eigenſinnig, um Speiſen auf deutſche wohlſchmeckende Art zugerichtet zu eſſen, ſo war es billig, daß er für ſeinen Eigenſinn büßte.

Er konnte doch nicht fordern, daß seines Gaums wegen, englischer Geschmack den Deutschen vrrdrängen sollte; indessen ist man Intoleranz von den Britten gewohnt. Was der Engländer hätte tadeln sollen, hat er verschwiegen; nämlich daß man oft aus Mangel an Pferden aufgehalten wird. Denn das Verhältniß derselben zu den Reisenden ist zu geringe. Personen von einigem Range reisen stets mit Extrapost; ordinaire Posten giebt's nicht, und mit gemietheten Fuhrleuten oder eignen Pferden reiset man selten, weil Extrapost wenig kostet. Man bezahlt ein Pferd jede Werst mit zwei Kopeken, der Postillon erhält für jede Station zehn bis funfzehen Kopeken; alles zusammen beträgt weniger als die Hälfte der Kosten in andern Ländern. Die gewöhnlichen Postwagen sind klein und leicht, mit einem sehr einfachen mit Matten bedeckten Verdeck. Für einen solchen Wagen werden, auf jeder Station, fünf und zwanzig Kopeken bezahlt. Die Postillone sind zum Theil verabschiedete russische Soldaten, die in den Ruhestand versetzt worden. Dieser Begriff von Ruhestand scheint mit dem sonst gewöhnlichen zu kontrastiren. Denn Tag und Nacht, bei jeder Jahreszeit, jeder Witterung, auf den Bock zusammengeschüttelt zu werden, mag mit allem Recht ein Unruhestand heißen. Sie erlernen das Fahren, wenn sie auch vorher keine Uebung gehabt, sehr bald, sind unverdrossen und dabei lustig. Ein Glas Brantewein über die gewöhnliche Taxe spannt ihre Lebensgeister um mehrere Grade; aber dieses müssen auch die Pferde fühlen, die alsdann in gestrecktem Gallop den größten Theil des Weges zurücklegen. So wird der Brantewein für Menschen und Thiere verderblich!

Dies wäre ohngefähr alles, was ich Ihnen über Liev- und Esthland im Allgemeinen zu sagen hätte, nun sollten Sie

Riga kennen lernen. Vorher aber will ich Sie noch auf eine sonderbare Erscheinung aufmerksam machen. Die Bedienten beiderlei Geschlechts werden gewöhnlich aus den Bauern rekrutirt, und in der Regel auf dem Edelhofe besser gehalten als zu Hause. Indessen bemerkt man allgemein, daß sie mit dem größten Widerwillen die schmutzige Hütte verlassen, und nachher, wenn sie bereits des Hoflebens gewohnt werden, gerne den Livre-Rock mit dem Bauerkittel vertauschen. Woher kommt das? Sehnsucht nach einem bequemern Leben kann es nicht sein; denn der Bauer hat mit unendlich mehr Unbequemlichkeiten zu kämpfen, als der Bediente auf dem Edelhofe. Heimweh, um die Seinigen wieder zu sehen, kann es auch nicht sein; denn die Entfernung ist nicht so groß, daß er solche gar nicht oder selten zu sehen bekäme. Aber wahrscheinlich ist Hang zur Unabhängigkeit die Ursache. Der Bauer ist zwar Sklave, hat aber dennoch Augenblicke, da er als selbstständiges Wesen handeln darf. Er richtet z. E. eine Wirthschaft selbst ein, bestimmt selbst den Verkauf seiner erübrigten Produkte u. s. w., kurz es giebt doch Momente, wo er fremder Willkühr nicht unterworfen ist. Der Bediente hingegen hört gänzlich auf selbstständig zu sein, und muß sich bloß leidend verhalten. Dunkel fühlt er, daß er stärkere Ketten trägt, als sein Bruder der Bauer; und der Mensch, mit der Anlage zur Freiheit, haßt alle Ketten, und wären sie von Gold. Sklavenseelen, die sich zu den Füßen der Großen wohl befinden, können sich freilich nicht erklären, wie es möglich sei ein unbequemes Leben einem bequemern vorzuziehen, bloß um, wie sie es nennen, eine Grille zu befriedigen. Aber der Mann mit der freien Seele findet es nicht räthselhaft.

Riga ist wohl befestigt, insonderheit ist die Citadelle so

ſtark, daß es Mühe koſten würde, ſie zu erobern. Außerdem ſind außerhalb der Feſtung dieſſeit der Düna, eine Menge von Fleſchen und Redouten aufgeworfen, die dem Feinde viele Schwierigkeiten verurſachen würden. Die Stadt liegt in einer ſehr ſandigen Gegend, indeſſen hat der menſchliche Fleiß ſelbſt in dieſen Sandwüſten Paradieſe geſchaffen. Außerhalb derſelben, auf dem ſogenannten Weidendamm, findet man die ſchönſten Gärten, wo den Sommer hindurch die Eigenthümer derſelben ſich aufhalten. Hier hört der ſteife Städterton gänzlich auf, die Menſchen werden froher und freier; kein Zwang, kein Deſpotismus der Konvenienz, dieſes fürchterlichen Uebels, findet Statt. In dieſer Gegend befinden ſich auch die ſogenannten kaiſerlichen Gärten, die für Jedermann offen ſtehen. In einiger Entfernung ſind Landhäuſer, die den Städter für die im Winter überſtandnen Mühſeeligkeiten ſchadlos halten. Zur linken Seite der Düna, ohngefähr eine halbe Meile davon, liegt die ſogenannte Vietinghofſche Solitüde, eine weitläuftige Anlage im engliſchen Geſchmack. Wie es zugeht, daß dieſer ſonſt ſo angenehme Ort nicht ſo häufig beſucht wird, als er's wohl verdiente, kann ich mir anders nicht erklären, als daß die Entfernung für den bequemen Städter zu groß iſt; denn die Erlaubniß dieſer reizenden Gärten zu genießen hat ein jeder, wes Standes er auch ſei. Die Düna, die im rußiſchen die weſtliche Dwina heißt, zum Unterſchiede von der nördlichen Dwina, die ins weiße Meer fält, fließt in einer Entfernung von mehreren Faden vor den Mauern vorbei, iſt in der Gegend wo die Schwimmbrücke liegt, achthundert Schritt breit, und fällt einige Meilen von der Stadt in den rigiſchen Buſen. Die Brücke ſelbſt iſt ein koſtbares Werk; ſie liegt auf lauter Maſten. Wer zu Fuß herübergeht oder fährt muß be-

zalen, ausgenommen Soldaten, und Personen die in Diensten der Krone stehen. Der Eisgang der Düna ist gefährlich. Sobald man merkt, daß das Eis aufgehen werde, werden die Thore der Stadt, — hier Pforten genannt, — die nach der Wasserseite stehen, geschlossen und inwendig mit einem Damm von Mist gegen das Eindringen des Wassers verwahrt. Das Wasser pflegt zuweilen so hoch zu steigen, daß es nur einige Fuß niedriger, als die Wälle steht; sonst ist die Westerfläche um einige Fuß niedriger, als der Raum der zwischen der Festung und der Düna liegt. Die Ueberschwemmungen beim Eisgange richten oft große Verwüstungen an. Alle Bemühungen durch Dämme dem Austreten des Stroms vorzubauen, sind bisher fruchtlos gewesen. Was wollen auch Menschenkräfte gegen gewaltige Naturoperazionen ausrichten? Wie gern wünschte ich, daß die Feinde der Vernunft, die Dämme auf Dämme gegen diesen allgewaltigen Strom aufzuführen sich bemühen, ein einzigmal die Natur nach ihren ewigen Gesezzen wirken sehen. Der Muth müßte ihnen doch entfallen, wenn sie sähen, daß ein Augenblick alle ihre Bemühungen zernichtet. Fiele ihnen dann ein Gedanke nicht ein, auf ein Weilchen kann der Strom wohl gehemmt, aber nie auf ewig aufgehalten werden, dann wären sie werth mit den Strome fortgerissen zu werden, und den Kopf an der ersten Klippe zu zerschellen. Die Schiffarth leidet durch den Eisgang sehr. Es setzt sich mitten in der Düna eine Sandbank an, die immer größer wird; und wo sonst schwer beladene Schiffe standen, kann man jetzt kaum mit einem Boote fahren. Es scheint als hätte sich alles verschworen, um Riga zu ruiniren. Die Natur erschwert die Schiffahrt und folglich den Handel durch Sandbänke; und ein gewisser von Dahl brachte es bei der

verstorbenen Kaiserin dahin, daß der neue Zolltarif in Riga eingeführt wurde, wodurch der Flor dieser sonst so blühenden Handelsstadt einen gewaltigen Stoß litt. Vielleicht gewinnt dieser Ort dadurch, daß Kurland und ein großer Theil von Polen das Schicksal gehabt unter rußischen Zepter zu kommen. Der polnische Handel der nach Einführung des neuen Zolltarifs sich nach Libau gezogen hatte, wird sich nun ohnfehlbar nach Riga zurückziehen. Die Vorstädte von Riga sind von Holz erbaut, indem es unter keiner Bedingung erlaubt wird massive Häuser zu bauen, und zwar aus der erheblich sein sollenden Ursache, damit man desto geschwinder dieselbe abbrennen könne, wenn eine Partie Krieg gespielt werden sollte. In der Stadt selbst giebt es lauter massive zum Theil hübschgebaute Häuser, die Strassen aber sind enge und nichts weniger als regelmäßig. Des Abends werden sie erleuchtet, aber leider ist die Erleuchtung eben so elend, als in mehreren Städten, wo der allgemeine Nutzen der Oekonomie nachstehen muß. In den mehresten Häusern befinden sich Pumpen, vermittelst welcher das Wasser, das in Rinnen durch die ganze Stadt geleitet wird, geschöpft werden kann. Ein Schöpfwerk das von Pferden in Bewegung gesetzt wird, liefert in diese Röhren so viel Wasser, als die Einwohner nöthig haben. Durch unterirdische Röhren stehet dieses Werk mit der Düna in Verbindung. Bei einer Belagerung hat die Stadt keinen Wassermangel zu fürchten, es müßte denn das Gebäude samt den Maschinerien durch Bomben zerstört werden. Unter den öffentlichen Gebäuden hat das Arbeitshaus in der Citadelle für den Philosophen das meiste Interesse. Der ehemalige Gouverneur Bekleschew entwarf den Plan dazu und führte ihn aus. Es ist für Müssiggänger, Verbrecher und Verrückte bestimmt. Für die Gesundheit

sundheit und Bequemlichkeit dieser bedaurungswürdigen Geschöpfe ist hinlänglich gesorgt. So lange Bekleschew Gouverneur in Riga war, herrschte die größte Reinlichkeit und Ordnung darin, denn er selbst gieng öfters hin, um zu sehen, ob die Aufseher und Untergebnen den Verhaltungsbefehlen gemäß handelten; und wenn die Vorgesetzten mit eignen Augen sehen, und sich keine Brillen aufsetzen lassen, so weiß man wohl, daß die eingeführte Ordnung nicht leicht verletzt wird. Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten zeichnet sich eine große und hohe hölzerne Eselsfigur aus, die auf dem Markte vor der Hauptwache steht. Die Bestimmung derselben ist, geringere Vergehungen an Personen beiderlei Geschlechts durch Schande zu strafen *). Eine solche wird nämlich eine oder mehrere Stunden lang auf diesen Esel gesetzt, und dem Gelächter und Spott des Publikums Preis gegeben. Diese Art zu strafen ist meiner Meinung nach die zweckmäßigste. Denn der größte Theil der Menschen würde sich weit lieber der Gefängniß- oder geringern Leibesstrafen unterwerfen, als zum Spotte seiner Nebenmenschen, und unter diesen seiner Feinde, dienen, weil in der That nichts empfindlicher ist als von Feinden verlacht zu werden. Die Anzahl der Einwohner von Riga beläuft sich ohngefähr auf sieben und zwanzig tausend, davon der größte Theil aus Deutschen besteht, die meistens von alten Familien, welche seit undenklicher Zeit dort wohnen, abstammen; der kleinste aus neuen Ankömmlingen. Die Zahl der Russen, die in Riga wohnen, nimmt nach und nach zu, welches insonderheit bei den Kaufleuten der Fall ist. In der Folge dürften diese wohl die

*) In Deutschland herrscht hie und da ein ähnlicher Gebrauch als militärische Strafe.

deutschen Kaufleute verdrängen, weil der deutsche Kaufmann neben einem russischen nicht wohl bestehen kann. Dieser schränkt sich sehr ein, hat folglich nicht nöthig so viel Gewinn auf seine Waaren zu nehmen, als der Deutsche, auch ist der Russe weit thätiger. Dieses gilt bis jetzt nur von Kaufleuten, die nicht ins Große handeln; denn der Russe scheint keine Neigung zu gewagten Spekulationen zu haben, und nimmt lieber mit einem kleinen aber gewissen Profit vorlieb, als daß er sein Vermögen aufs Spiel setzen sollte. Diese Art des Benehmens verdient meiner Meinung nach Beifall. Es werden dadurch viele Uebel vermieden, die bei gewagten Spekulationen nicht füglich zu vermeiden sind. Man spricht freilich viel von dem Flor eines Landes, wo der Kaufmann ungeheure Reichthümer besitzt; ich kann mich davon schlechterdings nicht überzeugen. Der reiche Kaufmann ist der fürchterlichste Despot, den man sich denken kann. — Daß hierbei Ausnahmen Statt finden, glaube ich nicht nöthig zu haben zu erinnern. Der Luxus, der durch solche Menschen eingeführt wird, reißt die andern Stände hin. Diese wollen nachahmen, haben aber nicht die Mittel dazu: alsdann werden oft verächtliche Triebfedern in Bewegung gesetzt, blos um dem Kaufmanne nicht nachstehen zu wollen; vieler andrer Uebel nicht zu gedenken.

IV.

Ueber Schwärmer und Sittenrichter.

Beitrag zur Charakteristik.

Nil in te scripsi, Bithynice.
Credere non vis,
Et jurare jubes: malo satisfacere.
MARTIAL. XII. 80.

Unter allen Abarten eines kraftvollen Mannes giebt es keine, die eine so schwere Geissel der menschlichen Gesellschaft werden kann, wenn sie die höchste Stufe ihrer Uebertreibung erreicht, als die Abart des Schwärmers und des Sittenrichters; und doch gelingt es vielleicht keiner so oft als ihr, diese Höhe zu ersteigen.

Der Schwärmer, das heißt der Mann, der, weil seine ungewöhnliche Einbildungskraft lebhafter als seine Beurtheilungskraft stark ist, nie ein gründlicher Beobachter werden kann, hat zu vieles Quecksilber in seiner Mischung, um irgend ein Feld, mit ruhigem Schritt und in systematischer Richtung, zu durchkreuzen, und es, auf diese Art, nach allen seinen Theilen kennen zu lernen. Sein innerliches Prinzipium der ewigen Unruhe treibt ihn über die Mitte hinweg, von einer Gränze zur andern; und weil seine ungeheure Imagination eben so stark auf ihn zurück wirkt, als sie die Außendinge ergreift; so kann es nicht fehlen, daß sie ihm sein eignes Bild durch dasselbe

Vergrößerungsglas vor Augen stellt, durch welches er alles außer sich erblickt.

Aus diesem Grunde verhält sich seine Meinung von sich selbst allezeit umgekehrt, zu der Deutlichkeit seiner Begriffe von der Welt: welches nichts anders heißt, als daß er sich um so größer erscheint, je kleiner er ist.

So wie nun, in der Wirksamkeit seiner Imagination auf die Außendinge, der Grund seiner unabänderlichen Oberflächlichkeit liegt; so ist auch in der Rückwirkung derselben die Ursach enthalten, daß er gewöhnlich für einen großen Mann angesehen wird. Denn es ist ein, durch die Menschenkenntniß und durch die Geschichte erwiesenes, Paradoxon, daß man der Anbetung der Menge versichert seyn kann, sobald man es dahin gebracht hat, sich selbst recht fest einzubilden, daß man ein Gott sey.

Kommen zu dieser Stärke der Einbildungskraft noch vorzügliche Talente, so scheitern an dieser Klippe selbst Beobachter, die nicht zum großen Haufen gehören. Es ist nämlich zu bemerken, daß Schwärmerei das wirkliche Talent nicht ausschließt. Denn da es bey der Schwärmerei blos auf ein Verhältniß ankommt, so ist es damit wie mit einer jeder Proportion, die dieselbe bleibt, wenn nur die Glieder durch einerlei Zeichen verändert werden. Ja es pflegt sogar gewöhnlich mit der Schwärmerei Talent verbunden zu seyn; weil die Einbildungskraft selbst die beste Amme aller Geistesvorzüge ist, und nur den Fehler mit allen Ammen gemein hat, daß sie, aus unmäßiger Freude über ihr Werk, ihrem Milchkinde eine zu große Meinung von sich selbst einbläst, oder in der Folge die Herrschaft mißbraucht, die sie anfangs zu seiner Bildung verwandte.

Dem zufolge sind aber die talentvollen Schwärmer gerade

um so viel gefährlicher, wenn sie mit ihrem chimärischen Willen auch eine beträchtliche Kraft verbinden; und würden noch verderblicher seyn, wenn ihnen ihre unruhige Einbildungskraft, zur Ausbildung dieser Stärke, mehr Zeit und Ruhe übrig ließe.

So aber kommt es nie, oder äußerst selten dazu, daß sie stark genug würden, um nicht über kurz oder lang einen Stärkern zu finden; ein Zeitpunkt, der gewöhnlich ihr ganzes Unglück entscheidet, da ihre feurige Heftigkeit, mit der kaltblütigen Ruhe ihres Gegners in zu ungleichem Kampfe, sie in der Gefahr selbst blind macht, und unaufhaltsam in den Abgrund stürzt, in welchem sie brausend untergehen, indeß der Sieger ruhig, und nicht ohne Mitleid, in seiner einmal gemessenen Bahn fortschreitet.

Man kann nie richtiger sagen, daß ein Mensch unreif sey, als wenn man von einem Schwärmer spricht. Der Keim der Pflanze war vielleicht ohne Makel, und die ersten Sprößlinge verhießen ein herrliches Gewächs; allein der zu mächtige Trieb verstattete ihr nicht, zu zeitigen: sie schoß zu plötzlich empor, und da ihr nicht Ruhe genug blieb, auch an Stärke zuzunehmen, zerknickte sie der Sturm, entrüstet über ihre Keckheit.

Selten gelangt ein Schwärmer zu einer gründlichen Kenntniß der Wissenschaften; seltener oder nie, zu einer erträglichen Kenntniß der Welt! Seine Spekulation wird vom System zu einer Reihe von Hypothesen hingezogen, und sucht Thatsachen für diese, anstatt sie aus Thatsachen zu entwickeln. Seine Beurtheilungskraft, im Vertrauen auf diese, verachtet die Stütze der Erfahrung, und sein Geschmack ist der Geschmack am Sonderbaren.

Seine moralischen Eigenschaften nehmen dieselbe Richtung. Seine Menschenliebe ist Selbsttäuschung, seine Uneigennützig-

keit Leichtsinn, seine Freundschaft entweder jenes oder Chimäre; sein Muth, wenn er einen Schatten davon hat, ist Verzweiflung

Aber nicht genug, daß seine guten Anlagen verkümmern, so tritt an deren Stelle mehrentheils noch ein Gefolge kleiner Schwachheiten und großer Laster, die von der Selbgefälligkeit genährt, oder von dem Leichtsinne geschirmt werden, mit denen er, sich selbst zu betrachten, von Kindheit auf gewohnt ist. Gewöhnlich sind die Schwärmer auf eine unerträgliche Art eigenliebig und eitel, launisch und veränderlich; oft, durch einen seltsamen Widerspruch, geizig oder grausam: fast immer sind sie Ausschweifungen, bis zum Uebermaße, ergeben. Man trift nicht leicht ein Beispiel an, daß sie körperliche Stärke oder Dauerhaftigkeit besäßen.

Weil sie gewöhnlich die Puppen gewesen sind, mit denen Gesellschaften aller Art gespielt haben; so finden sich auch in der Geschichte Beispiele genug, daß sie, an ihrer Spitze, allezeit ihre größten Plagen, und wenn ihnen Zeit gelassen wurde, Urheber ihres Unglücks geworden sind.

Da sie, wie alle ihres Gleichen, einen unveräußerlichen Abscheu vor kaltem Wasser haben; so ist die Wasserprobe das bequemste Mittel, sie zu erkennen, und, wofern noch eine andere Kur hinzu kommen kann, sie zu heilen, wo nicht, sie zu bannen.

Außer dem eigentlichen Schwärmer, giebt es endlich noch, unter der Heerde der Nachahmer, eine gute Anzahl bescheidener Leute, die sich, da ihnen die Natur die Wirklichkeit versagt hat, mit dem Scheine dieses köstlichen Kleinods begnügen lassen, und sich in der That nicht glücklicher, oder, welches eins ist, geehrter fühlen, als wenn sie Enthusiasten genennt werden.

Dieses Geschmeiß schüttelt man mit der Mähne ab, und es ist nicht eines Wortes werth.

Gerechtigkeithalber ist ernstlich zu erwägen, daß ein Mensch weder deswegen von dem Vorwurfe der Schwärmerei freizusprechen ist, weil er selbst nicht davon spricht; noch daß er ihm unterworfen sey, weil er einmal in seinem Leben davon gesprochen hat.

Den ganz entgegengesetzten Anblick gewährt der anmaßliche Sittenrichter, der mit dem Schwärmer nichts gemein zu haben scheint, als Lächerlichkeit und Schädlichkeit. Dieser schwerfällige Schlag von Leuten, ungeachtet er gar nicht das Ansehen hat, Berge steigen zu können, erklettert doch, mit aller Anstrengung seiner Unbehülflichkeit, den Fuß eines Berges, und wird, von da bis auf den Gipfel, durch seine treuherzigen Freunde getragen, gehoben, geschleppt, gestoßen oder gedrängt, wie es kommt, und, was das possierlichste ist, gewöhnlich, ohne zu wissen wie es kommt.

Was der Schwärmer seinem hohen Fluge verdankt, das verdankt dieser seiner Langsamkeit.

Man muß sich nämlich vorstellen, daß er aus demselben Stoffe hervorgeht, aus dem, bei geringerer Gründlichkeit und größerer Eitelkeit, der Pedant wird.

Langsamkeit ist sein Hauptingredienz, und Gutmüthigkeit die Beimischung.

Gewöhnlich ist sein Verstand gut, sein Herz, wo möglich noch besser, und die Neigung zur Ehrbarkeit größer als beide. Mit einem Wort: es ist oftmals ein guter Kopf, mit einem ehrlichen Herzen, der das Unglück hat, das Opfer einer niedrigen Erziehung zu werden.

Da sein Verstand nur halb angebaut, sein Herz nicht ge-

bildet, seine Sinnlichkeit nicht verfeinert werden konnte, der gesunde Keim von allem aber nicht ganz erstickt wurde, so entstand daraus, zur Zeit der Reife, nachdem sich dazu verhältnißmäßiges Alter, vermeinte Erfahrung, und fremder Beifall gesellten, ein Zwitter von vorzüglichem und gewöhnlichem Menschen, der fernerhin keinen andern Erfolg hervorbringen konnte, als den, sich selbst, und die Zuschauer, zu beider Schaden zu täuschen.

Vermöge der Bedächtlichkeit und Gesetztheit seines Wesens, erhielt er Aufmerksamkeit; vermöge des unübereilten Gebrauchs seines Verstandes, Achtung; vermöge der Biederkeit seines Herzens, Liebe; und vermöge seiner bereitwilligen Erkenntlichkeit, Freundschaft.

Besaß er, welches in der Regel zu sein pflegt, einigen Ehrgeiz, und fast eben so viele Herzhaftigkeit, und befand er sich irgend einmal in einer Lage, wo deren Wirkungen geschätzt wurden, so gelangte er dadurch zu einem Anstriche von Selbstständigkeit und Würde, und, so schwer dieses fallen mußte, zu einigem unentschlossenen Zutrauen auf sich selbst.

Gründliche Kenntniß hatte er nicht; wohl aber den unglücklichen Rest der Fähigkeit, sie zu erwerben; und die noch weit größere, und weit unglücklichere Neigung, die äußerlichen Vortheile davon zu genießen.

So machte er sich an die Wissenschaft, die den ersten Rang zu behaupten, und, da sie mit bloßem Denken abgemacht würde, beim Mangel von Sachkenntnissen, die leichteste zu sein schien. Er fing an zu philosophiren, und da er, vermöge seines natürlichen Mißtrauens in sich selbst, und der noch größeren Bereitwilligkeit zur Huldigung anderer, einer ihm unbewußten Folge von jenem, auch gegen einen Kopf,

der ihm gut schien, nie ganz Unrecht; oft sehr Recht hatte, weil er in Hauptsachen derselben Meinung, in Nebendingen mit Geduld gehört war, so konnte es nicht fehlen, daß ihm der Beruf zum Philosophen immer reizender werden mußte.

Nun befand er sich nur noch wenige Schritte von seiner Vollendung. Es war nothwendig, und, vermöge seiner angebohrnen Bedächtlichkeit, unvermeidlich, ein für allemal ein System zu ergreifen, wonach er alle seine Handlungen einrichten, und sich eines beständigen Zweifelns und Kämpfens überheben konnte.

Da das System einer völligen Vernunftmäßigkeit, so wie es in der Theorie enthalten ist, die meiste Uebereinstimmung und den meisten Schimmer hat; unser Philosph aber, vermöge seines unheilbaren Mangels an Erfahrung, in der wirklichen Welt völlig fremd, und folglich außer Stande war, die Ungereimtheit eines idealischen Princips für wirkliche Handlungen zu beherzigen: so war nichts natürlicher, als daß er es voller Freuden annahm, und ungewöhnliche Beruhigung empfand, nachdem er die Hauptmomente davon gefaßt hatte.

Die Uebereinstimmung seiner natürlichen Langsamkeit und Unentschlossenheit, mit den Vorschriften dieses Systems, vollendeten das Werk. Denn nunmehr störte ihn nicht nur die Philosophie in seinem langsamen Gange nicht, sondern sie begünstigte denselben sogar; indem sie, unter allen Erfordernissen der Seelenstimmung, wie sehr natürlich und sehr wahr, keines mehr erheischte, als die Σωφροσυνην, den Zustand der Besonnenheit. Durch eine, seinem Scharfsinne und seinem Naturell angemessene Hermeneutik, deutete unser Vernunftmensch diesen Begriff auf seine Schwerfälligkeit; und, überglücklich, seine natürliche Anlage mit dem Vernunftgesetz in beispielloser Har-

monie zu finden, bekam er, durch Beifall und Achtung subalterner Menschen unterstützt, plötzlich einen solchen Schwung, daß er den lebendigen Glauben faßte, zum Vernunftmenschen, und zum Verfechter dieses Systems geboren zu sein.

So ward er, was wir ihn sehen, ein Gegenstück zum Schwärmer; ein Mensch, der durch sein Mißtrauen in sich selbst, so wie jener durch sein Vertrauen, einen Namen erhielt. Jenem wird gehuldigt, weil er es verlangt: diesem, weil er es verbittet.

Nach Plattners sehr gegründeter Classifikation der Temperamente, gehört das Temperament des Sittenrichters zu denjenigen Arten, die dem Einflusse eines feuchten und sehr genährten Körpers unterworfen sind. Denn gewöhnlich sind diese Leute von guter Leibeskonstitution; und daher ist auch die Wirksamkeit des gröberen Seelenorgans bei ihnen, mehr oder weniger, herrschend. Sie können nicht füglich eher denken, als bis sie satt sind, und nicht leichter, als im Schlummer.

Im Schauspielhause gehören sie unter die horazischen Zuschauer, die gerne Nüsse essen.

Man kann überhaupt von dem Sittenrichter nicht füglich etwas bestimmteres sagen, als daß er eine verunglückte und unvollendete Mischung guter, mittelmäßiger und schlechter Ingredienzen sei. Daher kommt, daß er, sowohl sich selbst als dem Beobachter, für immer ein Irrlicht bleibt.

Die Meinung, die er von sich selbst hegt, wird nothwendigerweise, und ohne sein Verschulden, periodisch größer oder kleiner sein, als er selbst ist; je nachdem, bald die Reste verunglückter Anlagen dem Gefühle der Kraft, oder die wirklichen Unvollkommenheiten dem Gefühle der Schwäche, die Oberhand geben.

Eben deswegen ist beides schwer, sowohl ihn in Thätigkeit zu bringen, als ihn davon zurückzuhalten: jedoch von beiden das erste weniger, weil er gern Gutes thun, das letzte mehr, weil er Gutes nicht gern aufgeben will.

Ungeachtet dieser Mensch nun, weil er bei großen Entwürfen immer erst zu fragen hat, ob er schon im Stande sei den Entwurf zu machen, und ob es schon Zeit sei dies zu fragen, an keinem Posten in der Welt taugt, der Uebersicht und Entschlossenheit erfordert; und wegen seiner ewigen Armuth an Sachkenntnissen, nicht einmal zur Berichtigung fremder Nachläßigkeiten, die bei einem großen Werke vorfallen, zu gebrauchen ist: so bleibt er dennoch ein brauchbarer und zuverläßiger Beamter, sobald die Gränzen seines Amtes nicht zu ausgedehnt sind.

Was den Einfluß betrift, den er auf den Geist eines Staates haben darf, so muß dieser, wie die Sachen jetzt stehen, und an dem Ende so vieler, nicht mit Zuverläßigkeit aufzuzählenden Jahrhunderte, die manche politische, philosophische und moralische Revolution, ganz neuerlich aber, was mehr als alle vorhergehenden sagen will, eine französische erlebt haben, ohne Widerrede äußerst beschränkt werden. Ein Schwachkopf kann ein ganzes Land verwirren, wenn es seiner Willkühr überlassen wird.

* * b * * *.

V.

Demonstrativer Beweis, daß Kant kein Kantianer ist*).

Ein Thor spricht lächerlich, was Kato weislich sprach. Haller.

Applicetur

auf

alles, was sich — aner je nannte, noch nennt, und je nennen wird.

Zu einer Zeit, wo die Philosophen die alltäglichsten und zehntausendmal gesagten Wahrheiten ohngefähr auf eben die Art (und wer weiß, ob nicht auch aus denselben Gründen?) in einen Wulst schallender Worte einhüllen, wie gewisse Menschen mit dürren Hühnerbeinen falsche Waden tragen: zu einer Zeit, wo die nächtliche Göttinn des Tiefsinns den Thron der Weisheit mit allen ihren Wolken umzogen hat; muß es allerdings befremden, eine der allerneusten und originellsten Wahrheiten, ein ächtes Horazisches

inauditum, recens, indictum ore alio —

höchst plan und schlicht, als wäre sie die alltäglichste, vorgetragen, ja sie so gar nach derjenigen Methode entwickelt zu sehen,

*) Wir unterscheiden sorgfältig „Groß- und Klein-Kantianer," in der Philosophie, wie Groß- und Kleinhändler in Sachen des Handels. Das große Publikum, bei welchem gewöhnlich das Principium Indiscernibilium gilt, kennt nur Kantianer. Groß-Kantianer und Klein-Kantianer aber verhalten sich zu einander, wie $\frac{1}{20}$ zu $\frac{19}{20}$. Wir haben es immer nur mit den Klein-Kantianern zu thun.

die von je her für die Methode des Lichts und der Deutlichkeit galt, nach der mathematiſchen.

Aber ſo neu und originell auch unſere Wahrheit iſt; und ſo viel Ruhm wir uns durch eine modiſche Einhüllung derſelben erwerben könnten: ſo iſt ſie doch zu wichtig für das Heil der litterariſchen Welt, als daß wir ſie nicht mit aller möglichen Klarheit umringen, mit ihrem vollen Lichte leuchten laſſen ſollten: und wir ſelbſt denken zu edel-patriotiſch, zu erhaben-kosmopolitiſch, als daß wir nicht unſern eigenen Ruhm dem Heil der Menſchheit herzlich-gern zum Opfer bringen ſollten.

Hier iſt alſo zuvörderſt — das große εὕρηκα:

Kant iſt kein Kantianer.

Wollten wir die Herren Kantianer nachahmen: ſo wäre hier ſchon — unſer Werk gethan. Denn dieſe Herren begnügen ſich überall mit dem bloßen Sagen und Setzen ihrer Dogmen. Höchſtens ſchreiben ſie am Ende des Satzes, oder laſſen öfters den Leſer auch nur denken — den Namen Kant — and that is all. Nicht alſo — wir. Wir gehen gründlich zu Werke: und führen unſern Satz durch alle Kategorien.

* * *

Da nämlich die Kantianer mit Kant ohngefähr auf eben die Art zu einer und derſelben Gattung zweifüßiger Denker (Philoſophen genannt) gezählt werden, wie Ratzen und Mäuſe mit dem Elephanten zu einem und demſelben Geſchlecht vierfüßiger Rüſſelthiere gehören: ſo ſehen wir uns auch genöthiget, das philoſophiſche Geſchlecht der philoſophiſchen Broſamennager *) (denn ſo nennt Homer in ſeinem

*) Das Servum pecus lebt ja nur von den Broſamen, die von des reichen Mannes Kant Tiſche fallen.

Frosch- und Mäuse-Krieg die kleinere Rüssel-Thiergattung) mit dem weltberühmten Trinker des Ganges *) nach allen den Punkten zu vergleichen, in welchen sie sich einander ähnlich oder unähnlich sind.

Philosophen und Philosophen also können sich einander gleich, oder ähnlich, oder auch verschieden seyn

I. nach ihrer Art zu denken
II. nach ihrer Art zu schreiben
III. nach ihrer Art zu handeln,

und zwar

1. gegen Freunde,
2. gegen Feinde.

Nachdem wir unsere Demonstrazion auf eine so tadellosgründliche Weise vorbereitet; so beginnen wir nunmehr den grossen Beweis selbst:

§. I. Major. Kant ist der originellste Tiefdenker des Jahrhunderts.

Probetur. Siehe alle seine Werke vom kleinsten bis zum größten.

Minor. Die Kantianer sind die erklärtesten Flachköpfe.

Probetur. Siehe alle ihre Werke von einem philosophischen A b c stückchen in dem ehemaligen Journal * * * an, bis zu einem dickleibigen Commentar über die Vernunftkritik.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

*) Der Elephant hält sich meistens in Indien und am Gangesstrom auf.

§. II. Major. Kant braucht oft dunkle Worte, um tiefe Gedanken dadurch zu enthüllen.

Probetur. Siehe alle Werke Kants.

Minor. Die Kantianer brauchen dunkle Worte, um die flachsten Alltagsgedanken darin tief einzuhüllen.

Probetur. Siehe alle Werklein der Kantianer.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. III. Major. Kant schrieb nur Eine Vernunft-Kritik.

Probetur. Siehe die Leipziger Meßkatalogen seit 1781. *).

Minor. Die Kantianer schreiben Kritiken über die Kritik, und Erläuterungen über ihre eigene Kritiken; und Auszüge aus diesen Erläuterungen; und Auszüge aus diesen Auszügen; Auszüge für Kenner; Auszüge für Unkenner; Auszüge für die Jünglinge auf Universitäten; Auszüge für die Jünglinge auf Gymnasien; Auszüge für die Knaben in den Schulen; und erläuternde Anmerkungen zu diesen Auszügen; und Selbst-Rezensionen dieser ihrer eigenen Kritiken, Erläuterungen und Auszüge; und Rezensionen der Rezensionen ihrer Selbst-Rezensionen.

Probetur. Siehe gleichfalls die Leipziger Meßkatalogen seit 1781, wie auch die litterarischen Anzeiger aller und jeder Rezensionsinstitute.

*) In diesem Jahre erschien die Vernunftkritik.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. IV. Major. Kant kann, wenn gleich nicht viel, doch einigen Widerspruch vertragen.

Probetur. Seitdem er in dem Schluß seiner Prolegomene gegen Einen seiner Widersacher seine mächtige Stimme erhoben, thut er gegen alle andere seinen Mund nicht auf.

Minor. Die Kantianer polemisiren und bellen unaufhörlich gegen die Nicht-Kantianer, ja gegen ihre eigene Brüder in Kant.

Probetur. Siehe die Werke und die Rezensionen der Kantianer.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. V. Major. Kant zerkrazt höchstens seinem Gegner das Angesicht.

Probetur. Siehe den bluttriefenden Schluß seiner oben zitirten Prolegomene.

Minor. Die Kantianer rädern, zerfleischen, viertheilen ihre Gegner.

Probetur. Siehe die Rezensionen über Platner, Eberhard, Garve, Feder, in den verschiedenen Rezensions-Niederlagen der Kantianer.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. VI. Major. Kant dringt in seiner Vernunftkritik, so wie in seinem ganzen System, überall auf Einheit und Selbstvollendung. (Totalität).

Probetur.

Probetur. Siehe den obersten Grundsatz der Vernunftkritik.

Minor. Die Kantianer bewirken in dem Reiche der Wahrheit und der Weisheit nur Theilung und Selbstzerstörung.

Probetur. Siehe die Geschichte der deutschen Philosophie vom Jahre 1781, als dem Geburtsjahre der Kantischen Kritik an, bis auf den heutigen Tag, als den 17. Junius 1797, und wahrscheinlich bis zu Kants Tode, wo, wenn nicht alle Weissagungen philosophischer Nostrodame trügen, ein neuer Himmel und eine neue Erde der Philosophie zu erwarten steht.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. VII. Major. Kant hat noch keinen seiner Lobpreiser wieder gepriesen; Keinem auch nur gedankt.

Probetur. Siehe das ganze Benehmen des Mannes gegen seine abergläubischen Götzendiener.

Minor. Die Kantianer können sich einander nicht oft genug beräuchern, das Weihrauchnäpfchen nicht hoch genug einander an die Nase halten.

Probetur. Siehe die Kleinen in großen Schriften und Rezensionen der Kantianer.

Conclusio. Also ist Kant kein Kantianer.

§. VIII. Major. Kant ist ein treflicher Mathematiker —

Prob. (S. sein erstes Werkchen „über die

Schätzung der lebendigen Kräfte"); ein guter Phyſiker (S. daſſelbe Werkchen); ein vorzüglicher Aſtronom (S. ſeine neue Theorie des Himmels); ein Kenntnißreicher Geolog (S. ſeine einſt herauszugebende „phyſiſche Geographie"); ein origineller Menſchenbeobachter (S. ſeine einſt herauszugebende Anthropologie); ein feiner Aeſthetiker (S. ſein Werkchen über das Schöne und Erhabene.)

Minor. Die Kantianer ſind nichts, durchaus nichts als Kantianer.

Probetur. S. das Schriftenverzeichniß dieſer Männchen.

Concluſio. Alſo iſt Kant kein Kantianer.

§. IX. Major. Kant eifert gegen die Misbräuche ſeiner Philoſophie.

Probetur. S. die Vorrede zu ſeiner Metaphyſik des Rechts.

Minor. Die Kantianer ſchaffen dieſe Misbräuche.

Probetur. S. die Predigten, die Exegeſen, die Kinder-Metaphyſiken in transcendentalem Styl.

Concluſio. Alſo iſt Kant kein Kantianer.

Jeder Kenner der höheren Wiſſenſchaften weiß es, welche unausſprechliche Geheimniſſe, nach den principiis artis magicae in der Zahl Neun enthalten ſind; ſintemalen es davon heißt, daß das goldene Siegel auf dem demokritiſchen

Wahrheits-Brunnen *) mit der Ziffer Neun bezeichnet ist. Wir könnten uns demnach mit unserm neun-häufigen Sóriten **), als einer unwidersprechlichen, unwiderleglichen Demonstrazion des oben aufgestellten Satzes, vollkommen begnügen: und, allselig in unserm Selbstgefühl, wie ein Kantianer bei der Durchlesung seiner lobpreisenden Selbst-Rezension, unser „Quod erat demonstrandum" hinzusetzen.

Weil wir aber mit unserm mathematisch-philosophischen Versuch insbesondere auch die lebendige Ueberzeugung der Herren Kantianer selbst beabsichten, und diese Leute, wegen ihres erklärten Unglaubens an alles, was nicht Kant ist, an die Geheimnisse der Zahl Neun schwerlich glauben; so wie wegen ihrer gewöhnlichen Unwissenheit in allem, was nicht Transcendental-Terminologie ist, diese Geheimnisse selbst schwerlich kennen dürften: so sind wir gezwungen, noch einen andern Weg der Demonstrazion einzuschlagen. Und dieser ist der per argumenta κατ' ανθρωπον, zu teutsch, durch Beweise nach der eigenen Schlußart der Kantianer, und, was noch etwas mehr sagen will, nach den in der Bibel aller philosophischen Wahrheit, in der Vernunft-Kritik, aufgestellten Grundsätzen.

Nach S. 80. der Kritik der reinen Vernunft, von Immanuel Kant, Professor in Königsberg 1781. Riga, verlegts Johann Friedrich Hartknoch, —

*) Die Wahrheit, sagte Demokrit, läge in einem tiefen Brunnen vergraben. Ja wohl, guter Demokrit: und mit unsern, mit hieroglyphischen Terminologien beschriebenen Zettelchen, die wir in diesen Brunnen hineinwerfen, dürften wir wohl schwerlich den Schatz heraufbeschwören.

**) Sorites heißt in der Logik eine aus vielen Syllogismen bestehende Schlußreihe.

iſt die Tafel der Kategorien folgende:

1.

Der Quantität.

Größe.

Kleinheit.

2.

Der Qualität.

Realität.

Irrealität.

3.

Der Relazion.

Subſtanz.

Accidenz.

4.

Der Modalität.

Seyn.

Nichtſeyn.

Dieſem gemäß ſagen wir alſo:

Kant und Kantianer ſind verſchieden

1. Der Quantität nach.

Beweis: In Kants Art zu denken, zu ſchreiben, zu handeln, iſt alles rieſenhaft.

In der Kantianer Art zu denken, zu ſchreiben, zu handeln, iſt alles zwergmäßig.

2. Der Qualität nach.

Beweis: Bei Kant iſt alles reell.

Bei den Kantianern iſt alles irreel.

3. Der Relazion nach.

Beweis: Kant, gleich der großen Welt-Substanz, bedeckt alles in der philosophischen Welt.

Die Kantianer-Accidenzen, kriechen, gleich den Erdgewürmen, an dem Sonnenstrahl dieser philosophischen Welt-Substanz, ans Tageslicht hervor.

4. Der Modalität nach.

Beweis: Kant war von je her, ist unserm Jahrhunderte, und wird allen nachfolgenden Jahrhunderten seyn ein großer Denker.

Die Kantianischen Undenker, um mit Vater Homer zu reden, flattern und zerflattern, wie die Schatten.

Die Tafel der Grundsätze heißt nach Seite 161. der Vernunft-Kritik:

1.

Axiomen der Anschauung.

2. Antizipazionen der Wahrnehmung.

3. Analogien der Erfahrung

4.

Postulate des empirischen Denkens.

Und hier sagen wir

1. Kants Axiom ist das der prüfenden Anschauung der Wahrheit.

Der Kantianer Axiom ist das der gehefteten Anschauung des Kantischen Buchstabens und der selbstgefälligen Beschauung ihres mit kategorischer Reinheit und Unbedingtheit geliebten Selbst-

2. Kants Antizipazion, von welcher alle seine Philosophie ausging, war die: daß alle philosophische Systeme trügen können.

Die Antizipazion der Kantianer und erstes Substrat alles ihres Denkens und Nachbetens ist diese, daß Kant nicht irren, und Kants System nicht trügen kann.

3. Kants Geist steht in der rühmlichsten Analogie mit den Aristotelen, Newtonen und Leibnitzen.

Die Geistlosigkeit der Kantianer ist, ohne alle Analogie in der philosophischen Litteraturgeschichte, nur sich selbst gleich.

4. Kants großes Postulat ist: Prüfet, was wahr ist.

Das Postulat der Kantianer ist: Glaubet an Kant, und an unsere Compendien.

Uns dünkt, wir können, nach so vielen, so mannigfaltig gewandten, und durch Thatsachen belegten Beweisen mit gutem Gewissen das mathematische Lo triumphe! hersetzen: Quod Erat Demonstrandum.

Fum-Hoam oder die Seelenwanderung.

Von Große.

Tongul, Kaiser von China hatte sich mit Zulkendam, einer georgiänischen Prinzessin vermählt, welche, eine sehr eifrige Anhängerin Mahomets, die süße Vereinigung mit einem angebeteten Gemahle, so wie überhaupt ihre ganze Glückseeligkeit durch nichts weiter gestört sah, als durch die Abweichung, welche sich zwischen ihren beiderseitigen Religionen befand. Sie setzte es sich daher in den Kopf ihn zu belehren, lag ihm unaufhörlich in den Ohren, seinem so handgreiflichen Unsinne zu entsagen — aber was konnte sie wohl mit allen ihren Bestrebungen anders hervorbringen, als daß er sich nicht minder bemühte, sie von der Wahrheit der Lehren Chakabuts zu überzeugen, denen er unwandelbar anhing? Dies ist das Schicksaal aller Religionsstreitigkeiten. Da ein jeder ein eignes Interesse hat, sich nicht in seiner Meinung zu irren, überführt er niemanden von dem Grunde derselben — als lediglich sich selbst.

Chakabut lehrte die Seelenwanderung. Nicht bloß zu einem unfruchtbaren Grundsatze seiner Glaubenslehre hatte er sie gemacht; sie mußte ihm auch zu einem Beweggrunde dienen, der letztern zu folgen. Denn seinen Anhängern versprach er darin eine endlose Reihe von Wollüsten, und seine

Feinde bedrohte er mit einer dreitausendjährigen Wanderung durch eine Menge von Thierkörpern, worin sie wahrnehmen sollten, wie gegründet es sei, was sie leugneten.

Dieser Artikel besonders kam der Monarchin sehr abgeschmackt vor. Sie begriff nicht, was sie noch zu lernen haben solle, um nach dem Tode der höchsten Seeligkeit fähig zu werden; denn unter allen Weibern halten die Sultaninnen sich am ehesten für gänzlich vollkommen. Unzählige und sehr ernsthafte Zwiste gab es deshalb mit ihrem Gemahl, der, seines eigenen Werthes sich vollkommen bewußt, eben darin einen Grund fand, an dem ihrigen etwas zu zweifeln. Um diesem Streite über ein Wunder ein Ende zu machen, bedurfte es zuletzt eines anderen Wunders.

Es brach ein Krieg zwischen dem König von Georgien, dem Vater der Kaiserinn, und einem seiner mächtigeren Nachbaren aus; es war zu entfernt, um ihm auf einem gewöhnlichen Wege Hülfe zu leisten und chinesische Truppen zu seinem Beistande zu senden. Darum war es um den bedrängten Monarchen ohne alle Rettung gethan, wäre ihm nicht auf Befehl seines Schwiegersohnes der Mandarin Fum-Hoam in einer Viertelstunde durch die Luft zu Hülfe gekommen. Dieser schlug seinem Gegner ohne Umstände den Kopf ab, zerstreute die Truppen desselben, und endigte so den Krieg in einem einzigen Tage.

Zulkendam, obgleich von ihrer Religion mit noch unglaublicheren Dingen bekannt gemacht, erstaunte doch ein wenig über diesen Vorgang. „Das ist die Frucht von den außerordentlichen Kenntnissen Fum-Hoams — sagte ihr Gemahl.“

„Und wie kann er sich dieselben erworben haben? — antwortete sie.“

„Vermittelst der Seelenwanderung.“

„Vermittelst der Seelenwanderung?“

„Nicht anders, Madam. Am besten ist es, daß wir ihn selbst kommen lassen. Aus seinem eignen Munde werden Sie dies alles weit besser erfahren.“

Fum-Hoam ward herbeigerufen. „Ohne Zweifel — sagte er, — wird es den Begebenheiten meines Lebens, wie allen anderen ungewöhnlichen Ereignissen gehen. Ew. Majestät werden kein Wort davon glauben. Aber die Umstände müssen hinreichen um Sie zu überzeugen, daß ich unmöglich die Kenntnisse, von denen ich eben eine Probe abgelegt habe, auf irgend einem anderen Wege zu erhalten im Stande gewesen bin.“

Die Monarchin ward durch diese Versicherung nur noch ungläubiger in Rücksicht desjenigen was sie vorbereiten sollte. Indeß, ob sie gleich mit dem Kopfe schüttelte, reizte ihre natürliche Neugierde sie doch nicht weniger an, diese wunderseltsamen Begebenheiten des Mandarins möglichst bald in Erfahrung zu bringen. Fum-Hoam, ihren Wünschen gehorsam, verneigte sich in tiefster Unterthänigkeit, und begann seine Erzählung folgendermaßen:

I.

Piusrab.

Der allerersten Begebenheiten meines Daseys kann ich mich unmöglich ohne Schauder erinnern. Denn bei meiner Herabkunft auf Erden mußte ich den Körper eines unglücklichen Kindes beleben, das nachher zu einem Ungeheuer von Grausamkeit und Laster heranwuchs. Ich ward in Persien unter dem Nahmen Piusrab gebohren, und Sohn eines armseeligen

Hirten, im bitterſten Elende erzogen, und ohne alle Ausſicht es jemals verbeſſern zu können, ſchienen die Keime der Talente und Laſter, die in meiner Bruſt ſchlummerten, in dieſer Dunkelheit unbemerkt erſterben zu ſollen; als Siamek, Schach von Perſien, meiner von ohngefähr auf der Jagd anſichtig wurde. — Meine Bildung gefiel ihm, einige raſche Antworten beſtärkten ihn in der erſten vortheilhaften Meinung von mir; von Schmeichlern umringt, glaubte er ſich aus mir einen treuen Anhänger erziehen zu können, von dem er zum wenigſten die Wahrheit erfahre, wenn er ſie nirgends mehr höre. So nahm er mich an den Hof, und erwärmte eine Schlange in ſeinem Buſen. Gold, Eitelkeit und Hofluft verdarben mich bald, meine Talente die ſich mit jedem Augenblick nothwendiger machten, weckten den unerſättlichſten Ehrgeiz auf, und, Siameks erklärter Günſtling, ſeinem Throne und ſeiner Perſon ſo nahe, wie konnte es mir an Gelegenheiten fehlen, jeden Wunſch zu befriedigen? Der Sklaverei müde, an der Spitze einer ſehr anſehnlichen Parthey, und der Unterthänigkeit eines Volkes gewiß, das von Natur zur Veränderung geneigt, jeden Aufruhr begünſtigt, erſah ich endlich einen Augenblick, wo Siamek allein von mir bewacht und meiner gewiß, auf ſeinem Ruhebette einſchlummerte, und erwürgte ihn mit einem Kiſſen. Alsdann bemeiſterte ich mich ſelbſt des erledigten Thrones; aber anſtatt die Art, wie ich davon Beſitz nahm, durch eine milde Regierung vergeſſen zu machen, löſchte ich das erſte Verbrechen nur durch eine Reihe zahlloſer darauf folgender aus. Mein Nahme ward bald der Gegenſtand des Abſcheues und allgemeiner Verwünſchung.

Es ſcheint zuweilen, als ob die Vorſehung für außerordentliche Schandthaten ſich auch beſondere Strafen aufbe-

halte. Nach einer langen Reihe von Greueln befielen mich unheilbare und schmerzhafte Krankheiten, mein Körper löste sich allmählich von selbst und mit der grausamsten Pein in seine ersten Elemente auf, ich starb unter Rasereien. Aber ein noch weit demüthigenderes Schicksaal stand dem stolzen Schach von Persien bevor. Wiedererwachend fand er sich in einen verächtlichen Floh verwandelt.

2.

Der Floh.

Es lag etwas sehr erniedrigendes darinn, und doch fand ich noch eine gewisse Tröstung in dem Umstande, das meine Gemüthsart unverändert geblieben war. Selbst hier gab es noch Gelegenheit, meinen Durst nach Menschenblute zu stillen, meine Rachsucht fand Gegenstände sich zu befriedigen, und selbst die niedrigste aller Leidenschaften, die Wollust ging in ihren verborgenen Genüssen dabei nicht ganz leer aus. Mit nicht geringerem Vergnügen als ehemals überlief ich die Reize der Sultaninnen meines Serails, aber gerade wie sonst fesselten mich zuletzt die meiner Favoritin, welche ich mit unendlicher Zärtlichkeit liebte, und welche diese ebenfalls heiß und aufrichtig zu erwiedern schien.

Allein ich nahm itzt wahr, wie grausam ich mich betrogen hatte, und wie die zarte Flamme des weiblichen Herzens zu seiner Unterhaltung sanftere und edlere Neigungen heischt, als die welche ich im Busen trug. Kaum war mein ehemaliger Körper aus dem Serail weggeschaft und zur Erde bestattet, als auch das zärtliche Weib seinen so lange unterdrückten Empfindungen einen ganz freien Lauf verstattete. Ein junger schöner Gärtnersklav, der mir vorher nie in die Augen gefallen

war, kam itzt plötzlich zum Vorschein, und wurde mit süßeren, berauschenderen Liebkosungen überhäuft, als die Eitelkeit oder Habsucht hervorbringen konnte. Eine köstliche Lehre für die Monarchen! Wollen sie es niemahls lernen, daß ein Herz sich schwerlich erkaufen läßt!

Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von dem Unwillen zu machen, mit dem ich ein Zeuge dieses Schauspieles war. Ein jeder Kuß glich einem Dolchstoße für mich, ein jeder schmeichlerische Nahme den sie sich einander beilegten, hallte schrecklich in meiner innersten Brust wieder, die Seufzer des Vergnügens, dem sie sich nun ungestört und mit völliger Sicherheit hingaben, vernichteten mich, und als ob alles zusammentreffen sollte, um mich gänzlich niederzudrücken, so hörte ich von ihnen ein Gemählde meines Karakters mit grellen Farben und einer grausenden Wahrheit darstellen. Da verblendete mich die Wuth vollends, ich bedeckte ihren schönen Leib mit den empfindlichsten Bissen; aber meine Anstrengungen waren so kurz als ohnmächtig, ich wurde erhascht, und büßte meine Schuld mit dem Leben.

3.

Der Hund.

Als habe meine Seele in den Schrecknissen und Beschämungen meines vorhergehenden Zustandes sich schon etwas von ihren Sünden gereinigt, wanderte sie, mit einer erträglicheren Lage belohnt, in den Körper eines kleinen Hundes über, der einem indianischen Marktschreier, Nahmens Xalem angehörte. Dieser hielt sich damals gerade in Arrakan auf, und meine ungewöhnliche Schönheit, ein Instinkt der dem menschlichen Verstande nahe kam, die daraus herfließende wunderbare Geleh-

rigkeit, ein schmeichlerisches Wesen, das mit einem besonderen Scharfsinne Freund und Feind unterschied, — so mancherlei Eigenschaften in meinem kleinen Körper vereinigt, erregten in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt. Jedermann bekam Lust zu mir, aber der Preis, den mein Herr auf mich setzte, war so unmäßig hoch, daß er alle Käufer zurückschreckte.

Unterdessen sprach man in Arrakan von nichts anderem als mir, und meinen seltsamen Naturgaben. Der Ruf, der alles vergrößert, machte ein Wunder daraus. Bis daß er endlich zu den Ohren einer jungen reichen, und nicht weniger reizenden Wittwe gelangte. Diese, höchst neugierig gemacht, ließ meinen Herrn zuletzt zu sich rufen. Xalem gehorsamte diesem Befehle, auf das festeste entschlossen, aus ihrer Lüsternheit allen nur erdenklichen Vortheil zu ziehen, doch hatte er kaum ihre Thürschwelle betreten, als er auch aller seiner schönen Entschlüsse vergaß. Vermuthlich zerrannen sie im nehmlichen Momente am Feuer ihrer himmlischen Augen.

Dariai (dies war der Nahme der Wittwe) konnte ihrerseits sich nicht satt an mir sehen. Sie bewunderte tiefsinnig meine Kleinheit, meinen zarten Gliederbau, die Lebhaftigkeit meiner Augen, die Seidenweiche des Haares, die liebkosende und zugleich schelmische Miene, das Leichte, Gelenksame und Muntere in meinem ganzen Wesen; und nachdem sie über alle diese Eigenschaften vorher mehrmals sehr unpolitisch in Lobeserhebungen ausgebrochen war, schloß sie damit, daß sie meinen Herrn befragte, was er für einen Preis auf mich setzte?

„Meine schöne Dame — antwortete ihr Xalem — von jetzt an ist mir dieser Hund für keinen Preis mehr feil. Er ist Euer Eigenthum, doch auf eine Bedingung, die Ihr, wie ich besorge, nicht werdet zugestehen wollen. Indeß wie könnte es

Euch Wunder nehmen, daß Eure Reize mich auf das tiefste gerührt haben. Ihr Eindruck ist so stark, daß er mich zu einer Verletzung aller Schicklichkeit zwingt. Ich liebe Euch auf das zärtlichste. Ob ich gleich hier in Arrakan nur für einen Abentheurer und Marktschreyer gelte, so bin ich doch in meinem Vaterlande von einer sehr hohen Geburt: wollt Ihr daher gegen diesen Hund Eure Hand austauschen, so ist er der Eurige."

Wer hat jemahls eine größere Wuth gesehen, als die, worinn Dariai bei dieser unerwarteten Erklärung ausbrach. Man konnte es nicht leugnen, mein Herr hatte darinn Ort und Zeit aus den Augen gesetzt, indessen lag eine Art von Entschuldigung in der überraschenden Stärke eines ersten Gefühles. Allein die schöne Wittwe gab lediglich den Eingebungen ihres Zornes Gehör. „Wer du auch sein magst — schrie sie mit halberstickter Stimme — geh mir augenblicklich aus dem Gesichte, oder ich rufe meine Sklaven herbei, um dich deiner Vermessenheit wegen nach Gebühr züchtigen zu lassen."

Xalem verlohr seinerseits bei dieser Drohung nicht das mindeste von seiner alten Gelassenheit, ja er schien noch dazu mit Wohlgefallen zu betrachten, wie der Zorn ein schönes Weib noch viel reizender mache. Ein sanftes Lächeln, das wenn es auch nicht das der Geringschätzung war, demselben sich doch sehr merklich näherte, schwebte sehr bedeutend auf seinen Lippen, und nachdem er es einige Momente hatte vorübergehen lassen, um seine natürliche Ernsthaftigkeit wieder anzunehmen, antwortete er kaltblütig der erhitzten Wittwe. „Ich rathe Dir eben nicht schöne Frau zu einem so gewaltsamen Versuche, als Du da im Sinne hast, um mich von Dir zu jagen. Denn jede üble Begegnung würde niemanden mehr Nachtheil als Dir selbst zufügen."

Für nichts ist man empfindlicher, wenn man in Eifer geräth, als für eine kalte Gleichgültigkeit seines Gegners. Dariai, tiefer als jemahl gekränkt, gerieth bei diesen Worten und diesem Tone vollends außer sich, rief ihre Sklaven herbei, und befahl ihnen, diesen unverschämten Marktschreier derbe auszuprügeln, und aus dem Hause zu werfen.

Wie viel stärker mußte sie sich aber wundern, als weder diese Drohung noch die herbeikommenden Sklaven, die sich in Bereitschaft setzten, dem Befehle ihrer Gebieterinn auf der Stelle Folge zu leisten, Xalem um nichts mehr aus seiner beleidigenden Fassung brachten! Er zog eine kleine Dose hervor, nahm etwas von einem weislichten Pulver daraus, bließ es vor sich in die Luft hin, jene Sklaven, welche schon ihre Waffen gegen ihn aufgehoben hatten, fielen nun über einander selbst her, und ihre Wuth ließ nicht eher nach, bis daß sie fast alle halbtod auf dem Boden ausgestreckt lagen.

Alsdann wandte sich Xalem zur Wittwe, welche diese unerwartete Erscheinung beinahe ohnmächtig machte, und sagte: „Hier hast Du, meine schöne Gebieterinn, einen kleinen Beweis meiner Geschicklichkeit. Wenn Dir daran nicht genügen sollte, so bin ich jederzeit bereit, Dir davon noch andere zu geben. Indeß glaube ich am besten zu thun, wenn ich Dich für itzt Deinen eigenen Gedanken überlasse. Denke unterdessen über die Reinigkeit und Stärke meiner Leidenschaft nach, in vier Tagen werde ich wieder mit dem Hunde zu Dir zurückkommen, und hoffe, daß Du mich alsdann mit mehr Nachsicht als heute aufnehmen wirst."

Das Erstaunen der Wittwe, worin mein Herr sie zurückließ, war grenzenlos und unbeschreiblich. Die anderen Umstände verwandelten es indeß bald in mildere Empfindungen.

Xalems blühende Jugend, sein feiner ungezwungener Anstand, der einen Mann von Stande verrieth, die ungemeine Sauberkeit seiner Kleidung schwebten ihr ohne Zweifel unaufhörlich vor Augen; vielleicht selbst meine kleinen Reize mochten dazu beitragen, dies Gemählde in ihrer Vorstellung noch interessanter zu machen; endlich ihre Neugierde nach seinen wunderbaren Geheimnissen war durch jenen schreckhaften Versuch aufgeregt, ihre lebhafte Einbildungskraft versprach ihr tausenderlei sich immer erneuernde Genüsse im Besitze derselben — mit höchster Ungeduld sah sie den ihr von meinem Herrn anberaumten vierten Tage entgegen.

Man empfing uns an denselben mit mehr Höflichkeit und Zeremonie, als das erste mal. So ist es in Natur und Wahrheit begründet, daß Furcht mehr Ehrerbietung hervorbringt, als Liebe einflößen kann. Man führte uns so zu der schönen Wittwe ins Zimmer, die auf einem Ruhebette unter einen Thronhimmel ausgestreckt, unserer zu harren schien.

Ich erinnere mich, nie auf allen meinen Wanderungen eines reizenderen Schauspieles genossen zu haben, als uns izt Dariai anbot. Alles was die junge Begierde in ihrem ersten Auffsprossen verführerisches hat, belebte ihr von Natur schon blühendes Gesicht, ihr Busen schwoll von tausend neugebornen Empfindungen an, die in der Gestalt von Seufzern sichtbarer wurden, eine süße Schaam schwebte auf ihrer Stirn, und milderte, einem leichten Schleier ähnlich, den zu starken Glanz ihrer Schönheit, welcher die Sterblichen sonst hätte blenden können.

Xalem stand ein Weilchen still, sich gleichsam in das Anschauen seiner Geliebten verlierend. Da sie ihm aber freundlich entgegen lächelte, und er auf ihrem Gesichte keine Spur

mehr

mehr von dem ehemahligen Unwillen, ja vielleicht ganz entgegengesetzte Gefühle erblickte, faßte er neuen Muth, nahm mich auf den Arm, als das Unterpfand und den Vermittler seiner Liebe, und warf sich dreist zu ihren Füßen. Er schien eben so sehr von Reue und Wehmuth durchdrungen, als von einer heftigen Leidenschaft überwältigt, und nachdem er eine Weile vergebens nach Worten gesucht hatte, brach er endlich in diese aus.

„Meine schöne Gebieterin — sagte er — ich beschwöre Dich vor allen Dingen, die grausame Beleidigung zu vergessen, welche ich Dir neulich hier zugefügt habe. Es war die bloße Nothwehr, die mich zwang, auf diese Art deinem Zorn zu entgehen. Aber ist es würklich ein Verbrechen, Dich zu lieben und anzubeten, so gestehe ich Dir freimüthig, daß ich heute noch tausendmahl schuldiger als damals bin.“

Er hielt hier einige Minuten inne, und suchte nach einer entscheidenden Antwort in den Augen Dariais Diese waren im Anfange bescheiden auf den Boden geheftet, als getrauten sie sich nicht, diese Antwort zu geben. Bald aber suchten sie einen ihrer würdigeren Gegenstand, und mein Herr mußte in ihnen lesen, was er nur wünschen konnte, genug er fuhr in seiner unterbrochenen Anrede fort:

„Glaube übrigens nicht, daß ich Dir ein Herz anbiete, welches Deiner ganz unwürdig sei. Mein Vater war der erste Vezier des Königs von Golkonda, ich sein einziges Kind. Er wollte mich gegen meine Neigung vermählen; ich lehnte mich wider eine Verbindung auf, die ich verabscheuen mußte; Drohungen und Mißhandlungen aller Art zwangen mich endlich zur Flucht, und ich nahm nichts zu meinem Unterhalt mit mir,

als eine kleine Summe, die ich mir vorher von seinen Geschenken zusammenzusparen gewußt hatte.“

Von Zeit zu Zeit hielt mein Herr in seiner Erzählung inne, um die Würkung derselben auf die schöne Wittwe in ihrem Gesichte zu beobachten. Wie er aber darin nie eine Veränderung bemerkte, die ihn über irgend etwas hätte argwöhnisch machen können, so fuhr er in der Geschichte seiner Begebenheiten ungestört weiter fort.

„Zwei Jahre lang durchstrich ich ganz Indien, und einen Theil von Persien, gesellte mich alsdann zu einem der berühmtesten Marktschreier des Morgenlandes, hatte das Glück mir durch einige Dienstleistungen sein Wohlwollen und sein Vertrauen zu erwerben; bald machte er mir kein Hehl mehr aus seinen Geheimnissen, und wir kamen zuletzt dahin überein, mit einander nach Golkonda zu gehen, wo unterdessen mein Vater gestorben war. Aber das neidische Schicksaal entriß mir meinen Freund und Gönner in Bankam, wo ihn ein Zufall befiel, wogegen alle Hülfsmittel seiner Kunst nichts vermochten.

„Auf dem Landgute eines der vornehmsten daselbst eingeladen, brachte er mit den übrigen Gästen einen Theil der Nacht an der Tafel zu. Allgemach stieg ihnen der Wein zu Kopfe, und sie schlummerten neben einander auf den Ruhebetten ein. Die Bedienten, dem Beispiele ihrer Herrn vollkommen und in Allem getreu, ließen es darüber aus der Acht, nach den Lichtern zu sehen, ein Vorhang fing Feuer, dies breitete sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit aus, und in wenig Minuten war mein Freund nebst allen andern Gästen erstickt, ehe man nur daran denken konnte, ihnen Hülfe zu leisten.“

„Mich brachte dieser Verlust einer würklichen Verzweiflung nahe, und es bedurfte einer geraumen Zeit, mich nur wieder

etwas ruhig zu machen; ich nahm alsdann seine Arzneimittel und das Buch in Besitz, worin sich alle seine Geheimnisse aufgezeichnet befanden, kam nach Arrakan, in der Absicht, durch Entfernung und Zerstreuung meine Wunde vollends heilen zu lassen. Die Schönheit meines Hundes machte ein allgemeines Aufsehen, dies erregte Deine Neugierde. Du ließest mich zu Dir rufen, ich kam, und Dein Anblick raubte mir das Herz. Schenke mir daher auch Deine Hand, schöne Dariai, verschiebe nicht länger die Glückseeligkeit des treusten und zärtlichsten Liebhabers, und begleite mich nach Golkonda, um die unermeßlichen Reichthümer, die ich von meinem Vater ererbe, mit mir zu theilen "

Diese Erzählung und Versicherung meines Herrn — fuhr der Mandarin in seiner Geschichte fort, — mochte schon an sich selbst rührend genug seyn, er gab ihr aber dazu noch ein so leidenschaftliches Gepräge, daß sie einen Stein erweicht haben würde. Wie wäre nur daran zu denken gewesen, unter solchen Umständen einem so schönen und beredten Mann etwas abzuschlagen? — Dariai ließ sich zulezt überreden, gab dem dringenden Liebhaber die Versicherung ewiger Liebe und Treue, empfing mit Vergnügen dieselben Schwüre von ihm, und nicht lange Zeit darauf, sah ich sie einander Glück über ihren wechselseitigen Besitz wünschen Nachdem sie alle zu nehmenden Maasregeln mit einander verabredet hatten, sich ungestört und oftmals zu sehen, entfernte sich Xalem, und ließ mich seiner Geliebten zurück, welche bald eine sehr innige Neigung zu mir faßte.

Ich fühlte mich glücklich, ihr anzugehören. Unmöglich kann man sich auf der Welt ein süßeres, einnehmenderes Geschöpf denken. In ihrem Blicke, klarer und erfreulicher als der Abendstern, schwamm in einem bläulichten Thaue ein ent-

zückender Ausdruck von Liebe und Empfindung; in ihrer kleinsten Bewegung spiegelte sich ihre Seele mit ihrer ganzen Delikateſſe und Grazie; ihr Lächeln, die gewöhnlichſten Worte, ihr Mienenſpiel, ihre Seufzer, ſelbſt ihre Vorwürfe erhielten davon einen Zauber und eine Bedeutung, die jedermann ſchon aus der Ferne berauſchten. Es gab auf der Welt keinen ſeligeren Menſchen, als meinen Herrn im Beſitz dieſes holden Geſchöpfes.

Aber das Glück dauert oft nur ſo lange, als es unbekannt bleibt. Die Schönheit und der Reichthum Dariais lockten eine Menge von Liebhabern und Freiern herbei, die Eiferſucht hielt die Augen aller offen, und ein jeder bewachte die Schritte und Bewegungen der andern. Ein junger Indianer beſonders, der noch dazu in der Nachbarſchaft wohnte, umgab meine Gebieterin mit Kundſchaftern, und nahm auf dieſe Art bald die häufigen Beſuche meines Herrn bei ihr wahr. Außer ſich von Wuth, glaubte er dem Eindrucke, den dieſer auf das Herz ſeiner Geliebten machen könnte, nicht beſſer vorzubeugen, als wenn er übel von ihm in ihrer Gegenwart ſpräche. Dariai nahm ſich deſſelben, und vielleicht mit zu großer Wärme an, und nun ſich von ſeinem Unglücke überzeugend, dachte der Indianer an nichts anders als Rache. Es war Dariais guter Ruf, den er angriff, weil ſie denſelben nicht ſeinetwegen hatte beſudeln wollen.

Dieſe Verläumdungen, mit den beißendſten und ſchändlichſten Erfindungen aufgeſtutzt, kamen meiner ſchönen Gebieterin wieder zu Ohren, und ſie, äußerſt ungeſtüm in jedem erſten Ausbruche ihrer Gefühle, überließ ſich darüber dem unmäßigſten Schmerze. Ein Mann bekümmert ſich um das, was man von ihm denkt, ein Weib um das, was man von

ihr spricht. Dariai kam beinahe von Sinnen, ihre bisher so unbefleckte Ehre vom Gifte dieser Zunge angetastet zu sehen. Denn sie hatte ihre guten Gründe, warum sie ihre Vermählung noch nicht bekannt machen wollte; es waren nur erst zwei Monate, daß sie ihren ersten Gatten verlor, und sie konnte einer öffentlichen Entehrung auf keine Art entgehen, wenn man so überzeugende Beweise fand, sie einer Unenthaltsamkeit zu zeihen. Xalem that ihr vergebens den Vorschlag, daß sie mit ihm nach Golkonda gehen möchte, sie konnte es nicht länger über das Herz bringen, ihrem guten Rufe so ganz zu entsagen, sondern bat ihn im Gegentheil, sich selbst auf einige Zeit aus Arrakan zu entfernen. Nur mit dem äußersten Kummer fügte er sich in ihren Wunsch, den er für einen Befehl ansah, und gab daher bei allen seinen Bekannten vor, er unternehme eine weite und lange Reise nach Persien. Damit ward er unsichtbar, ohne daß jemand bestimmt wußte, wo er hingekommen seyn möge.

Dariai litt unterdessen nicht weniger als ihr Freund von dieser Trennung, und beschäftigte sich mit nichts anderem, als in ihrem fruchtbaren Geiste nach Mitteln zu suchen, die das Interesse ihrer Liebe mit dem ihres guten Rufes am Ende vereinigen könnten. Ich besonders ward zum Hauptgegenstande ihrer Sorgfalt und Zärtlichkeit, sie überhäufte mich mit den Liebkosungen, die ihrem Gemahle zugedacht waren, ich schien sie zu verstehen, und die geheimsten Bewegungen in ihrer innersten Brust zu errathen. Wie oft nahm sie mich nicht auf ihre Arme, bedeckte mich mit den süßesten Küssen, redete zu mir, las in meinen Augen die Antwort auf ihre angelegentlichen Fragen, der Zögling Xalems war ihre einzige und ihre liebste Gesellschaft.

„Könntest du mir doch — sagte sie eines Tages zu mir — deinen ehemaligen Herrn wieder zurückrufen, den du, treuloses Thier zu dem meinigen gemacht hast, und doch würde ich dir danken, und dich noch tausendmal lieber haben, als izt."

Sie begleitete diese Worte mit den rührendsten Seufzern, und warme Thränen rollten auf mich herab. Kaum hatte sie aber geendet, als ich ihr auch vom Schooße sprang, die Hausthür hinauslief, und in den Straßen auf und nieder rannte, um meinen Herrn zu suchen. Das Schicksal begünstigte mich mehr, als ich erwarten konnte, und nachdem ich einen Theil der Stadt durchstrichen hatte, traf ich glücklich Xalem an, der, anstatt nach Persien zu gehen, sich in ein altes Weib verkleidete, und izt behutsam und lauschend auf unser Haus zuschlich. Ich erkannte ihn auf der Stelle, so künstlich er sich auch verstellt hatte.

Da sprang ich an ihn hinauf, machte mich ihm von neuen durch tausend Liebkosungen kenntlich, und dieser zärtliche Gatte, als erwartete er eine so günstige Gelegenheit mit begieriger Sehnsucht, nahm mich alsbald auf den Arm, pochte an unserer Hausthüre an, und ließ sich bei Dariai als eine arme Nachbarin anmelden, welche den verlaufenen Hund aufgefangen habe, und ihr denselben izt zurückbringen wolle.

Dariai, hätte die Liebe sie auch nicht so scharfsichtig gemacht, würde doch nicht weniger leicht ihren Gemahl unter dieser Verkleidung erkannt haben. Sie entfernte daher ihre Sklavinnen, und gleichsam als ob sie noch einer andern Probe bedürfe, nahm sie ihn bei der Hand; wie sie aber seine Augen feucht werden sah, warf sie sich ihm ohne Rückhalt mehr um den Hals. Außer sich vor Liebe und Freude, machte sie darauf ihren Leuten bekannt, daß sie diese gute Frau nicht besser für

einen so ansehnlichen Dienst belohnen zu können glaube, als wenn sie dieselbe zu sich ins Haus nehme, um ihr die Oberaufsicht über die Sklaven anzuvertrauen Auf diese Art brachte sie Xalem ihrer Person näher, genoß mit ihm friedlich des Glücks ihrer Liebe, berauschte ihn und sich mit allen Genüssen, die innige Freundschaft, ein auf Hochschätzung gegründetes, wechselseitiges Vertrauen gewähren, und die man nur in der stillen Glückseligkeit seines eigenen Hauses so rein und dauerhaft antrifft. Es bedurfte eines traurigen, ungewöhnlichen Zufalles, um eine Veränderung in dieser hervorzubringen.

Das Nervensystem meiner schönen Gebieterin war so zart und empfindlich, daß es vom schnellen Uebergange aus dem tiefsten Kummer in ein so lebhaftes Vergnügen nothwendig leiden mußte. Die heftige Revolution in den Lebensgeistern brachte ein Fieber hervor, dies machte sie bettlägerig. Xalem ward untröstlich darüber, und suchte in seiner Kunst nach allen Hülfsmitteln, die ihm nur der Unterricht seines verstorbenen Freundes und eine ausgebreitete Erfahrung darbieten konnten. Das ganze Haus nahm an seiner Unruhe Theil, und in der allgemeinen Bestürzung, wo jedermann sich selbst zu vergessen schien, war es auch natürlich, daß man über Dariain sogar ihren ehemaligen Liebling vernachläßigte. Niemand reichte mir Wasser zum Trinken, ein heftiger Durst begann meine Eingeweide zu verzehren und artete zuletzt in eine völlige Wuth aus. Der Zufall wollte, daß niemand auf den eigentlichen Grund meines Stöhnens und Schreiens verfiel, mein Blut gerieth darüber vollends in Gährung, und ich biß in einem Anfalle von Wahnsinn endlich einer jungen Sklavin ins Bein.

Die Konvulsionen, welche diese befielen, klärten zuerst die Hausgenossen über meinen wahren Zustand auf. Dariai war

höchlich darüber betrübt, kaum schien sie den Verlust desjenigen ertragen zu können, was ihr die Bekanntschaft und Liebe ihres angebeteten Gatten verschafte. Mit thränenden Augen und zitternden Händen knüpfte sie mir selbst einen Strick um den Hals, ließ einen Stein daran binden, und mich in den Strom Mankuban werfen.

Während daß ich hier mit den Wellen kämpfte, und den schwachen Strick, der mich niederhielt, zu zernagen suchte, ereignete sich etwas nicht weniger trauriges im Hause meiner schönen Gebieterin. Zwei Brüder ihres ersten verstorbenen Gemahles, vielleicht vom Gerüchte verführt, und nachher von den Eingebungen jenes verschmäheten Indianers noch mehr aufgereizt, suchten sich selbst von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Dariai, noch schwach, krank und deshalb empfindlicher, zerfloß in Thränen über meinen Verlust, Xalem bemühte sich, sie mit den zärtlichsten Liebkosungen deshalb zu trösten, ihre beiderseitige Lage ward darüber verdächtig, und gerade in diesem kritischen Augenblicke hatten jene den Eingang ins Haus gefunden, und traten zu den beiden Verliebten herein. Meine Entfernung war an diesem Unglücke schuld, ich hätte sonst das Zimmer bewacht, und sie von der Annäherung eines jeden Störers benachrichtiget.

Wie sie daher ihre Schwägerin auf diese Art mit einem vermeintlichen Buhler antrafen, machte sie der Gedanke ihrer entehrten Familie alle Ueberlegung verlieren, und ehe Xalem sich vor ihren Angriffen sicher stellen konnte, oder derselben nur gewahr wurde, hatten sie ihn schon mit mehreren Stichen durchbohrt. Das nehmliche Schicksal traf Dariain, die unglücklichen Liebenden trennten sich aber darum noch nicht, selbst fester umschlangen sie sich, und mit einem Kusse gaben sie gemeinschaftlich ihren Geist auf.

Die Wogen des Flusses rollten mich indeß eine Zeitlang mit unaufhaltsamer Heftigkeit fort, bis ich damit zu Stande kam, den Strick zu zerreissen. Ich rettete mich hierauf eiligst ans Land, und da die Kälte des Wassers meine Gluth etwas abgekühlt, und mich wieder etwas zur Besinnung verholfen hatte, rannte ich schnurstraks nach Hause.

Aber wie groß war mein Erstaunen, hier nichts als Blut und Jammer zu finden. Die Mörder Xalems und seiner Gemahlin beschäftigten sich eben, die Wohnung zu durchsuchen, und die Kostbarkeiten ihrer Schwägerin in Besitz zu nehmen. Wüthend fiel ich über sie her, biß sie wo ich nur konnte, und wären die Kräfte dem Grimme beigekommen, der mich verzehrte, ich hätte sie ohne Zweifel ermordet.

Doch reichte hin, was ich that. Vergebens wendeten sie alle erdenkliche Mittel an, meine Bisse unschädlich zu machen. Sie starben beide unter den gewaltsamsten Verzuckungen. Ich meinerseits warf mich winselnd auf die Leichname der unglücklichen Gatten, verschmähete alle Nahrungsmittel, die man mir anbot, leckte bloß die blutenden Wunden, und starb endlich von Schmerz, ein Beispiel unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit.

4.

Massuma.

Ohne Indien zu verlassen, ging meine Seele in den Körper eines Mädchens von Bisnagar über, der Tochter von Eltern, die sich nicht weniger durch den Adel und das Alterthum ihres Stammes, als durch ihre unermeßlichen Reichthümer auszeichneten. Man nannte mich Massuma, und kaum hatte ich mein achtzehntes Jahr erreicht, als auch mein Vater sehr

ernstlich darauf dachte, mir einen würdigen Gemahl zu verschaffen. Obgleich nichts weniger als schön, besaß ich doch so mancherlei andere, in den Augen der Welt so gültige Verdienste, daß einer der schönsten und bravsten jungen Herren von Bisnagar um mich anhielt. Nicht ohne Verstand, um die Mängel in meinem Aeussern zu verbessern, oder vergessen zu machen, flößte ich ihm eine sehr ernstliche Leidenschaft ein. Mein gefühlvolles Herz wußte sie zu erwiedern, und der wechselseitige Besitz, anstatt unsere Empfindungen zu schwächen, gab denselben nur noch viel mehr Stärke und Dauer.

Die ersten sechs Honigmonate unseres Ehestandes waren noch nicht gänzlich verflossen, als ein Krieg zwischen den Königen von Bisnagar und Naringa ausbrach. Mansur, so nannte sich mein Gemahl, riß sich nun aus den Armen der Liebe los, um seinem Monarchen Hülfe zu leisten. Man übergab ihm den Oberbefehl eines Flügels vom Heere. Als man endlich zu einer Schlacht kam, warf er mit einer beispiellosen Tapferkeit alles über den Haufen, was sich ihm nur in den Weg stellte, und schon neigte sich der Sieg auf unsere Seite, als sein brennender Muth ihn in die Mitte der feindlichen Armee trieb. Die seinigen konnten ihm unmöglich mit der nehmlichen Schnelligkeit folgen, in kurzer Zeit fand er sich von allen Seiten umringt, und voll Bewunderung für seine unbezwingliche Tapferkeit, rief man ihm zu, daß er sich ergeben solle. Aber er antwortete nur mit Säbelhieben, und indem er sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigte, sank er endlich, von zahllosen Wunden zerfleischt, auf einen Haufen von ihm erschlagener Feinde nieder. Selbst seine Gegner fanden ein so rühmliches Schicksaal beneidenswerth.

Wäre Mansur sogleich im Anfange des Treffens gefallen,

dies hätte wahrscheinlich einen ganz andern Ausgang genommen, aber so hatte das Glück sich schon für den König von Bisnagar erklärt. Doch erkaufte dieser den Sieg sehr theuer mit dem Verluste der Stütze seines Thrones. Empfindlich dafür suchte er meinen Gemahl zu ehren, wo er nur konnte, und als man seinen Leichnam fand, ließ er denselben mit einem kostbaren Schaugepränge und von den Vornehmsten der Armee begleitet zu mir ins Haus bringen.

Wer beschreibt meine Gefühle bei diesem so unerwarteten Anblicke? Sie drangen mit einer solchen Stärke auf mich ein, daß sie mich des Athems beraubten. Die einzelnen, aufgestiegenen Thränen vertrockneten in dieser unendlichen Gluth des Inneren, meine Brust und mein Herz wurden zu enge, in den Adern erstarrte das Blut, ohne Bewußtseyn stürzte ich zu Boden. Eine lange glückliche Ohnmacht beraubte mich aller Gefühle meines Elendes, und als schmerze es meiner abwesenden Seele, in dies Leben zurückzukehren, wandte man eine geraume Weile umsonst alle Mittel an, um mir ein verhaßtes Leben wieder zu geben.

Wie ich mich aber endlich besann, so gab es keinen Ausdruck des höchsten Schmerzes, mit dem ich nicht dem meinigen Luft zu machen bemüht war. Ich riß mir die Locken aus, versündigte mich an meinem Gesichte und Busen, und begleitete diese Ausschweifungen des Jammers mit seinem heftigsten Klagegeschrei. Ja, anstatt daß die Zeit meinen Kummer hätte vermindern sollen, diente sie nur dazu mir denselben noch ungleich theurer zu machen. Um ihn nach Möglichkeit zu nähren, ließ ich mir den Leichnam meines Gemahles einbalsamiren, in meinen Schlafzimmer auf einem Ruhebette ausstrecken, hielt mich immer dicht neben ihm auf, benetzte ihn Tag und Nacht

mit heißen Zähren, gab ihm in jedem Augenblicke neue Beweise und Zeichen einer unauslöschlichen Leidenschaft.

Noch waren nicht acht Tage nach einer so traurigen Begebenheit verflossen, als auch eine gutmüthige Nachbarin, die in mein Zimmer sehen konnte, meinen Vater mit einem heftigen Tugendeifer aufsuchte, um ihm ihre Beobachtungen über seine Tochter mitzutheilen. „Du hast — sagte sie ihm — bis itzt Massuma immer für ein Muster ehelicher Treue, kindlicher Pflicht, aller weiblichen Vollkommenheiten gehalten, aber es thut mir leid, dir darüber die Augen öffnen zu müssen. Belausche sie ein wenig in ihrem Zimmer, wo sie unaufhörlich den Ruf Lügen straft, den sie sich so unrechtmäßigerweise anmaßen möchte. Einen andern Liebhaber wirst du in ihren Armen antreffen, der sie über den Verlust des braven, berühmten, unersetzlichen Mansurs zu trösten bemüht ist.“

Meinen Vater setzten diese Worte, und besonders die Bitterkeit, mit der sie vorgebracht wurden, in Wuth; er sah und hörte nichts mehr, und überließ sich den Eingebungen derselben ohne Rückhalt. Die Ehre seines Hauses befand sich auf dem Spiele. Entweder muß e er seine angeklagte Tochter vor den Augen aller Welt rechtfertigen, oder damit jener ein blutiges Opfer bringen. Darum nahm er seinen Dolch, ließ trotz meines kleinen Widerstandes und meiner Klagen über eine solche Gewaltthätigkeit das Zimmer erö nen, drang wütend herein, erstaunte aber nicht wenig, keinen anderen Gegenstand meiner Zärtlichkeit, als den Leichnam meines angebeteten Gemahls bei mir zu finden. Mit ihm hatte ich mich beschäftigt, als jene Frau mich erblickte.

Wenig fehlte itzt, daß mein Vater die unvorsichtige Klätscherin nicht dem Gefühle seines Unrechtes aufopferte. Nur

durch eine schleunige Flucht entging sie ihrer Strafe. Mein Vater benachrichtigte mich hierauf vom Grunde seiner unerwarteten Erscheinung, und von dem unmäßigen Schmerze, der mich verzehrte, gerührt, glaubte er im Traum seiner Vaterliebe nichts besseres thun zu können, als wenn er mir den Gegenstand desselben aus den Augen schaffe.

Es bedurfte hierzu eines ausdrücklichen Befehles von unserem Monarchen, meine Vorstellungen, mein heißes Flehen, selbst die Thränen einer verzweifelnden Gattin, die man ihres theuersten Schatzes beraubt, rührten niemanden mehr; mit einer unmenschlichen Härte riß man mir den geliebten Leichnam vom Busen weg; errichtete hierauf, gleichsam meinem Schmerze zum Troz, den Scheiterhaufen vor unserem eigenen Hause, und mein Vater nahm freudig selbst das Geschäft über sich, denselben anzuzünden. Doch meine unwandelbare Liebe und Treue vereitelte alle ihre Wünsche und Hofnungen. Ich ersah einen günstigen Augenblick, stürzte mich auf den dampfenden Körper, die Flammen liebten mich besser als meine grausamen Verwandten, und verzehrten mich zugleich mit dem theuren Gemahle.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Noch einige Gedichte von Marie Mnioch gebohrne Schmidt.

1.

Böses glauben sie leicht, das Gute selten und langsam,
Glaub' und Zweifel, wie nah seid ihr dem Herzen verwandt!

2.

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menschen. — Die Unschuld
Fürchtet kein Unglück, die Schuld athmet im Frühlinge schwer.

3.

Immer sich gleich sind Herder und Klopstock, Schiller auch Wieland;
Proteus-G*e wer faßt deines Herzens Gestalt!

4.

Lieset man W**, so ist man in kluger und feiner Gesellschaft.
Aber ich bitte dich, Herz, werde mit ihm nicht vertraut.

5.

Was die Männer verstehn und wissen, ihre Gedanken
Und ihre Kunst verlangen ein weites Feld
Rühmlichen Wirkens; es darf des Mannes Verdienst in der Fremde
Bekannter seyn, als unter dem eignen Dach.
Aber den Weibern ziemt es, daheim zu bleiben in Allem,
Was sie an Kunst vermögen, was ihrem Geist
Von den Musen geschenkt ward. — O ihr glücklichen Frauen,
Was in der eignen Hütte nicht wohlgefällt,
Was die Eurigen nicht verstehen, was sie nicht höher
Und werther halten, was nicht von ihnen mehr,
Als vom Kreise der Fremden geliebt wird, damit, ih rLieben,
Seid nie geschmückt, es ist ein zu theurer Putz.

Dieser blühende Kranz in des Geistes Locken gefalle
Dem Auge treuer Liebe zuerst, die Hand
Fröhlicher Kinder, die euch zum Spiele rufen, sie dürfe
In seinen Blumen spielen, ihn ungestraft
Von des Mütterchens Stirne lösen, und neben die Puppe
Vertraulich niederlegen! — Die gute Frau
Und die weise (es wohnt der Frauen Weisheit im Herzen)
Lebt in der großen Welt für die kleine nur,
Uebet im Stillen dort so manche höhere Tugend,
Zwar nicht dem Ruhme, aber der Liebe bekannt,
Und belohnet von ihr, wie nimmer Verdienste des Mannes
Von dir, du fremde, neidische, große Welt.

6.

Bedarf mein Kind des Glases,
Worin ich jene Blume

Mit reinem Thau erquicke,
So laß die Blume welken.
Sie ist ja nicht erbeten,
Ist kein Geschenk der Musen
Aus Gunst, — sie ist entfallen
Dem übervollen Körbchen,
Und stirbt gewiß doch morgen.

7.

Unser Vergißmeinnicht
Blühet im Auge der Kinder,
Blühet, so lange von uns
Einer lebet, in Herzen
Die wir nach unsern erziehn.
Liederchen sprechen nur dann,
Wann wir sie lesen.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

September 1797.

I.

Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des August 1797.

An dem Schlusse einer Reihe von Jahren, die durch eine rasche Folge großer Begebenheiten sich auszeichneten, fällt ein Monat, der an eigentlichen Ereignissen so arm ist, als der verflossene, dem Beobachter der Zeit außerordentlich auf. — Genau betrachtet, ist er aber nicht so leer an Vorfällen, die einen Platz in einer künftigen Weltgeschichte verdienen; nur liegen diese noch in dem Dunkel des Geheimnisses verborgen. Ein Friede kann nicht gleich einem Siege das Werk eines Moments seyn: und wenn die Zukunft einst die großen Schritte, die in den Verhandlungen des Friedens während des Laufes dieser Tage geschahen, verzeichnet, wird sie dieselben nicht thatenleer nennen dürfen.

Uns, die wir nur einen kleinen Zeitraum zu überblicken im Stande sind, scheint allerdings wenig geschehen zu seyn. Die schwankende Lage, in welcher sich, am Schlusse des vorigen Monats, das Schicksal so vieler europäischen Staaten befand, dauert noch fort, und nirgends ist es zu einer bestimmten Entscheidung gekommen. Diese ist dem allgemeinen Frieden auf-

behalten, der zu Montebello, Udine und Lille unterhandelt wird.

Die künftige Lage Italiens, dem eine größere Veränderung bevorsteht, als es je erlitt, und, dem ersten Anscheine nach, auch jetzt erleiden sollte, hat — nächst dem Frieden und seinen Bedingungen — die gespannteste Aufmerksamkeit und Theilnahme gewommen. — Die cisalpinische Republik hat das Fest ihrer Stiftung gefeiert, und eine Constitution angenommen, die der französischen vom dritten Jahre sehr gleich kömmt. Buonaparte hat das Gebiet derselben in Departements eingetheilt, hat die erste Repräsentation und das Direktorium ernannt. Da von den Repräsentanten in den beiden Räthen jährlich nur ein Drittheil austritt, und durch die Wahl des Volks ersetzt wird; da aus dem Direktorium jährlich nur ein Mitglied scheidet: so bleiben die von Buonaparte ernannten Mitglieder beider Corps in den Räthen drei, in dem Direktorio fünf Jahr. Dies Verfahren verdient allerdings um so mehr Aufmerksamkeit, da die bewaffnete Macht der Franzosen in Italien überall mit einiger Willkühr zu Werke gegangen ist. Es giebt Beobachter der Weltbegebenheiten, die hieraus auf eine künftige Vereinigung der französischen und cisalpinischen Republik, die nur noch auf ein gewisses Ereigniß warte, schliessen wollen. — Das Schicksal Venedigs naht sich einem unerwarteten Ausgange. Aus einer drückenden Aristokratie scheint dieser Staat durch eine kurze (provisorische) Demokratie in die monarchische Verfassung überzugehen, indem es wahrscheinlich ist, daß ein großer Theil derselben, und vermuthlich die Inselstadt selbst, mit der östreichischen Monarchie wird verbunden werden, welche hier Entschädigungen für den Verlust der Lombardei und der Niederlande findet. Istrien und Dalmazien

sind schon von den kaiserlichen Truppen besetzt, Verona und andere Theile des ehemaligen venetianischen Staates hat Buonaparte mit der cisalpinischen Republik vereinigt, Corfu und andre Inseln sind von den Franzosen besetzt, der Bürger Bataglia, der an Buonaparte gesandt war, hat wenig tröstliche Antworten zurückgebracht; eine Erklärung des Siegers von Italien, worin der zu Verona getödteten Franzosen auf eine bedeutende Art Erwähnung geschieht, läßt noch mehr besorgen, und die Weigerung des östreichischen Hofes, den von der Municipalität zu Venedig gesandten Minister anzuerkennen, giebt einen deutlichen Wink, was man eigentlich zu besorgen habe. So oft man auch schon Buonaparte in Venedig erwartete, und namentlich am 24sten Juli, wo das Jahresfest der Stürmung der Bastille daselbst gefeiert ward, so hat er diesen Ort doch immer vermieden. Die Zeit muß noch nicht für Erklärungen, die er dort zu machen hätte, reif seyn. — Der Doge zu Genua hat diesen Titel abgelegt, und nennt sich Bürger-Präsident; auch hat die ganze Republik den Namen der ligurischen angenommen. — Die Aristokraten von Lucca suchen indeß Vereinigung mit Florenz, in Rom zeigen sich Gährungen, die vielleicht nur den Tod des achtzigjährigen Pabstes erwarten. Ein in der Engelsburg ausgebrochenes Feuer, welches mit einer Explosion eines Pulvervorraths verbunden war, und vielen Menschen das Leben kostete, soll von Mißvergnügten angelegt seyn. In Piemont und Neapel ist die Ruhe — wenn sie anders wirklich auf eine bedeutende Art war gestört worden — wieder hergestellt. — Die Schweizercantone haben auf der Tagesatzung zu Frauenfeld beschlossen, sich nicht in den Streit der Bündtner und Veltliner zu mischen. Buonaparte — der wahrscheinlich auch hier entscheiden wird — hat durch seine

Erklärung: daß es auffallend sey, wie Bündten, trotz seiner reinen Demokratie, könne Unterthanen haben wollen, — einen Wink gegeben, wie er entscheiden wird. — Der Durchmarsch französischer Truppen durch die Schweiz bezog sich bloß auf einige Divisionen, die nach dem südlichen Frankreich gehen sollten, und dieser Anlaß zur Mißzufriedenheit zwischen Nachbarn ist glücklich vermieden.

In England und Irland ist das Parlament bis zum Oktober aufgelöst, nachdem noch zuvor das Staatsgesetz durchgegangen, daß der König berechtigt seyn soll, in schnellerer Zeit als bisher die Wahlen und die neue Versammlung anzusetzen. Was jetzt wichtige Verhandlungen nothwendig machten, schien auch für die Zukunft vortheilhaft. — Wie gewöhnlich, sind auch für die Zeit, wo das Parlament aufgelöst ist, dem Könige Geldbewilligungen gemacht worden. Die Unruhen auf der Flotte sind gestillt: man hört nur von Todesurtheilen, an den Rädelsführern vollzogen. Auch aus Irland erfährt man nichts von tumultuarischen Bewegungen; doch sollte noch neulich Cornwallis als Heerführer dahin abgehn. Admiral Lord St. Vincent hält mit seiner Flotte noch den Hafen von Cadix geschlossen, und hat neuerdings, am 5ten und 6ten Juli, angefangen, die Stadt zu bombardiren. Mazaredo hat ihm einige Kanonierschaluppen und andere Fahrzeuge vergebens entgegen gesandt. Aus Gibraltar ist noch eine Anzahl von Kanonen und Bombenbarken bei der Flotte St. Vincents (Jervis) angekommen. — Admiral Dunkan kreuzt noch vor dem Texel. Die holländische Flotte unter Admiral de Winter erwartet erst festen Ostwind, um zu der Unternehmung, die wahrscheinlich gegen Irland gerichtet ist, auszulaufen. Sie wird dann von einer französischen Flotte, die in Brest ausgerüstet wird, und

terstützt werden, zu welcher mehrere Divisionen der Sambre- und Maasarmee abgegangen sind. Man glaubte, daß General Hoche, der von dieser Armee abgerufen ward, deren Commando Moreau zugleich mit dem der Rheinarmee übernahm, zum Heerführer dieser Expedition bestimmt wäre; das Direktorium hatte ihn zum Kriegsminister ernennen wollen: da er aber das erforderliche Alter von dreißig Jahren nicht ganz hat, so wird nun der ehemalige Anführer der italiänischen Armee, Scheerer, die Stelle Petiets einnehmen.

Veränderungen im Ministerio von Frankreich, und Truppenmärsche die gegen die Constitution zu seyn schienen, und die neuen Clubs auf der einen Seite, gemäßigte Gesinnungen gegen die nicht vereideten Priester, die Emigranten, und das Bestreben des neuen Drittheils in der Legislatur sich um so mehr durch Humanität zu charakterisiren, je mehr auf Mitgliedern der alten Drittheile noch der Verdacht von Septemberscenen, Terrorism und Jacobinism ruhte, haben einige Besorgnisse im Innern Frankreichs erregt, die den Beobachter unmöglich überraschen können. — Partheigeist brachte Gefahren über die entstehende Republik, aber die Energie des Enthusiasmus hielt ihm das Gegengewicht, indem ein jeder zu Aufopferungen entschlossen war. Seitdem die Gefahr verschwunden ist, hat der Partheigeist freieres und müßigeres Spiel, selbst die Kräfte, die einem bewaffneten Auslande entgegenstehn mußten, und — indem sie allgemeine Gefahren abwandten und allgemeine Theilnahme erforderten, einen Vereinigungspukt abgaben — sind bereit Maschienen eines oder des andern Theils — wenn nicht gar Gesetzgeber für beide zu werden. — Es zeigt mehr Gutmüthigkeit als Einsicht, wenn man den ersten Moment der Ruhe schon für Sicherheit hält. Und auch diese Gut-

müthigkeit bleibt so lange zweifelhaft, als es gewiß ist, daß durch die Maske des Wohlwollens und der Humanität sich die Gunst des Volks gewinnen läßt. — Das neue Drittheil hat allerdings die Pflicht auf sich, durch sein Betragen als Gesetzgeber das Zutrauen der Nation zu beurkunden, und das Extrem zu wählen, ist immer ein sicheres Mittel zum Glänzen und Hervorstechen gewesen; allein es frägt sich mit Recht, ob es nicht edler sey, verborgen und verkannt zu leben, als durch Grundsätze zu glänzen, die, als Gesetze constituirt, den Staat an den Rand des Verderbens bringen können. — Das Direktorium geht einen festen Schritt, und dem der fern von der Scene dieser Begebenheiten lebt, mag es vergönnt seyn, der vollziehenden Gewalt eine bessere und genauere Kenntniß der Lage der Dinge zuzutrauen, als spekulirenden Gesetzgebern. — Mehrere Minister sind vom Direktorio entlassen, ihre Stellen aber nicht ganz fest besetzt. — Das gesetzgebende Corps hat alle Clubs als gesetzwidrig verboten, und die Mißverständnisse wegen des Truppenmarsches, die sich nur um eine Lieue über die constitutionelle Gränze der Hauptstadt genähert hatten, scheinen ebenfalls der Aufklärung nahe.

Was in dieser Rücksicht vorgefallen ist, kann nur allein als Vorbedeutung einer entscheidendern Zukunft gelten. — Bis diese die Ereignisse dieser Zeit gewürdigt hat, verschieben wir die Darstellung derselben.

Es ist sonderbar, aus ihnen Besorgnisse für den Frieden ziehen zu wollen, und so weit zu gehen, daß man einem Theile der Frieden schließenden Partheien den Wunsch nach Ruhe absprecht, weil er diese Ruhe und die Rückkehr seiner zahllosen Krieger zu fürchten habe. — Die Ausgleichungen der Eroberungen, und namentlich Mantua's und holländischer Besitzungen,

machen die größte Schwierigkeit, die freilich gehoben wäre, sobald die französische Republik ihre Macht gegen eigene Traktaten anwenden wollte.

So eben verbreitet sich die Nachricht, daß in Turin eine Empörung ausgebrochen sey, die die Verhaftung der königlichen Familie und den Tod mehrerer Großen zur Folge gehabt habe. — Sollte dieses Königreich sich gegen die Republiken, die es rund umgeben, und den von ihnen ausströmenden Geist erhalten können?

Uebrigens ist in Europa Ruhe. Alle Mächte arbeiten gleich thätig an einem beglückenden Frieden. Nur der Sultan fühlt, daß der Revolutionsgeist über das adriatische Meer wandere, und in dem alten Sitze der Freiheit Wurzel fasse.

Der russische Kaiser hat den bewaffneten Emigranten unter Condē Dienste, und ihrem Adel gleiche Rechte mit dem russischen versprochen. Schon seine verewigte Mutter trug ihnen Grundstücke in Astrachan an, aber sie forderten sklavische Bauern, weil sie nicht selbst den Boden bearbeiten wollten. Es frägt sich, ob sie den Antrag des Sohnes würdiger achten, als den der Mutter?

Berlin, den 5ten August 1797.

N.....

II.

Ueber das Privatleben der Deutschen, nach der Völkerwanderung, und vor Karl dem Großen.

Von

Herrn Herzog.

Auf das Privatleben der Deutschen hatte der nähere Umgang derselben mit den Römern einen mächtigen Einfluß. Zwar blieben sie anfangs ihren alten Sitten getreu; aber das konnte nicht lange dauern. Lebend unter den Bequemlichkeit liebenden Römern, mußten sie sehr bald neue Bedürfnisse kennen lernen und sie zu befriedigen wünschen. Nichts setzte sich diesem Wunsche entgegen. Sie fiengen an, bequemer zu wohnen, sich besser zu kleiden, und kostbarer zu essen und zu trinken. Man schloß sich näher an einander, und lebte in engeren Gesellschaften; aber an Feinheit im gesellschaftlichen Umgange war noch lange nicht zu denken. Die wilden Neigungen der aus ihren Wäldern kommenden Barbaren, gepaart mit den Lastern der überverfeinerten Römer, konnten unmöglich die Deutschen in dieser Hinsicht recht schnelle Fortschritte machen lassen. Hätten die Franken statt eines Chlodwigs einen Theodorich gehabt, und wären bis auf Karl den Großen noch einer oder zwei andre Regenten auf dem fränkischen Throne gewesen, die mit jenem großen Ostgothen Aehnlichkeit gehabt hätten: so hätte das gesellschaftliche Leben wol mehr

gewonnen, als bei der wirklichen Lage der Dinge möglich war. Die Franken hatten indessen keinen Theodorich, und unter den grausamen Bürgerkriegen, und bei dem sittenlosen Betragen der Höfe, konnten sie nur langsam in der Verbesserung ihres Privatzustandes fortrücken. Doch rückten sie fort. Wie weit? damit beschäftigt sich folgender Versuch.

1. Wohnungen.

In dieser Hinsicht waren wichtige Veränderungen vorgegangen. Zwar blieben dieselben noch weit von der Bequemlichkeit entfernt, welche wir den unsrigen zu geben wissen, aber sie hatten sich doch um ein Merkliches gebessert. Schon zur Zeit der Völkerwanderung wohnte man nicht mehr unterirdisch. Das häufige Zusammentreffen mit den Römern, und die Bequemlichkeit der römischen Wohnungen, die man nicht verkennen konnte, mußte auch die Deutschen auf ihre unzweckmäßige Baugrt aufmerksam gemacht haben. Sie fiengen an, so gut sie konnten, über der Erde zu bauen, zwar immer noch mit über einander gelegten Balken; aber doch bequemer. Die Allemannen, der römischen Stadt Mainz gegenüber, hatten schon einmal Häuser gehabt, ganz nach römischer Bauart.

Nicht lange nach der Völkerwanderung, da die Franken eine Zeitlang in Gallien gesessen, und ihre erworbenen Kenntnisse ihren Landsleuten diesseits des Rheins mitgetheilt hatten, finden wir den Deutschen nicht mehr, wie zu Tacitus Zeiten, friedlich mitten unter seinem Vieh wohnend, und mit Knecht, Weib, Magd und Kind um einen gemeinschaftlichen Heerd sich herlagernd; sondern Vieh und Menschen und Vorrathskammern hatten ihre besondern Gebäude. Anfangs bauete man noch von Holz, ohne über einander stehende Stockwerke, mehr

Buden als Häuser, und trennte davon die Ställe für das Vieh a), die man verschließen konnte, die Scheuern (scurias), die Kornböden (granias), die Keller (cellarias) und die Speicher (spicaria). Auch die Leibeigenen hatten ihre besondern Nebengebäude. Ihre Häuser standen um das Hauptgebäude des Herrn her, und waren wieder mit kleinern Scheuern, Kornböden, Kellern und Speichern umgeben, deren jedes, wenn man es beschädigte, verschieden von denen der Herren vergütet werden mußte.

Man hatte in der ersten Hälfte dieser Periode noch nicht gelernt, wenigstens noch nicht versucht, in einem und demselben Gebäude, Gemächer zu verschiedenem Gebrauche anzulegen. Die Stuben (stubae) d. h. Gemächer, wo man sich wärmen konnte, b) waren getrennt von den Sälen (salae) d. h. von solchen Gemächern, welche zu Zusammenkünften, Gastmählern und Trinkgelagen bestimmt waren. An Verbindung von Böden und Kellern, mit Stuben und Sälen, war also noch weniger zu denken.

So gut wohnten indessen nur die freien Gutsbesitzer; die Leibeigenen schlechter. In dem Titel der allemannischen Gesetze, wo das Wehrgeld für alle jene Gebäude bestimmt ist, wird zwar von Häusern, Kornböden, Speichern und Scheuren der Leibeigenen geredet, aber nicht von Stuben und Sä-

a) Es kommen schon Ställe für Schafe und Schweine, getrennt von einander, vor. Wer einen solchen Stall eines Andern verbrannte, mußte drei Schillinge Strafe bezahlen, und einen neuen aufführen lassen. LL. Allam. Tit. 81. §. 3.

b) Daher noch jetzt ein Feuerstübchen. Auch nennt man nur die Gemächer Stuben, worin Oefen oder Camine sind. So bedeutet das Italiänische stufa, ein geheiztes Zimmer, eine Badstube, und einen Ofen.

len: der Besitz dieser wird nur den Freien zugeschrieben. a) Was Tacitus einst sagte, daß die Söhne der Freien unter einem Dache mit denen der Leibeigenen aufgewachsen seien; daß sie eine und dieselbe Erziehung genossen; daß die Kinder der Freien keinen Vorzug, keine größere Bequemlichkeit gehabt hätten, als die der Leibeigenen, paßt also nicht mehr auf diese Zeiten. Die bequemern Gebäude der Freien machten den Unterschied zwischen diesen beiden Ständen im Aeußern vielleicht noch sichtbarer, als die Kleidung. Wenn gleich der Unterschied zwischen der Wohnung eines damaligen Leibeigenen und der eines Freien nicht so groß war, als der zwischen der Hütte eines jetzigen leibeigenen Bauern und dem Pallaste seines Gutbesitzers, so war solcher doch in die Augen fallend genug, um dem Kinde des Freien früh begreiflich zu machen, daß es besser und wichtiger sei, als der Leibeigne. Man ist einer solchen Lehre leicht empfänglich.

Außer dem Holze bediente man sich, zur Erbauung der Häuser, auch einer Materie, welche Tacitus eine unförmliche Masse nennt; vielleicht, wie noch jetzt viele Hütten der Landleute gebauet werden, in die Erde geschlagener Stämme mit Reisern durchflochten und mit Lehm verklebt. Die Leibeigenen wohnten gewiß noch in solchen Hütten. Sie waren zum Theil so klein, und, wenn sie von Holz waren, so leicht, daß sie, noch in spätern Zeiten, in mehrern Gegenden Deutschlands, zur fahrenden Habe gerechnet wurden b). Nur hie und da fingen die freien Wehren, die jetzt reicher geworden waren, aus Kalk und Stein zu bauen an c). Aber selten müssen diese

a) LL. Allam. Tit. 81.

b) Meiners histor. Vergleichg. 2 Bd. S. 109.

c) LL. Bajuar. Tit. I. c. 14.

Gebäude immer noch gewesen sein, weil es der Kalköfen nur wenige gab. Alle Arbeit fiel hier wieder auf die Leibeigenen zurück: sie mußten Kalk brennen, Steine hauen, und die Materialien herbei führen. Um ihr Schicksal aber nicht gar zu schlimm zu machen, gab man das Gesetz, daß sie nicht gebunden sein sollten, weiter als funfzig Lieues (quinquaginta leucas) mit dem Karren für ihren Herren zu fahren. Gedeckt waren die Gebäude immer noch mit Stroh.

Unbequemlichkeiten gab es bei diesen Wohnungen genug. An Rauchfänge und Abtritte war nicht zu denken. Die Wohnzimmer waren eng, niedrig und dumpf. Für Reinlichkeit und Nettigkeit hatte man nicht Sinn. Hin und wieder kamen doch schon Glasfenster vor, wiewol die Luken und Windlöcher a) noch am gewöhnlichsten waren. Das Hausgeräth war mehr als bloß einfach. Selbst die Tische in den Speisezimmern der Großen waren gewöhnlich von schlichtem Holze, wie die Bänke, welche um die Tische herliefen, und mit Decken und Polstern belegt wurden b). Nur in den Wohnungen der Vornehmern war der Boden mit Estrich belegt. Man bestreuete ihn mit hohen Lagen von Stroh oder Schilf, und im Sommer zuweilen mit Blumen, Laube und feinen Reisern. Nur dadurch unterschieden sich die Vornehmen von den Geringen, daß in den Zimmern der erstern diese Strohlagen öfter erneuert wurden. Die Gewohnheit dauerte bis tief in das Mittelalter. Sessel und Stühle waren dabei selten: man lag lie-

a) So nannte man in den ältesten deutschen Hütten hin und wieder angebrachte Löcher, die dazu dienten, den Rauch abzuleiten und Licht oder frische Luft einzulassen. Siehe meinen Versuch einer Geschichte der Kultur der deutschen Nation. S. 190.

b) Meiners a. a. O. S. 114.

ber auf dem Stroh a). Des übrigen Hausgeräthes war immer noch wenig. Besaß einer von den Vornehmen mehr als ein Landgut, so führte er, wenn er seine Besitzungen bereisete, gewöhnlich seinen ganzen Hausrath, Betten, Tische, Stühle, Küchengeschirr und dergleichen mit sich.

Nach und nach bildeten sich aus den sonst einzeln stehenden Wohnungen kleine Dörfer; aber keineswegs erst durch die unter Pipin in Deutschland angelegten Klöster: sie entstanden schon früher. Alle jene genannten einzelnen Gebäude, Häuser, Stuben, Säle, Kornböden, Speicher, Keller und Scheuren, zum Theil auch die Wohnungen der Leibeigenen, waren mit einem Zaun, einer Hecke, oder mit einer Planke eingefaßt, und heißen ein Hof (curtis). Rechnete man zu diesen Gebäuden noch die dazu gehörigen Besitzungen an Feld, Waldung, Wiesen und Seen, so hieß das Ganze ein Weiler (villa). Aus mehrern Weilern, wenn sie nicht weit entfernt von einander lagen, entstanden die Dörfer (vicus); mehrere Dörfer bildeten eine Markung (marchà), und mehrere Markungen einen Gau (pagus). An Städte war im eigentlichen Deutschland noch nicht zu denken. Eine nähere Verbindung in der menschlichen Gesellschaft war also unmöglich.

In dem südlichen Deutschlande hatte anfangs der fränkische, nachher auch der baiersche und allemannische Adel, schon die Gewohnheit, auf hohen Felsen zu nisten und daselbst Bergschlösser und Kastele anzulegen. Mehrere noch jetzt vorhandene Ruinen solcher alten Schlösser gehen sicher über Karl den Großen hinaus. Von diesen Felsennestern herab konnten sie allen Gesetzen trotzen, rauben, plündern und mordbrennen, ohne

a) Meiners a. a. O.

daß man im Stande war, ihnen Einhalt zu thun. Karl der Große fand für gut, einen solchen Herrn, der an einer Empörung Pipins seines Sohnes Theil genommen hatte, auf dem hohen Berge, wo er seine Feste anzulegen gedachte, an einen Galgen zu knüpfen. Ob die Franken diese Gewohnheit, auf Bergen zu bauen, von den Römern gelernt haben, oder ob sie ganz von selbst darauf verfallen sind, lasse ich dahin gestellt sein. Mir fällt wenigstens jetzt kein Beispiel ein, daß dieß gerade Sitte der Römer gewesen sei; und aus den Stellen, welche Hegewisch anführt a), läßt sich nichts gewisses folgern, weil sie alle aus spätern Zeiten sind, in denen man sich den Ursprung dieser Festen, welche der gemeinen Freiheit so verderblich wurden, aus dem Heidenthume zu erklären suchte.

2. Kleidung und Putz.

Auf diese hatte der nähere Umgang der Deutschen mit den Römern keinen Einfluß. Sie blieben hierin größtentheils ihrer alten Nationalsitte getreu, und thaten wohl daran. So oft auch die Mode die äußere Form dieser deutschen Nationaltracht des männlichen Geschlechts verändert hat, so ist sie dennoch sich wesentlich gleich geblieben, und die allgemeine Tracht des ganzen Europa geworden. Römische, griechische, slavische und orientalische Tracht war länger, schloß nicht so genau an als die deutsche, und verhinderte deshalb auch mehr bei der

a) Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis auf Maximilian I. S. 45. Er führt aus Königshofen an: der Stammvater des östreichischen Hauses habe allemeist auf der heidnischen Veste, genannt Hohenburg, gehauset, und in dem Gesange auf den Bischof Anno heiße es: die alten Burgen kämen von den grimmen Heiden her.

Arbeit. Vielleicht war gerade dieß letztere die Ursache, warum man die alte Tracht beibehielt, da man sonst so gern und leicht römische Sitten annahm.

Während der Völkerwanderung war ihre Kleidung noch ganz die alte. Der Kopf, die obere Brust, und der obere Theil des Rückens waren unbedeckt; der übrige Theil des Körpers, bis aufs Knie herab, mit einem Kamisol (Rock) bekleidet, wodurch aber manche Theile des Körpers unbedeckt bleiben, unter andern ein Theil des Oberarms. Unter diesem Rocke war ein Hüftschurz, der bis auf die Waden herabhing, und mit einem Gürtel aufgegürtet werden konnte. Wenn dies geschah, so war das Knie entblößt. Vom Knie bis zum Knöchel war keine Bekleidung. Die Füße waren mit Schuhen bedeckt, an deren Außenseite sich noch die Haare oder Borsten des Thieres befanden, von dem das Fell genommen war a). So trug sich der gemeine Franke wie der Vornehme, gewöhn-

a) Die merkwürdigste Stelle über die Kleidung der Franken, findet sich im Sidon. Apoll. Ep. L. IV. ep. 20. Es ist die Beschreibung eines Aufzuges eines gewissen fränkischen Prinzen Sigismer, der seine Braut heimhohlte. Schöngeschmückte Pferde wurden vorangeführt und folgten. Er selbst ging, weil man dieß für anständiger hielt, in der Mitte zu Fuße, mit seidenen Kleidern angethan, an denen sich viel Gold befand. Seine Begleiter trugen behaarte Schuhe, die bis an die Knöchel gingen, und angebunden waren. Knie, Schienbein und Wade waren ohne Bekleidung. Der Rock war eng, anschließend und schillerfarbig, und reichte bis ans Knie. Nur ein Theil des Oberarms war bedeckt Der Hüftschurz war grünlich, mit einer rothen Einfassung versehn. Von der Schulter hingen, an prächtigen mit Buckeln versehenen Gehenken, die Schwerter herab. Hintenüber hing ein Pelz. In einer andern Stelle des nämlichen Verfassers. Paneg. Maj. heißt es:

Strictius assutae vestes procera coercent
Membra virum. Patet his altato tegmine poples:
Latus et angustam suspendit balteus alvum.

lich; nur bei schlechtem Wetter hingen sie weite Mäntel um, die an beiden Seiten hoch ausgeschnitten, und vorn und hinten länger waren, als an den Seiten a).

Daß die Tracht der übrigen deutschen Völkerschaften, besonders der Sachsen, von der der Franken verschieden gewesen, ist gewiß b); worin aber diese Verschiedenheit bestanden, weiß ich nicht anzugeben. Sie müssen in der Folge bald die fränkische Kleidung als die bequemste angenommen haben. Paul Warnefried mag wohl nicht so sehr unrecht haben c), wenn er den Longobarden zu den Zeiten, wo sie in Italien einwandern, weite Kleider giebt. Die enge Kleidung wird zu häufig eine Mode der Franken genannt, als daß man behaupten könnte, kein deutsches Volk habe weite Kleider getragen. Die Angelsachsen, Abkömmlinge der nördlichen Deutschen, trugen sie zu Warnefrieds Zeiten, nach jener Stelle, gewiß d).

Die Röcke der Franken waren in den frühesten Zeiten entweder aus Leder, oder aus einem groben leinenen oder hanfenen Zeuge gemacht. Bald aber wurden auch die Frieskleider allgemein, und allgemeiner als es für die Gesundheit der Deut-

a) Meiners a. a. O. S. 122.

b) Von Otto dem Großen heißt es, er habe, wie er in Aachen sei gekrönet worden, eine tunicam strictam more Francorum getragen. Witich. L. II. Er war der zweite Kaiser aus dem sächsischen Hause, und wollte wahrscheinlich den Franken dadurch ein Kompliment machen.

c) Herr Meiners meint dieß im neuen gött. histor. Mag. 1. Bd. 2. St. Seite 297. fgl.

d) Paul. Warnef. L. IV. c 23. Vestimenta vero eis erant laxa et maxime linea, qualia Angle-Saxones habere solent;

Deutschen zuträglich war a) Man trug sie auf dem bloßen Leibe. Weil sie mehr erwärmten, zog man sie vielleicht den leinenen vor. Sie waren in der Folge die Hauptursache, daß der Aussatz und andre Hautkrankheiten so schnell sich verbreiteten, und so schwer auszurotten waren. — Seidene Kleider, wozu man den Stoff aus Asien durch den Handel bekam, waren nicht in der Regel; eben so wenig Kostbarkeiten und Geschmeide, welches man daraus sieht, daß sie als etwas Seltenes erwähnt werden. Des heiligen Eligius Kleider, heißt es einmal, waren alle sehr prächtig, einige sogar ganz Seide; und von den Bräutigams-Begleitern des Sigimer hatte kein einziger etwas seidenes an sich, als Sigimer selbst.

Langes unverschnittenes Haar, das entweder fliegend, oder in Flechten geschlagen war, trugen nur diejenigen, welche königlicher Abkunft waren. b) An der Tracht der Haare sah man den Unterschied des Standes. Der gemeine Franke schnitt sich sein Haar rund an dem Nacken hinweg, ohngefähr wie unser jetziger Landmann. Bei den Sachsen war ganz die nämliche Sitte. Der Adel trug sein Haar unverschnitten, und auf die Schultern herabschießend. Langes schönes Haar heißt daher bei ihnen adeliches Haar. Der gemeine Sachse männlichen Geschlechts hingegen, ließ sein Haar nur zum Zeichen der Trauer wachsen. Die Frauen und Jungfrauen trugen langes unverschnittenes Haar, als Zeichen ihrer freien Geburt, und

a) Man sehe meinen Versuch einer Geschichte der Kultur der Deutschen. Seite 487.

b) Man erkannte Personen vom königlichen Geblüte, nach dem Treffen, unter den Erschlagenen, an ihrem Haar; und denjenigen von der königlichen Familie, welche man zum Regieren unfähig machen wollte, schor man die Haare ab. Beispiele davon finden sich häufig.

freie Frauen heißen daher in den angelsächsischen Gesetzen lokkebare Frauen Die verheurathetrn Frauen in Altsachsen wickelten ihr Haar gewöhnlich in Flechten um den Kopf, und bedeckten den Kopf mit einer Haube. Jungfrauen gingen unbedeckt, und ließen das Haar entweder frei fliegen, oder in Flechten den Rücken herabhängen. a)

Den Bart wachsen zu lassen, war bei keinem deutschen Volke dieser Periode allgemeine Sitte. Bei den Franken gehörte ein langer Bart zum Ehrenzeichen der königlichen Familie. Nur nach einer verlornen Schlacht ließen die Sachsen ihren Bart wachsen, und die jungen Katten thaten dieß so lange, bis sie einen Feind erlegt hatten. Zwickelbärte hingegen scheinen bei allen Ständen üblich gewesen zu sein. b)

3. Nahrungsmittel.

Anstatt jener Einfachheit der Kost, die unter den alten Deutschen Sitte war, finden wir jetzt bereits Ueppigkeit auf den Tafeln. Gregor von Tours erwähnt eines Franken, der bereits studirter Fresser war, und Aloe nahm, um besser zu verdauen. Nach dem Küchenzettel zu urtheilen, der bereit gehalten werden mußte, wenn ein königlicher Gesandter auf der Reise war, muß der Luxus groß gewesen sein. Es wird angegeben, wie viel Pfund feines Weizenbrod, wie viel Wein

a) Daher wohl noch die Sitte in einigen Gegenden Deutschlands, daß dasjenige Frauenzimmer gemeinen Standes, welches schon vor der Heurath geboren hat, sich in einer Haube trauen lassen muß. Jungfrauen werden an solchen Tagen frisirt.

b) Man vergleiche Grupen uxor theotisca an mehrern Orten, und Meiners Abhandlung über den Haar- und Bartwuchs der germanischen Nationen. Neues Gött. hist. Mag. 1. Bd. 3. St.

und Bier, wie viel Schweine, Spanferkel, Schöpse, Lämmer, Gänse, Fasanen, Hühner, Eier, wie viel Pfund Oel, Sardellenbrühe, Honig, Essig, Pfeffer, Gewürznägelein, Lavendel, Zimmt, Datteln ꝛc., vorhanden sein sollten. a) Auch gab es schon förmliche Köche.

So konnten indessen nur die Großen speisen. Der gemeine Mann hatte zwar besser essen gelernt, als in den Zeiten vor der Völkerwanderung; aber an eine solche Mannigfaltigkeit war nicht zu denken. Der Genuß des rohen Fleisches, wenn er ja zu Tacitus Zeiten noch statt gefunden haben sollte, war ganz weggefallen; aber man scheuete sich nicht, Bären, Biber, Schwalben, Pferde und dergleichen zu genießen. Das Fleisch wurde entweder gesotten und gebraten, oder eingesalzen und geräuchert. Brod von Weizen, Gerste oder Roggen, war an die Stelle des sonst allein gewöhnlichen Haferbreies getreten, den man aber, zur Abwechselung gleichfalls beibehielt. Die Arten des Gemüses hatten sich durch Anbau vermehrt und verbessert, besonders liebte man, als nährend, die Hülsenfrüchte. Außerdem genoß man Milch, Butter, Käse, Fische. Für die Burgunder waren Zwiebeln und Knoblauch ein Lieblingsgericht, welches sie schon als Frühstück zu sich nahmen. b)

Meth und Bier blieb das gewöhnliche Getränk. Der Wein war häufiger geworden, aber, wenn er nicht aus dem Auslande kam, schlecht; und man mußte seine natürliche Säure, durch eine Vermischung mit Honig, oder mit dem

a) Form. Marculf. II.

b) Sidon. Apoll. Carmen XII. ad Catullin. Parif. 1614. S. 351. v. 11.

Safte gewisser Beeren, auch wohl mit Zucker und Wermuth mildern.

Zu den Mahlzeiten hatte man jetzt bereits eine bestimmte Zeit, und hin und wieder kommen schon große und prächtige Gastmähle vor. Die fränkischen Könige stellten dergleichen oft an, und es wurde für eine große Ehre gehalten, dazu gezogen zu werden. Bei kleineren Gelachen versah die Hausfrau, oder eine hübsche Tochter vom Hause, das Mundschenkamt; bei größern aber thaten dieses Mannspersonen; und wenn es recht hoch hergehen sollte, hatte jeder seinen eigenen Mundschenken. a) Die Tafeln der Großen waren mit feiner und weißer Wäsche belegt; in den Häusern des gemeinen Mannes blieben aber noch in weit spätern Zeiten die Tischtücher so lange liegen, daß man ihre Grundfarbe nicht mehr erkennen konnte. Gabeln waren nicht allgemein, und an Servietten war noch nicht zu denken.

a) Fischers Sitten und Gebräuche der Europäer im V u. VI Jahrhundert. Seite 103.

(Wird fortgesetzt.)

III.

Ueber die bronzenen Arbeiten zu Stockholm und St. Petersburg.

Die Statüe equestre Gustav Adolphs, ist von l'Archeveque einem französischen Bildhauer, der aber der Beendigung des Gusses, der schon vor zehn Jahren geschehen ist, nicht selbst mit beiwohnte. Im Monat Mai dieses Jahrs ist sie von dem Attelier, wo sie gegossen und ciselirt ward, weg, und auf das Postement gesetzt worden, so, daß sie zwar vier Wochen lang frei zu sehen gewesen ist, aber dann wieder mit einem hölzernen, mit vielen Glasfenstern versehenen Gebäude umgeben wurde, um ungestört die besonders gegossenen Theile, die Steigbügel, den Zaum, den Commando-Stab ꝛc anzusetzen, so wie auch die an das Postament zu fügenden Medaillons, welche von Herrn Sergel sind, der noch außerdem zu mehrerer Verzierung des Ganzen eine, nach demselben colossalischen Verhältnissen wie die Statue equestre, gearbeitete Gruppe an die Vorderseite des Postaments stellen wird. Diese Gruppe stellt den Grafen Oxenstierna vor, wie er der neben ihm sitzenden Geschichte, die Thaten Gustav Adolphs diktirt. Das große Modell dieser Gruppe ist fertig, und liegt jezt in der gipsernen Form, man hat fünf Jahre noch angenommen, um diese Gruppe zu beendigen, und alsdann soll dieses Monument vollständig fertig sein. Da alsdann funfzehn Jahre seit dem

Gusse des Pferdes vergangen sind, so sollte man freilich meinen, daß man saumselig müsse zu Werke gegangen sein, welches aber nach der Aussage des Herrn Adam a) keinesweges geschehen ist. Weil jezt außer dieser letzt erwähnten Gruppe, alles übrige vollendet ist, so hat man den 6ten November d. J. zur Inauguration bestimmt, b) und gegen diese Zeit wird das herumstehende Gebäude weggenommen werden; auch wird man gegen diese Zeit die schon fertig liegende Bronzen, Basreliefs und übrige Zierrathen an das Piedestall ansetzen. Das Pferd ist wie gewöhnlich im Schritt. Gustav Adolph hält in der rechten Hand den Kommando-Stab; er ist in bloßem Kopfe, aber übrigens ganz in Eisen gepanzert. Außer dem Kettenhemde, welches von den Hüften bis an die halbe Lende, unter dem Küraß hervorkömmt, und dem nach alter Art breiten seidenen Ordensbande, sind keine Falten an der Figur; denn er ist ohne Mantel. Dies giebt dem Ganzen ein etwas kahles Ansehn, von dessen Wirkung man aber jezt, da die Masse so colossal ist, und man so dicht dabei stehen muß, nicht recht urtheilen kann. Der Schweif und die Mähne des Pferdes sind äußerst schlecht gearbeitet, im übrigen sieht man wohl den Meister, dessen ganzes Verdienst aber darum nicht recht erscheint, weil es eigentlich ein übelgerathener Guß ist. Das Ganze ist zwar da gewesen, und die Theile sind alle herausgekommen, aber so voller Löcher und von so beträchtlicher Größe, daß man zur Reparatur gerade halb so viel Metall verwandt hat, als zum Guß des Ganzen.

Der Gießer ist nun todt, ein königlicher Stückgießer mit

a) Jetziger Bronze-Eisleur dieser Statüe equestre.

b) So eben erfahre ich, daß es nicht geschehen kann, weil nichts fertig geworden.

Namen Meyer. Er war damals schon ein sehr alter Mann, und von einem eigensinnigen und sonderbaren Charakter. Einige Personen hatten Verdacht, daß der Guß nicht gelingen möchte; da er aber ein reicher und angesehener Mann war, so wagten diese es nicht, ihre Meinung zu äußern, als ihm diese Arbeit übertragen wurde. Man hatte den traité de la fonte de Louis XV à Paris, auch sieht man wohl, da ich dasselbe Buch mit mir habe, daß man mit großer Genauigkeit ihm befolgt hat, denn die ganze Werkstelle, der Ofen und die Grube stehen noch. Alles dies ist noch in so gutem Stande, daß man nun in derselben Grube die Gruppe von Oxenstierna gießen wird. Diese Werkstelle liegt ohngefähr einige hundert Schritte von der eigentlichen Stückgießerei ab, von der, wo man es wol hätte gießen können, man doch, da sie etwas niedriger liegt, befürchtete, in der Tiefe der Grube vor Wasser oder Feuchtigkeit nicht sicher zu sein. Ehe die Form von Erde über dem Wachs gemacht wurde, ging l'Archeveque weg und nach Frankreich, wo er kurze Zeit darauf starb, und wie man sagt, vor Verdruß über diese Arbeit, worüber er manche Kritik hören mußte, und andre Verdrießlichkeiten hatte. Sergel war nicht hier, und Meyer, der nun freie Hand hatte, fing damit an, den Wachs zu corrigiren. Da er und mehrere andere den Kopf Gustav Adolphs nach dem Bilde nicht ähnlich fanden, so rückte er die ganze untere Kinnlade vor, und machte ihm einen größern Bart. Das halbe untere Gesichte mußte Adam nachher wegschlagen, und nach dem noch vorhandenen gipsernen Modell von l'Archeveque wieder formen, und so auf der Stelle wieder angießen, welche Operation an sehr vielen Stellen geschehen, und von Adam hiebei erfunden ist Nachdem hat Meyer in die Beine des Pferdes, wie gewöhnlich zu geschehen

pflegt, keine Eisen gesetzt, die einige Fuß tief aus den Hufen heruntergehn, in eben so tiefe Löcher, welche in das Piedestall gebohrt sind, gesenkt werden, und so die ganze Last halten; daher denn auch die Plinte von Metall mit angegossen ist. Meyer wollte sich einen großen Ruhm damit machen, daß er die Plinte von Metall sogleich mit angoß. Dadurch wurden die Eisen in den Beinen, und die Befestigung derselben in der That erspart, aber der Huf des linken aufgehobenen Hinterfußes, blieb aus im Gusse, so daß man sich nur auf zwei Beine verlassen konnte; daher auch bis jezt, da noch immer daran ciselirt und geklopft wird, die Statüe mit Streben und Stützen versehen ist. Dies wäre noch angegangen, wenn Meyer, nachdem der Guß mißlungen war, nicht angefangen hätte, ihn selbst zu repariren und zu ciseliren, wodurch vieles ganz verdorben wurde. Bald darauf starb er, und man ließ nun den Ciseleur Adam kommen, einen Eleven von l'Archeveque, einen außerordentlich geschickten und einsichtsvollen Mann; denn diese Statue ist ein Meisterstück von Restauration. Als er ankam und die Statue sah, deklarirte er, daß es ihm unmöglich wäre, sie zu retabliren, und wollte wieder nach Frankreich zurück; man brachte ihn aber endlich dahin, wenigstens einen Versuch zu machen. Er gesteht selbst, daß er bei dieser Arbeit Versuche und neue Operationen angewandt hat, die ihm vorher unmöglich schienen, als z. B. ganze Theile auf der Stelle neu anzugießen, auf ganze Parthien, wo zu viel weggenommen war, Metall aufzutragen ꝛc. Das Gießen sei kalt geschehen, sagt er. Zehn Jahre hat er nun auf dieser Arbeit zugebracht, und fünf Jahre ist mit solchem Eifer daran gearbeitet worden, daß eilf Leute von Morgens um fünf Uhr, bis Abends eilf Uhr, unaufhörlich beschäftigt waren. Man hat nachher, wegen eintretenden

Mangels der nöthigen Fonds, müssen langsamer zu Werke gehn. Sonst sagt er selbst, daß bei einem wohlgerathenen Gusse, drei Jahre zur Ciselirung hinlänglich sind. Auch meint er, daß, nachdem diese Operation eines Gusses durch eben diesen Tractat von Ludwig XV so sehr ins Licht gesetzt wäre, er, wenn ein Mann von Aufmerksamkeit ihn dirigirte, gar nicht mehr mislingen könne. Die ganze Schuld des mißlungenen Gusses von Gustav Adolph läge hauptsächlich darin, daß der Mann nach seiner Arbeit nicht recht gesehen hat, und wie man angefangen habe, die erdne Form zu brennen, so sei sie nicht trocken gewesen; dadurch wären in der Form eine Menge Defekte entstanden, von denen man freilich von außen nichts gesehen hat. Man habe nach seiner Meinung nichts zu beobachten, als alle Röhren in der Form so zu dirigiren, daß sie das Metall der Statue im Steigen zuführen, so nehmlich, daß sich alle Theile nicht von oben herunter, sondern von unten herauf füllen, welches er selbst bei den angegossenen Theilen bei der Restauration beobachtet hat, und mit dem besten Erfolge.

Zu dem nun bevorstehenden Gusse des Oxenstierna wird man, wie ich vernommen habe, einen gewissen Appelquist wählen, der zwar Metallgießer ist, aber sich außerdem sehr mit Verfertigung von Maschinen und dergleichen abgegeben hat, und der überhaupt in der Mechanik eine große Geschicklichkeit besitzen soll. Da dieser nun ein sehr exakter Mann ist, so setzt man, obwol er nie dergleichen gegossen hat, mehr Vertrauen in ihn, als in Meyer, den Sohn des verstorbenen Stückgießers, der zwar bei dem Gusse der Statüe equestre immer zugegen gewesen ist, aber dem man wegen seiner Nachläßigkeit mißtraut. An dem Piedestall dieser Bildsäule, ist der untere Theil wirklich merkwürdig; denn er besteht aus ein paar sehr großen Stücken

ſchwediſchen Granits, der den egyptiſchen an Schönheit weit übertrift, um deſtomehr, da ein gewiſſer Blume allhier die Methode erfunden hat, ihm eine Politur zu geben, die der des Agaths nichts nachgiebt. Man macht jezt Säulen aus einem Stücke von dieſem Granit. Man kann ſich keine größere Pracht denken, und ich werde eine Probetafel davon nach Berlin ſchicken.

Sergel iſt jetzt dabei, die Statüe pedeſtre von vierzehn Fuß hoch, des jeztlebenden Königs von Schweden Guſtav des dritten, zu machen. Dieſes Monument wird ebenfalls in Metall gegoſſen werden. Doch werden wohl bis zur Zeit des Guſſes ein paar Jahre vergehen. Der König iſt im jetzigen ſchwediſchen Koſtume, in der ſchreitenden Stellung des Apollo von Belvedere. In der ausgeſtreckten rechten Hand, worüber, ſo wie beim Apollo über den linken Arm, der kurze Mantel geworfen iſt, hält er einen Oliven-Zweig.

Da ich nun in Petersburg bin, ſo kann ich zu gleicher Zeit meine Gedanken über das Monument Peters des Großen äußern. Fürs erſte kann ich dreiſt behaupten, daß es gar nicht den frappirenden Anblick gewährt, den man von einem mit ſo ungeheuern Koſten errichteten Monumente erwarten ſollte. Anſtatt dieſes Felſens, worauf das Pferd ſteht, und wofür man gewiß einen prächtigen Piedeſtal hätte machen können, wünſcht man ſogleich etwas anderes. Als Felſen betrachtet, ſcheint dieſer Stein immer klein, und als Poſtament iſt er noch immer zu groß, denn er verkleinert das Pferd, welches, ob es gleich ſehr coloſſal iſt, nur in der Naturgröße erſcheint; man hat auf der Stelle ſehr viel müſſen wegſchlagen, denn Falconet ſah gleich, daß er ſeine Statue ſehr verjünge. Man ſieht nur zu deutlich, daß der Stein, ob er wohl natürlich ſcheinen ſoll, künſtlich be-

hauen ist, und überdieß kann so ein kahler Stein keine Unterhaltung gewähren. Die Statue macht von allen Seiten einen guten Effekt, außer von vorne: denn von dieser Seite verbirgt der Kopf des bäumenden Pferdes den Kopf des Reiters; und überdieß, da man viel niedriger als das Pferd steht, so sieht man, der Perspective wegen, das Pferd von unten auf. Aber auf der andern Seite muß auch bemerkt werden, daß es eine der kühnsten Unternehmungen ist, welche im Gebiete der neuern Kunst vorgekommen. Das sich bäumende Pferd ist allein, vermöge der Eisen welche aus den Hinterfüßen und dem Schweife sich in den Felsen senken, befestigt; die ganze übrige Last, nebst der des Reiters, schwebt gleichsam in der Luft. Vom Kopfe des Pferdes an, der sehr dünne gegossen, bis zu den Hinterfüßen, wächst die Dicke des Metalls nach und nach dergestalt, daß die hintern Theile und der Schweif des Pferdes ganz vollgegossen sind, und durch diese letztern steigt aus dem Felsen eine Charpente von Eisen mit Aesten und Zweigen durch die ganze Gruppe hinauf, die, aufs scharfsinnigste durchdacht, angebracht sind. Außerdem wäre es auch gar nicht möglich, eine Balance zu geben, welche die hiebei so schwierige Solidität hervorbrächte. Schon der Gedanke, einen Felsen hieher zu legen, ist einzig; und es mag in der Folge der Zeiten noch so barbarisch hergehen, so muß doch dieser auf der Stelle bleiben; denn wer wird ihn wegnehmen? und mit Recht darf man dieses ein ewiges Denkmal nennen!

Petersburg, den $\frac{26}{27}$sten September 1791.

In keiner Stadt werden so viel Statuen in Metall gegossen, als in Petersburg. Fast alle antike Statuen vom ersten Range stehn jetzt schon in Zarskoe-Zelo, einem Land-

hauſe der Kaiſerin; auch fährt man beſtändig fort, ſowohl Statuen als Bruſtbilder zu gießen. Unter dieſen gegoſſenen Statuen ſind einige von beträchtlicher Größe, als z. B. der farneſiſche Herkules und die Flora, die Gruppe der Niobe, ein großer Kopf der Juno ꝛc. Der Apollo von Belvedere iſt zweimal daſelbſt, aber beidemal durch eine ſchlechte Ciſelirung verdorben. Die hieſigen Ciſeleurs ſind gemeine Ruſſen, und arbeiten unter der Leitung der Bildhauer-Profeſſoren von der Akademie. Die Gießerei oder das Gießhaus iſt neben der Academie der Künſte erbauet, auch wird es mit zur Academie gerechnet; die ganze innere Einrichtung iſt aber blos auf Statuen, Basreliefs und Bruſtbilder gemacht. Seit fünf Jahren iſt Monſieur Gataclou aus Paris kaiſerlicher Gießer bei der Academie. Der jezt darin ſtehende Ofen iſt von ihm erbauet, und dieſer Ofen weicht von dem in Stockholm in vielen Stücken ab. Er iſt viel ſimpler. Außer dem Rauchfange ſieht man von außen gar keine Oefnungen; er ſchmelzt und gießt in Zeit von acht Stunden Statuen in Lebensgröße. Die vier Statuen, die nun eben heraus ſind, hat er in dieſer Woche alle zuſammen mit einem male und in derſelben Grube gegoſſen. Zwei davon ſind zwei wohlbekannte ſitzende antike Muſen, und die zwei andern gehören zu einem Grab-Monument, modelirt von Martas, einem der beſten hieſigen Bildhauer. Was man davon ſieht, iſt alles vortrefflich heraus gekommen; man iſt dabei die Potée oder gebrannte irdene Form abzunehmen, und all die Aeſte von Metall wegzuſchlagen, welche das Metall zugeführt haben. Die Erde, deren er ſich bis jezt bedient hat, erhielt er noch immer aus Frankreich; er verſicherte aber, daß man eben ſo gute in Rußland fände. Von ſeinem Ofen, wovon ich ſo gern die Dimenſionen hätte haben mögen, war es mir

nicht möglich, sie zu erhalten. Dieses ganze Attelier steht auf einem morastigen Boden; alles ist über der Erde, und das Massiv der Dammgrube ist viele Fuß über der Straße erhoben. Rund herum sind acht Fuß dicke Mauern. Man sieht hieraus, und aus dem Verfahren, welches ebenfalls beim Gusse der Statüe Peters des Großen ist beobachtet worden, daß man auch in einer flachen, feuchten und niedrigen Gegend, sich durch Kunst helfen kann. Beim Gusse Peters des Großen hatte man die obern Verbände nicht stark genug gemacht, es verlief sich eine Menge Metall, daher mußte der Kopf des Pferdes besonders umgegossen werden: dieß ist so wohl gelungen, daß man nichts davon sieht. Indem man nachher auf der einen Seite des Pferdes die Röhren losschlagen wollte, und vorher nicht tief genug eingesägt hatte, riß man ein großes Stück von dem Bauche des Pferdes mit heraus. Sonst kam alles sehr rein heraus, und von colossalen Statüen neueret Zeit, ist keine so dünne gegossen als diese. In den Vordertheilen ist sie an einigen Orten kaum drei Linien dick, die Hintertheile des Pferdes aber haben die Dicke eines ganzen Zolles. Man giebt an 44041 russisch Pfund Metall, und das Eisen, was darin steckt, auf: 10000 russische Pfunde.

Der Stein ist 12 Werste von Petersburg und 4 Werste vom Kronstädtschen Busen gelegen gewesen; auf der Stelle schätzte man sein Gewicht drei Millionen Pfund, als er aber in Petersburg war, ließ Falconet wenigstens den dritten Theil herunterschlagen. Diese ungeheure Last steht auf pilotirtem Grunde. Auf der Academie der Künste steht das Modell der metallenen Bahn, worauf er ist transportirt worden. Man hat eine genaue Beschreibung mit Kupfern vom Ritter Lascar selbst, worin der Transport des Steins detaillirt wird; sie

führt den Titel: Monument élevé à la gloire de Pierre le Grand, du Comte Lascari, es ist mir aber unmöglich gewesen, in Petersburg ein Exemplar davon aufzutreiben; da es in Frankreich gedruckt ist, so kann man es wohl von dorther am geschwindesten haben.

Die Transportkosten dieses Steins werden nach der Berechnung des hiesigen Baucomtoirs gesetzt 70000 Rubel, und so die übrigen Kosten des Monuments.

Falconets neunjähriger Gehalt	48000 Rub.	Baucomtoirs Berechnung alles zusammen 424610 Rub.
freie Station	26000 —	
für den Guß	17500 —	
seine drei Untermeister . .	27284 —	
der Stückgießer Chailou . .	2500 —	

Hierbey sind noch keine gelieferte Materialien, Pilotis, Atteliér und andre Ausgaben.

Meiner Meinung nach ist Petersburg der Ort, wo man am füglichsten diejenigen Kenntnisse, welche das Gießen selbst betreffen, erlangen könnte. Denn ich glaube schwerlich, daß man mehr Practik haben kann, als eben dieser Gataclou natürlicher Weise besitzen muß. Da die hiesigen Bildhauer fast gar keine Kenntnisse von der Behandlung des Marmors haben, und aus dieser Ursach alle Arbeiten in Marmor sehr langsam gehn, so wird jetzt fast alles in Metall gegossen, welches hier geschwinder geht, und weniger als Marmorarbeit kostet. Mein Aufenthalt war zu kurz, und überdies würde es immer schwer sein, alles zu erfahren und bei der ganzen Operation zu seyn, es wäre denn, daß man selbst etwas machte, und es hier zugleich gießen ließe. In Italien gießt man freilich sehr viel kleine bronzene Statuen und andre Arbeiten, aber weder Gataclou in Petersburg, noch Adam in Stockholm, wollen dies

für Bronze paſſiren laſſen. Adam erzählt, daß, da er einſt eine von dieſen Statüen zu repariren gehabt hätte, er um dieſelbe Pate herauszubringen, faſt nichts als Blei mit ſehr wenig Kupfer vermiſcht, habe nehmen müſſen, aus welchem Grunde die Italiener auch bloß in Gips-Formen gießen, welche bronze Arbeiten denn auch der Witterung nicht ſehr lange widerſtehen können, und nie von ſich ſelbſt eine ſchöne Farbe annehmen.

Stockholm, den 25ſten October 1791.

G. Schadow.

IV.

Die Brüder.

Ein dramatisches Gemälde.

An meinen Bruder

Dr. Johann Jacob Rambach,

Arzt in Hamburg.

Personen:

Telasko, } Brüder, Sklaven.
Rusko, }
Narine, Sklavin.

Scene.

Busch, — hinten die Mauer eines Gartens, Nacht, Wetterleuchten, entfernter zuweilen sich nähernder Donner.

Erste Scene.

Telasko. (allein.)

(Er liegt noch ein Weilchen schlafend unter einem Baume, einige Blitze beleuchten ihn, dann schreckt ihn ein heftiger Wetterschlag auf.)

Es donnert, und ich habe geschlafen? — (es blitzt.) Endet, oder beginnt dein Zorn, lichtscheuer Gott der Nacht? —

Spanier mögen vor dir zittern, ich verachte dich, ich schlief. — (Er zieht einen Dolch hervor.) Ich schlief, und will morden. Das kann mein spanischer Henker nicht. — Es ist auch nicht Mordlust, die wie ein Tiger nach Blute dürstet, es ist ein Entschluß, der mir Kampf, Gram, Thränen, und mein Leben kostet. — Ich will meine Narine tödten. — Ich will Narine morden, und doch schlief ich hier so sanft, wie an ihrem Busen, kein Donner weckte mich, kein Blitz sengte mein Haar. Die Götter schützten ihren Mörder; sie muß sterben, weil ich lebe. — Und Kusko? — Ich bin sein Bruder, diesen Bruder will ich ihm erhalten, und wenn alle Götter dagegen donnerten — (nach einer Pause.) Wo sie wohl bleibt? der Gott der Schrecken verschließt ihre Thüre, und weckt ihre verhaßten Wächter. (er wirft sich an die Erde.) Ich will sie erwarten. — Wie tief es in der Nacht sein mag? — Ich kenne die Gestalt der Erde nicht mehr, seit die Spanier mich in ihre Eingeweide verbannten, um nach verächtlichem Golde zu wühlen.

Zweite Scene.

Telasko. Narine. (auf der Mauer.)

(Donner. Blitze.)

Narine. Götter, welche Nacht! (sie ruft.) Kusko!

Telasko. (am Baume für sich.) Narine — — sie ruft meinen Bruder. Warnender Geist, hast du ihr im Traume ihren Mörder gezeigt, und schaudert sie, seinen Namen auszusprechen?

Narine. (ruft.) Kusko! Telasko!

Telasko. Sie ruft mich. — (er steht auf, und geht zu ihr.) Hier bin ich, liebe Narine.

Narine. Bist du da, guter Telasko? — Komm näher,

und gieb mir eine Hand. Es ist so finster, daß ich dich nicht sehen kann.

Telasko. Meine Hand willst du? hier ist sie. Ich grüße dich herzlich, mein freundliches Mädchen.

Narine. Hätte ich doch nie geglaubt, daß du in einer solchen Nacht kommen würdest Aber du bist ein braver Mann, du hältst dein Wort, dir kann man trauen.

Telasko. Glaubst du das? das freut mich. Unter jenem Strauche hab' ich gelegen, und geschlafen.

Narine. Geschlafen? — wie konntest du das in dem Wetter? — Telasko, du bist ein Mann, den ich liebe, und hochschätze, denn du bist ehrlich, treu und unerschrocken, du wirst dein Weib nicht betrügen, und in der Gefahr nicht verlassen.

Telasko. Wahrlich, das werde ich nicht.

Narine Aber du bist ja allein, wo bleibt dein Bruder?

Telasko. Ich weiß es nicht.

Narine. Du weißt es nicht?

Telasko. Ist es nicht schrecklich, daß ein Bruder das sagen muß? — und doch ist es wahr. — Sonst barg uns eine Grube, und wir schlichen aus unserm Kerker in der Nacht mit einander hervor, um dich, unsre Sonne, anzubeten. Einer leitete den andern, einer warnte den andern vor Gefahr. Jetzt sind wir getrennt, und seitdem trafen wir uns zuweilen Abends am Bache, nicht weit vom Wasserfalle. Heute hab' ich auf ihn vergebens gewartet

Narine. Das thut mir leid. Mir fehlt etwas, wenn ich einen von euch beiden vermisse. — Wo der arme Kusko wohl sein mag? vielleicht ist er in einen Abgrund gefallen, vielleicht auch ins Gebürge verirrt.

Telasko. Sorge nicht, liebes furchtsames Mädchen. Wenn wir die Leitern emporklimmen, um dich zu besuchen,

dann ist uns das Leben doppelt werth, und von dem Wege zu dir wird er eben so wenig sich verirren, als der leuchtende Gott von seiner täglichen Bahn.

Narine. Und doch zittre ich für ihn.

Telasko. Komm an mein Herz, daß du Muth fassest. — Komm herab, meine schöne Narine. — Du zögerst?

Narine. Guter Telasko!

Telasko. Du drückst meine Hand so innig, soll ich dich nicht an mein Herz drücken?

Narine. Ich will erst sehen, ob die Spanier schlafen. Während des Gewitters waren alle wach und zitterten — Sie konnten nicht schlafen, wie mein Telasko.

Telasko. Wie dein Telasko! Du glaubst nicht Mädchen wie mich dies Wort erquickt, — und erschreckt — — Geh, meine holde Narine, und komm bald herab, ich bin so froh, wenn ich dich sehe.

Narine. Ich auch, lieber Telasko.

Telasko. So eile, ich warte, bis du kommst.

(Narine geht von der Mauer.)

Dritte Scene.

Telasko. (allein)

(abnehmender Donner und Blitz.)

„Ich bin so froh, wenn ich dich sehe." Und das sag' ich mit dem Dolch im Busen? — (stolz.) Mit dem Dolche, der mich im Schlafe nicht drückte. Ich liebe sie, sie erhebt mich zur Verachtung meiner Ketten, und meiner Peiniger. O! ihr gefühllosen Spanier! laßt uns die Liebe, und wir opfern eurer nimmersatten Habsucht gern alles Gold der Gebürge. Und ich will meine Liebe und mein holdes Mädchen erschlagen? —

Ach, Kusko! Kusko! du kostest mir viel, aber dich zu erhalten wag ich mein Leben. Brüder, die Gefahren so fest in einander schlangen soll kein Spanier, kein Gott, und keine Narine trennen. — Ob er meine Hand wohl drückt, wenn Narinens Blut an ihr klebt? ob er ihren Mörder wohl Bruder nennt? Wenn sie ihn liebte, mir vorzöge, wenn sie in mir nur Kuskos Bruder liebte? — (kurze Pause.) Ein Mädchen wie Narine theilt sein Herz nicht. — (nach einigem Nachdenken.) Kusko muß es wissen. — — Wenn sie sich dann aber vor meinem Dolche in seine Arme flüchtet, wenn ich verlassen, und beschämt neben ihm stehe. — Er bleibt mein Bruder. Eifersucht zwischen Brüdern ist ein spanisches Laster. Meine Liebe ist ein schönes Opfer auf den Altar der brüderlichen Zärtlichkeit. (Man hört in der Ferne singen.) Eine Menschenstimme! — Wenn es Kusko wäre! O! guter Geist, laß es meinen Kusko sein. (er geht an die Seite ins Gebüsche.)

Vierte Scene.

Kusko (allein.)

(Er kommt schnell gelaufen.)

Bin ich endlich da? So weit ist mir der Weg hieher noch nie vorgekommen. — Und hier niemand? — Sie ist wohl schon wieder fort? Die Eulen und Vampyrn flogen schon wieder ihren Klüften zu, der Morgen kann nicht mehr fern sein. Und ich sehe sie also nicht? — Wirst du an mich denken, Narine wenn unser strahlender Gott über den Himmel fährt? — Sie kommt nicht. — Ob sie mich wohl vermißt hat. — Ich muß zu Telasko, damit ich von ihr höre, weil ich sie doch nicht sehen kann. (Er will fort, ihm begegnet Telasko.)

Fünfte Scene.

Telasko. Rusko.

Rusko. Sieh, da bist du ja. (er umarmt ihn.)

Telasko. Kommst du endlich? — Bruder, wir sehen uns jezt selten.

Rusko. Ach! ich werde auch die Beschwerden, die ich ohne dich erdulde, nicht überleben.

Telasko. Wie hast du aber so lange ausbleiben können? Der Morgen ist nah.

Rusko. Ohne meine Schuld. Wo ist Narine?

Telasko. Sie war vor kurzem hier.

Rusko. Hier? — Ich werde also mein holdes Mädchen nicht sehen? ihre rothen Lippen nicht küßen? — Sie ist schon wieder fort? —

Telasko. Sie saß dort auf der Mauer, und wird bald wiederkommen.

Rusko. Bald? o Telasko, wie lieb' ich dich!

Telasko. Um dieser Nachricht willen?

Rusko. Ich weiß gar nicht wie du bist. Was soll diese Frage? hat wohl je ein Mensch einen treuern Bruder gehabt, als ich?

Telasko. Fühlst du das? Sieh, ich nehme dies Wort mit dem stolzen Bewußtsein der Wahrheit an. So wahr, wie es jezt ist, soll es immer sein; aber ich fürchte, daß ich es nicht oft mehr hören werde.

Rusko. Warum nicht?

Telasko. Wir lieben Narinen, und du liebst sie mehr als mich.

Rusko. Das glaub' ich nicht, das kann ich nicht glauben.

Telasko. Du mußt. — Wenn du uns für gewöhnliche Brüder hältst, wenn du es nicht fühlst, daß das Schicksal von jeher arbeitete, uns unzertrennlich zu verbinden.

Kusko. Das fühle ich, du bist mein Bruder. und nichts soll uns trennen.

Telasko. Auch Narine nicht?

Kusko. Thut sie es denn?

Telasko. Noch nicht, aber weißt du was geschehen wird? — Kusko ich habe etwas sehr ernstes mit dir zu reden, und diese Nacht ist ganz dazu geschaffen, ernst zu sein. Aber gieb mir dein Wort, daß du mich ohne Verdacht hören, und nie vergessen willst, daß der Bruder mit dir spricht. Wie es auch falle, wir sind Brüder, und selbst die feinste Quaal der Spanier soll uns nicht trennen.

Kusko. (umarmt ihn.) Nichts, nichts auf der weiten Erde,

Telasko. Setz dich hier auf diesen Baumsturz; — gieb mir deine Hand. — Wie oft saßen wir als Knaben so beisammen in unserm Vaterlande; da drüben jenseits der blauen Berge, wenn wir mit bunten Muscheln spielten. Wie schlangen wir unsre kleinen Arme in einander, und glaubten, so werde es immer sein! Wir waren sehr glücklich, so glücklich, wie man nur als Kind, nur in seiner Heimath ist.

Kusko. O! eine goldne Zeit!

Telasko. Als wir hernach heranwuchsen, und zum erstenmale mit unserm Vater. — —

Kusko. Ach! unser Vater! (er weint.)

Telasko. Sei ein Mann, Bruder, fürchte dich vor der wehmüthigen Erinnerung nicht. Diese Vergangenheit ist es ja allein, wo wir frohe tröstende Bilder erblicken. Andre

freie Menschen sehen in die Zukunft hinaus, und hoffen. In unsrer Zukunft leuchtet kein Sonnengott.

Kusko. Verarge mir die Thräne nicht, sie ist das einzige, was ich habe — — fahre fort.

Telasko. Als wir mit unserm Vater nach Quito gingen, um unsern Gott zum erstenmal anzubeten; wie verklärt standen wir in seinem Glanze, wie drang seine Glut in unser Herz, und feuerte es zu dem Schwur einer ewigen Bruderliebe an.

Kusko. (fliegt ihm an den Hals, und kniet dann vor ihm.) O! ich will ihn halten, diesen Eid.

Telasko. Und wie drängten sich Gefahren um uns her, um die brüderlichen Bande in ihrem Feuer zu stählen. —

Kusko. Sie haben sie gestählt.

Telasko. Wie stolz gingen wir neben einander in die Schlacht, jeder nur stolz auf den künftigen Ruhm des andern, dessen Zeuge er sein würde. — Dich traf zuerst der Blitz der Spanier. Sie fielen über dich her, ich deckte dich mit meinem Schilde, und focht wie ein Löwe, bis es um mich schwarz ward. Dann erwachte ich in deinen Armen, du verbandst meine Wunden, küßtest das Opferblut der Bruderlieb hinweg, und ich genas bald durch deine Pflege.

Kusko. Ach! du genasest nicht zur Freiheit: wir waren Gefangene.

Telasko. Und wurden auf einem Schiffe den großen Strom hinunter gestoßen.

Kusko. In dessen Fluten ich mich stürzte, um mich zu retten.

Telasko. Ha! zu retten! — Wer rettet sich vor dem Feuerrohr der Spanier? — Ich folgte dir, und als sie nach

dir schossen, tauchte ich mit dir in die Tiefe und trug dich von den Wogen begünstigt halb entseelt ans Ufer. — Da vergalt ich dir die Pflege meiner Wunden: aber mehr konnte ich nicht. Von unserm Gott verlassen waren wir zu Sklaven bestimmt. Die Spanier fingen die Wehrlosen von neuem, schlugen sie in Ketten, und brachten sie wieder auf ein Schiff.

Kusko. Ach! auf das Schiff wo Narine war. Wir bedurften keiner Ketten, da wir die schönste Peruanerinn gesehen hatten.

Telasko. Aus deren lieblichen Munde wir wieder unsre Muttersprache hörten.

Kusko. Wir waren Gefangene, und doch glücklich; sie liebte uns beide gleich zärtlich.

Telasko. Damals!

Kusko. Noch.

Telasko. Noch? — daran zweifle ich sehr. So gerecht sie auch die ersten Gunstbezeigungen unter ihre Bewerber vertheilte, so wird sie doch jetzt ihre Liebe nicht theilen.

Kusko. Aber Brüder, wie wir.

Telasko. Die brüderlichen Rechte walten nur zwischen uns beiden ob, für sie und jeden andern müssen sie ehrwürdig, aber ohne Wirkung sein. — Bruder, werden sie nicht auch den Rechten der Liebe weichen?

Kusko. Nie! das fühl' ich ganz.

Telasko. Nie? — Kusko! Kusko! sie liebt dich mehr als mich, sie hat es dir gesagt, und du erlaubst mir mitleidig, mich an dem Feuer zu wärmen, welches nur für dich brennt.

Kusko. Sie hätte es mir gesagt? — Welch ein Mißtrauen gegen den Bruder! — Ich weiß nichts: in dem Augenblicke, wo ich mich ernstlich frage, ob sie mich liebt, fange ich

an zu zweifeln. — Ach Narine! Narine! — Sie muß dich mehr lieben, als mich, Telasko, du bist ein weit besserer Mensch, und das fühlt Narine wohl. — Nimm sie, denn habe ich nichts mehr, die Spanier haben mir ja schon meinen Gott und meinen Bruder genommen.

Telasko. Wer nahm dir deinen Bruder? — Sie haben mich von deiner Seite, aber nicht mein Herz von dem deinen gerissen. Auch kann das Narine nicht, denn ich bin ein Mann. Aber dich kann sie wankend machen, du bist jünger als ich, du siehst dreister in die Zukunft hinaus, und die Vergangenheit demüthigt deine Hofnungen nicht. — Wir leben jetzt getrennt, gehen nicht mehr Arm in Arm zu ihr, und begegnen uns selten am Wasserfalle. — Du verlernst, daß auch ich Rechte auf sie habe, lernst in ihrem Arme den Bruder entbehren, und vergessen; du wirst gleichgültig gegen mich werden.

Kusko. Nie, nie!

Telasko. Und wie, frag' ich, soll das enden? willst du diese Liebe immer theilen? — Willst du ewig lieben, und nie besitzen? oder willst du auch den Besitz theilen?

Kusko. (schweigt.)

Telasko. Du schweigst, du willst, und kannst nicht, und wenn du könntest, so theilte ich doch nicht, denn ich würde Narinen verachten, wenn sie theilen wollte.

Kusko. Bruder, was willst du?

Telasko. Narinen zwingen, daß sie einen wähle.

Kusko. Und der Verstoßene?

Telasko. Ist Mann, und entsagt ihr.

Kusko. Das kann ich nicht.

Telasko. So sterbe sie, und keiner sei glücklich.

Kusko. Sterben?

Telasko. Ja! — Dieser Entschluß steht fest, und meine Hand soll den Dolch führen, denn sie zittert nicht.

Kusko Bruder!

Telasko. Ja, Bruder! Bruder! diesen Ton gebe ich dir zurück. — Gelte ich dir nicht auch etwas? — Wir lagen unter einem Herzen, tranken eine Brust, und gingen bis hieher durch Leiden und Gefahren immer Hand in Hand. — Kannst du den alten Gefährten deines Lebens auf dem noch übrigen Wege so leicht entbehren?

Kusko. (Fällt ihm weinend um den Hals. Pause.)

Telasko (Richtet ihn auf, und kürt ihn. Sei ein Mann, wähle! (Er geht in den Hintergrund, und verliert sich in das Gebüsch.)

Sechste Scene.

Kusko. (allein.)

(Er geht ein Weilchen schweigend und nachdenkend umher.)

Tod, oder Entsagung. — Ihr Tod, oder der meine, — wo ist da noch eine Wahl? — (Er sieht sich um.) Telasko! — Ich sterbe für ihn, und für Narinen, — oder sie lebt allein für mich, — erquickender Gedanke, für mich. (rufend,) Telasko! Narine lebt für Kusko, und er erkauft sie nicht mit dem Verluste seines Bruders. (rufend.) Telasko! — — Er hat Recht, ich habe selten am Wasserfalle ihn erwartet, Narine zog mich hieher, und ich konnte nicht widerstreben. Wenn ich an ihrem Halse hing, sah ich nur sie, mein Herz schlug nur ihr, und wenn ich höher aufloderte von brüderlicher Zärtlichkeit, so war es das Feuer der Liebe, welches auf den Altar der Brudertreue fiel. — Ich hoffe! zum erstenmale hoff' ich wieder. (Er sieht sich um, und erblickt Telasko, der im Hintergrunde auf und abgeht.)

Siebente Scene.

Kusko. Telasko.

Kusko. (geht auf ihn zu.) Ich bin entschlossen, Bruder. Mit festem Gleichmuth erwarte ich die ungewisse Entscheidung der Zukunft.

Telasko. Wirst du auch jede mit Gleichmuth tragen?

Kusko. Jede. — Verstößt sie mich, so wird es nicht lange dauern.

Telasko. Was? nicht lange dauern?

Kusko. Der Gram wird das seine thun; oder glaubst du, daß der Unglückliche seine letzte Hofnung überlebt?

Telasko. Ich glaube, daß der Mann alles vermag.

Kusko. Was der Mann thut, trägt Glanz und Kraft der Männlichkeit, auch seine Liebe.

Telasko. Die seine Sklavin bleiben muß.

Kusko. Du hast nicht geliebt.

Telasko. Kusko!

Kusko. Ich fühl' es, und gegen mein Gefühl gelten deine Worte nichts.

Telasko. Narine entscheide. — Glaube, Bruder, das Weib fühlt ewig den Werth unsrer Würde und Kraft; und wenn das Mädchen den liebte, der sich unter ihr Joch gefällig bog, so wird das Weib ihn verachten. In unsrer Festigkeit liegt unser Werth; sie ist der Grund, aus dem viele Tugenden sprossen, Tugenden, auf welche das Weib sich in Gefahren stützt. — Doch wir wollen darüber nicht streiten, du willst daß sie wähle, und ich bin zufrieden, weil ich sehe, daß unsre brüderliche Liebe gerettet ist.

Kusko. Auch dann, wenn ich sterbe?

Telasko. Was dir jetzt so wahrscheinlich ist, wird es aufhören zu seyn; die schwesterlichen Rechte, welche du auf Narinen behältst, werden dir so werth bleiben, daß du um ihretwillen dein Leben liebst, wenn du es nicht um dich selbst und um deinen Bruder lieben solltest. — Wenn sie nun aber die Wahl ausschlägt?

Kusko. Wie? ausschlägt?

Telasko. Wenn sie nicht wählen will?

Kusko. Nicht will? ich verstehe dich nicht.

Telasko. Wenn sie sagt, daß wir ihr gleich werth sind, daß sie keinen vorziehen, keinen verstoßen will; wenn jeder wenigstens so viel bei ihr gilt, daß sie ihn ungern kränkt; wie dann?

Kusko. Dann? — Wir sind Brüder, sie kennt uns, sie wird wählen.

Telasko. Sie muß wählen, und thut sie es nicht, so liebt sie einen andern, und unsre heilige Brudertreue war ein Spiel ihres Leichtsinns.

Kusko. Bruder!

Telasko. Sie betrog uns beide.

Kusko. Das that Narine nicht.

Telasko. Aber wenn sie es that, dann will ich die Brüder blutig rächen, dann will ich sie mit Wollust am Altar der brüderlichen Liebe schlachten, und das lachende Ungeheuer, das sich zwischen uns drängte, soll mit seinem letzten Zucken noch den Rächer der Bruderliebe anbeten. — — Wenn sie jetzt käme, ich bin in der Stimmung, mit einem einzigen Worte ihr das Geständniß abzuschrecken.

Kusko. Abzuschrecken? Ich bitte dich, Bruder, sey sanft.

Telasko. Ich will es, meine Strafe soll nicht vorschnell

seyn, darauf nimm meine Hand. — Aber sie kommt nicht, und es wird schon hell.

Kusko. Sieh das Morgenroth, den jugendlichen Boten unsres Gottes. Ach! Bruder, wir sahen ihn lange nicht. Jene Klüfte, in denen wir hausen, hat er nicht zu Wohnungen seiner Menschen geweiht.

Telasko. Bruder, das ist ein feierlicher Morgen. Mit Verehrung grüße ich den ersten Stral, den unser Gott uns durch die Wolken sendet, welche sich golden um seine Stirn kräuseln. Hörst du, wie alles, was lebt und Odem hat, ihn mit Verehrung begrüßt? — Umarme mich, sein Strahl weihe diesen Ort zum Heiligthum der Bruderliebe. So wollen wir ihn verehren. (sie umarmen sich fest.)

Kusko. Bruder, so sah ich dich lange nicht. — Ach! ich fühl' es jetzt, daß ich lebe, da ich den Gott meiner Heimath sehe.

Telasko. Heimath! Vaterland! — Kusko, was hast du gesagt? Hier ist keine Heimath, keine Freiheit.

Kusko. Sieh ihn recht an, unsern Gott; ist es derselbe, der Quito segnet, und über Peru's Fluren glänzt? — Er sieht mit Unwillen auf dies Land.

Telasko. Auf das Land, wo seine Kinder Fesseln tragen. Mein Herz wird warm an seinem Feuer, und mein Muth lodert auf. Ich höre eine Stimme, die uns auffordert, unsre Ketten zu brechen. Was ist das Leben in den Gruben gegen den Tod in seinem Strahl. — Kusko, laß uns fliehen!

Kusko. Und Narine bliebe in der Sklaverei?

Telasko. Wir ersparten einen Mord.

Kusko. Werden wir es verlernen, sie zu lieben?

Telasko. Im Vaterlande?

Kusko. Wo sie fehlt? — Telasko, ich bin bereit zur Flucht, aber ich bitte dich, laß uns Narinen nicht vergessen, auch sie schmachtet nach Freiheit.

Telasko. Auch sie schmachtet nach Freiheit. — Ich ehre dieses Schmachten. — Komm auf jenen Hügel; wir wollen unsern Gott anbeten, in seinem Glanze den Eid der Brudertreue schwören, und ihn um Beistand zu unsrer Rettung bitten.

(Arm in Arm ab.)

Achte Scene.

Narine. (allein.)

(Sie kommt durch die Thür der Mauer, schleicht an den Seiten umher, und sucht im Gebüsch.)

Niemand hier? (leise rufend.) Kusko! Kusko! Telasko! — Niemand da. — Nie wünscht' ich so sehr, sie zu sehen, ich kann ihnen den ersten Wink der Freiheit geben. — Das kriegerische Blutgewand unsrer Brüder weht auf jenem Berge, die Spanier zittern, und wir dürfen hoffen. — Der Morgen ist da, Telasko fortgeeilt, und Kusko kam also gar nicht? Ach! wenn er nur lebt! — (Pause.) — Welche Männer! welche Brüder! Es würde mir schwer werden, einen dem andern vorzuziehen. Kusko ist jung, schön, sanft, gefällig und gut; Telasko ist fester, edel, brav, unerschrocken; ich fühle Ehrfurcht, wenn ich ihn sehe, und schüchtern fragt sich mein Herz: darfst du ihn lieben? — Ach! dürft' ich ihnen sagen, daß sie frei seyn können, sobald sie Muth haben es zu seyn. Ich darf nicht, sie lieben mich beide; ein tödtendes Feuer würden die Flüchtlinge mit ins Vaterland nehmen. Weine, arme Na-

rine! — Sie kommen nicht, weine, und geh trostlos in deinen Kerker. (sie geht auf die Thür zu, ihr begegnen die Brüder.)

Neunte Scene.

Kusko. Telasko. (kommen umschlungen den Hintergrund herauf.) Narine.

Narine. (fliegt ihnen freudig entgegen.) Kusko! (sie umarmt ihn.) Lebst du, mein Kusko? Du glaubst nicht, wie ich für dich gezittert habe. Aber du lebst, ich habe dich wieder, und die Blitze fielen kraftlos neben dir in den Boden.

Kusko. Ja, ich lebe, hier an diesem Herzen fühl ichs, daß ich lebe. — Zum erstenmal sehe ich, wie ein Strahl meines Gottes sich in diesem schwarzen Auge spiegelt, und in mein Herz dringt. Narine! so schön warst du nie.

Telasko. (in ihren Anblick versunken, für sich.) Sie übersieht Telasko. Meine Wünsche blühen.

Narine. (zu Kusko.) Und du mir noch nie so werth. Mir ist wie einem Weibe, dem der Mann aus der Schlacht zurückkehrt. Die Gefahr ist vorüber, und ich bin um so froher, je besorgter ich war.

Kusko Du bist so froh über den Geretteten, daß du meinen Bruder übersiehst.

Narine. Telasko! guter, großer Telasko! es ist dein Bruder.

Telasko. Mein Bruder!

Narine. Freue dich, wir haben ihn wieder, du und ich. — — Du freust dich nicht? du bist so ernst. — (ihn liebkosend.) Hast du kein Lächeln für deine Narine? Ich liebe dich sehr, Telasko; aber wenn ich dich so feierlich, so ernst sehe, fürcht' ich mich, es zu gestehen.

Telasko. Und doch schwindet zuweilen dieser Ernst vor eurem Lächeln. So fest auch der Gram im Herzen des Mannes nistet, eure Reize verscheuchen ihn. Wie oft verschwand meine Verzweiflung, wenn ich dich erblickte; aber jetzt — —

Narine. Jetzt? — Lieber Telasko, rede weiblich mit dem Weibe, du hast einen Ton, der mein ganzes Herz mit Furcht erfüllt.

Telasko. Meine Blicke wühlen in den Geheimnissen der Zukunft, meine Seele wägt den Werth eines Menschenlebens. — Die Vergangenheit lebt auf vor meiner Erinnerung, mein und Kusko's Leben geht vor meiner Seele vorüber.

Narine. Ich verstehe dich nicht. Kusko, was will dein Bruder?

Kusko. (sieht ernst und schweigend nieder.)

Narine. Du schweigst? — Männer, Brüder, ich bitte euch, redet. — War ich nicht immer die Vertraute eurer brüderlichen Herzen? — Warum schweigt ihr jetzt? Redet! — und wenn euer Wort mich tödtete, redet!

Kusko. Tödtete?

Telasko. Das soll es nicht. Was ich dir zu sagen habe, stimmt mich auf den sanften Ton der Wehmuth. Ich habe dir von unsrer Liebe, von unsrer brüderlichen Treue, und von der Zukunft zu sagen, die heute zuerst von einem göttlichen Strahle erleuchtet ward.

Narine. Geschwind, ich zittre zu hören.

Telasko. Wir lieben dich Narine, jeder gab dir ganz sein Herz; die auflodernde Leidenschaft war das Feuer, welches unsre Herzen inniger zusammenschmolz, wir wurden durch dich bessere Menschen, treuere Brüder. — Aber so wirds nicht immer sein.

Narine.

Narine. Nicht immer sein? Telasko! Kusko! so wirds nicht immer sein?

Telasko. Die Leidenschaft ist zum Manne geworden, stolze Wünsche sind mit ihr aufgewachsen, und diese gebieten über sie, und über unser Herz. — Du kannst nur eines Weib seyn, und wer von uns dich nicht zum Weibe wünschte, wer dich nicht als Mutter seiner Kinder sehen wollte, der hätte dich nicht geliebt.

Narine. Telasko!

Telasko. Wir sind Männer, und diese Wünsche unwiderruflich. Wir hatten sie uns verschwiegen, Heimlichkeit hatte sich in die unzertrennlichen Bruderherzen geschlichen, wir suchten einander bei dir zuvorzukommen, und jeder schien bereit, über sein Glück das Glück seines Bruders zu vergessen.

Kusko. Bruder, was sagst du?

Telasko. Die Wahrheit. — Narine! du weißt, wie viel jeder Bruder dem andern kostet, — und daß du das nicht ersetzest, was jeder von uns in einem Bruder verliert. — Das Gift der Eifersucht und des Verdachtes schlich sich in unsern Adern, da riß ich die Wunde auf, und zeigte sie Kusko. — Er erschrak, und entschloß sich zu dem Heilmittel, welches uns den Bruder rettet. Zürne nicht, Narine, daß ich für die Rettung des Bruders alles thue, es ist das einzige, was wir besitzen, und wir haben geschworen, uns nicht zu trennen.

Narine. (weint.) Laßt mich!

Kusko. Weine nicht, Narine, deine Thränen brennen auf meinem Herzen. — Bruder, sei sanft.

Telasko. Du wirst uns nicht trennen, wenn du einen wählst, dem du als Eigenthum der Liebe gehörst. Wir sind Männer.

Narine. Ihr liebt mich nicht mehr.

Kusko. Narine!

Telasko. Wähle einen zum Gatten, der andre sei dein Bruder, dein erster Freund, und wenn ihm zuweilen eine Thräne im Auge steht, so denk: es sei eine Freudenthräne über das Glück des Bruders.

Narine. Telasko! großer, edler Telasko! ich fühle, was du sagst.

Telasko. So wähle. — Bruder! das ist ein Augenblick, der über ihr Leben entscheidet, — wir wollen sie allein lassen.

Kusko. Allein? arme Narine.

Telasko. Die Einsamkeit gebiehrt feste Entschlüsse, und die guten Götter seien mit ihr. (sie gehen Arm in Arm nach dem Hintergrunde; dort kehrt Telasko um, nähert sich Narinen, und steht neben ihr.) Bei diesem feierlichen Morgen, bei der Freiheit, die uns winkt, beschwöre ich dich, wähle! — Wenn du nicht wählen, wenn du noch ferner mit unsrer brüderlichen Liebe das Spiel deines Leichtsinns spielen wolltest, wenn du nicht wählen könntest, weil — — Narine! einzig geliebte Narine! — (er zieht den Dolch hervor.) ich werde weinen, und mein Leben verfluchen, aber — (Thränen stürzen aus seinen Augen, er fällt vor ihr auf die Knie.) um aller Götter willen, Narine, wähle! (er steht auf, faßt ihre Hand, und drückt sie.) Rette meinen Bruder! (er geht ab.)

Zehnte Scene.

Narine. (allein.)

War das die Sprache der Liebe? — Diese Drohungen, dieser Dolch! —. Du schlägst heftig, armes Herz. Ists Freude oder Furcht vor dem Stahl, der die Pforte des Todes

öffnet. Was hab' ich zu fürchten? ich bin ja entschlossen. — Entschlossen? — Er sei also verstoßen, der große Mann, vor dem ich mit Ehrfurcht stehe; verstoßen, weil er die Wahrheit redete, die ihm so viel Kampf kostete. — Nein, so thöricht, so ungerecht wähle ich nicht. Aber Kusko — — der sanfte, freundliche Kusko. — Ach! Kusko! Kusko! — Armes Herz, warum fliegen deine Schläge so rasch? — — Ich kann nicht wählen, ich kann keinen von ihnen kränken und verstoßen. — Und doch soll ich, muß ich wählen. — — Wohlan! Dich wähle ich, Dolch! — Dolch! — Was ist das Leben in der Sklaverei gegen den Tod von des Geliebten Hand? Ja, den Dolch, den Dolch. — Ich werde frei sein, von seiner Hand werde ich sterben. — Sterben! zittere ich vor diesem blassen Bilde? — Fort in ihre Arme, ehe der glückliche Entschluß wankt. — Sie sind nicht da? — Ich muß sie aufsuchen, bei dem Anblicke solcher Männer werde ich fühlen, daß ich hinweg muß, und daß es ein Glück ist, von ihrer Hand zu fallen.

(über den Hintergrund ab.)

Eilfte Scene.

Telasko. Kusko. (vorn durchs Gebüsch.)

Telasko. Du bist ernst, Kusko, du redest kein Wort, du bist unwillig.

Kusko. Worauf?

Telasko. Auf mich. Du sagst dir, daß ich den blutigen Entschluß von dir erzwang.

Kusko. Er war nothwendig.

Telasko. Siehst du das ein? Sagst du es nicht blos, um mich zu beruhigen? Hüte dich vor zu später Reue.

Kusko. Du wirst nie Vorwürfe hören.

Telasko. Aber ich werde sie sehen; diese Röthe der Wangen wird verschwinden, und in diese glatte Stirn werden sich Furchen graben.

Kusko. Bruder, dafür kann ich nicht.

Telasko. Wirst du sie beweinen, wenn sie die Wahl ausschlägt? — wirst du dann zweifeln, daß sie uns betrog?

Kusko. (mit Kampf.) Nein!

Telasko. Und wenn sie mich wählte? willst du es mich entgelten lassen, daß du dein Schicksal eine kurze Zeit früher erfuhrst?

Kusko. Das gewiß nicht.

Telasko. Gieb mir deine Hand. — Bei dem Gotte unsers Vaterlandes beschwör ich dich, überlege es, ehe du leichtsinnig in den Abgrund springst.

Kusko. Ich habe überlegt, wie ein Kranker einen schnell rettenden Schnitt durch die eiternde Wunde langsamheilenden Bähungen vorzieht.

Telasko. Und ich bin, wenn er auch mislingt, vorwurfsfrei.

Kusko. Du bist es.

Telasko. Ich hebe meine rechte Hand zu unserm Gotte empor, und rufe laut: auf mich komme keine deiner Thränen, keine deiner Runzeln, keiner deiner Blutstropfen.

Kusko. (fällt ihm in den Arm.) Keine, keine.

Telasko. (hält ihn umfaßt.) Daß ich nie dieser Stunde fluchen müsse, daß ich den Bruder nicht da verliere, wo ich ihn für immer zu gewinnen hoffte, daß ich diesen Dolch nie gegen mich selbst wende.

Kusko. (weinend.) Bruder! Bruder!

Telasko. Trockne diese Thränen, diese Stunde ver-

langt einen männlichen Sinn. (er trocknet ihm die Thränen ab.) Sieh mich an. Sei getrost. Sei dieser Stunde werth. (nach einer kleinen Pause sieht er sich um.) Wo ist sie? — Narine!

Kusko. (überall umhersehend.) Narine! Narine! — wo bist du? (er geht suchend umher, und steht dann erstaunt vor Telasko.)

Telasko. (bitter lachend.) Ha! ha! die Treulose, sie entrann, und floh in die Arme ihres Spaniers. — Wie unedel, wie verächtlich! Du warst unsrer Liebe unwerth, ein guter Gott gab mir diesen heilsamen Entschluß in das Herz, und die Brüder sind gerettet. Freue dich, Kusko, wir sind gerettet. Umarme mich, und vergiß sie. Ich verachte dich, wenn es dir nicht leicht wird, die Treulose zu vergessen.

Kusko. (fällt ihm weinend um den Hals.)

Telasko. Wem gehören diese Perlen? — Sie sind ein zu köstlicher Schmuck für die Verrätherinn. — Mein, mein sind sie. Sie gehören dem Bruder. Nicht wahr, Kusko?

Kusko. Ach! Telasko!

Telasko. Sieh mich an, sei froh und muthig. — Nun ist unsre Rettung nahe. Laß uns eilen, daß wir in die Gebirge kommen. Zwei Männer retten sich leichter, als wenn ein Weib an ihrem Arme hängt. — Fort, ehe sie ihre geliebten Spanier gegen uns aufbringt, — ich fürchte alles von ihr.

Kusko. Telasko, du forderst zu viel.

Telasko. Nicht mehr, als der Bruder fordern darf, und muß. — Fort! die Freiheit winkt. — (er zieht Kusko am Arme fort.)

Kusko. Laß mich noch einmal die liebe Gegend überschauen, wo ich oft so glücklich war. (Pause.)

Telasko. Bruder!

Kusko. (indem er sich zum Gehen wendet.) Ach! Narine! Narine! (Sie gehen: im Hintergrunde begegnet ihnen Narine.)

Zwölfte Scene.

Narine. Telasko. Kusko.

Telasko. (erschrickt.) Narine!

Kusko. (freudig.) Narine!

Telasko. (wendet sich beschämt von ihr, und geht in den Vorgrund.)

Kusko (geht froh auf Narinen zu, und fasst ihre Hand.) Halt' ich noch einmal diese Hand, drück' ich noch einen heißen Kuß auf diese Lippen, und fühl ich noch einmal dies Herz an meiner Brust schlagen?

Narine. Noch einmal. — (sie sieht ihn wehmüthig an, geht mit ihm in den Vorgrund, und lehnt sich weinend an seine Brust. Telasko beobachtet sie aufmerksam.) Wir müssen uns trennen Kusko! Narine muß fort.

Kusko. Narine! was sagst du?

Narine. Was wird es denn nun sein, wenn Narine nicht mehr ist? wer wird sie vermissen? — Wer sucht den Thautropfen, den der Strahl der Gottheit trank?

Kusko. Nicht in diesem Tone, Geliebte, hülle den schrecklichen Gedanken nicht in dies liebliche Gewand.

Narine. Soll mein Tod nicht sein, wie mein Leben war? — Du würdest mir den Tod nicht geben? — O! wie danke ich den Göttern für dies Ende. — Ich scheide und rette euch.

Kusko. Uns? — das wäre ein hoher Preis.

Narine. Laß; es ist auch etwas hohes, euer Retter zu sein. — Wo sind die Brüder, die euch gleichen? — und welches Mädchen wär' im Stande zwischen euch zu wählen, einen vorzuziehen, den andern zu verstoßen, und beiden den Bruder zu nehmen? — Ich kann nicht wählen.

Kusko. Narine!

Telasko. (tritt näher, etwas finster.) Du kannst nicht wählen?

Narine. Stellt mich vor ein Gericht von Jungfrauen, laßt mich euch ihren gefühlvollen Herzen mahlen, und wenn eine zu entscheiden vermag, wem sie ihr Herz lieber gäbe, dem ernsten festen Telasko, oder seinem sanfteren Bruder, so will auch ich wählen.

Telasko. Dann willst du wählen? — du täuschest uns nicht.

Narine. Ich euch täuschen? — o ihr kennt Narinen nicht. Männerherzen lernen spät den Werth des Mädchens, aber die Weiber fühlen den Werth der Männer sogleich.

Telasko. Und dennoch willst du nicht wählen? — Was noch nie der Fall war, fände jetzt statt, du liebtest uns gleich? — Das sollst du mir nie überreden.

Narine. Warum nicht? strenger Telasko! Und liebte ich euch auch nicht gleich, so kann mein Herz doch nicht entscheiden, wen es kränken, und verstoßen soll.

Telasko. Du verstößest beide, — o! das ist sehr mitleidig. — Dein Spanier wirds dir Dank wissen, holde Sklavinn!

Narine. Spanier? — — Auch dieser kränkende Spott, Telasko, soll mich nicht von dir entfernen, da du sonst so edel bist.

Telasko. Entfernen? du kommst nicht von hier weg.

Kusko. Bruder! Bruder!

Narine. Darum schweig von Spaniern, und nenne die nicht Sklavinn, die nun bald für immer frei ist. — (sie faßt die Hände beider, und steht in ihrer Mitte.) Ja, Brüder, Ge-

liebte, ich gehe nicht von hier weg, ich habe gewählt — — — den Dolch.

Kusko. } Den Dolch?
Telasko. }

Narine. Ihr müßt leben; Männer, wie ihr, vermißt die Welt; was liegt an meinem armen Leben? — Seht mich nicht so an, — Kusko, weine nicht, und dir, Telasko, will ich die Falte wegküssen, in der noch immer Verdacht lauscht. — Kann mein Blut dich nicht versöhnen? —

Telasko. (sieht sie starr an.) Narine! wähle!

Kusko. (kniet vor ihr.) Liebe Narine, entscheide!

Narine. Ich habe entschieden. Gebt mir den Dolch, um den ich bitte, gebt mir den Tod; was von eurer Hand kommt, ist mir werth, und erwünscht. — Ihr seid gerührt, Telasko schaudert. — Dies ist mir Bürge, daß ihr mich nicht vergessen werdet.

Kusko. Dich vergessen, Narine? nie! nie! ich werde nur in dem Andenken an dich leben.

Narine. Das hoffe ich, ihr werdet die unschuldige Narine nicht vergessen. — Wenn ihr in das Vaterland zurückkehrt, und das müßt ihr, denn eure Brüder stehn bewafnet hinter jenen Bergen, dann bringt meiner Mutter diese Perlenschnur, als Zeichen meiner Freiheit, und errichtet mir im lieben Vaterlande ein Grab.

Telasko. (für sich.) Ich bin entwafnet, mein Muth fällt, Gott Peru's, dir weihe ich sie; — rette sie und mich.

(Pause.)

Narine. Umarmt mich noch einmal. — (sie umarmt Telasko.) Vergiß mich nicht, ich bin vielleicht des Platzes in dem Herzen eines so edlen Mannes nicht unwerth. —

Telasko. (weint.)

Narine. Ich bin stolz, Telasko hat um mich geweint. — (sie umfaßt Kusko.) Lieber Kusko, härme dich nicht, du hast einen Bruder der dir mehr werth ist, als ich. — Brüder, umarmt euch noch einmal, ehe ich scheide. (die Brüder fliegen einander in die Arme, sie umschlingt beide.) So, so, ewig so. — Nun habe ich gelebt. (Die Brüder trennen sich, Kusko fällt Narinen in die Arme.)

Telasko. (entfernt sich.) Der schauerliche Augenblick naht, und ich zittre, wie ein Kind. — (er zieht den Dolch hervor.) Du bist also der glückliche. — O! wärst du für mich bestimmt.

Narine. (sieht sich nach Telasko um.) Telasko! (sie geht auf ihn zu.)

Telasko. Sie ruft. Schnell zur That. (er wendet sich, und geht mit gezücktem Dolche auf sie zu.)

Narine. (sieht den Dolch, und stürzt nieder.) Noch eine einzige Bitte, die Bitte der sterbenden.

Kusko. Bruder! Bruder!

Narine. Noch eine einzige Bitte.

Telasko. Sie ist mir heilig.

Narine. Gieb Kusko den Dolch, laß mich von seiner Hand sterben. (feierliche Stille.)

Telasko. Von seiner Hand sterben?

Narine. (weinend.) Der Tod wird mir so süßer sein.

Telasko. (sieht sie lange schweigend an, sein Blick löst sich in Heiterkeit auf. Er nähert sich ihr, hebt sie auf, und legt sie in die Arme seines Bruders.) Lebe für ihn!

Narine. Den Tod, Kusko, den Tod!

Telasko. (schleudert den Dolch weg.) Lebe für ihn. — Mußten Todesschauer dir dies leise Geständniß abpressen? — Ach! Narine, du liebst mich sehr. — Nimm sie hin, Bruder,

sie sei dein, dich liebt sie, denn von mir verschmähte sie den Tod! — (er kniet nieder.) Gott Peru's, ich danke dir, mit Thränen der Selbstzufriedenheit dank ich dir.

Narine. } (knien vor Telasko.) Großer, edler Telasko!
Kusko. }

Telasko. Dorthin wendet euer Gebet, — unser Gott, der euch beglückte, wird euch auch retten — erhebt euch gestärkt von seinem Strahl zu seeligen Hofnungen. — Glückliche, wie ihr, dürfen nicht Sklaven sein. — Fort! ich rette euch, oder sterbe mit euch.

Narine. (erhebt sich.) Nichts vom Tode, edler Telasko! — Lebt, edle Brüder! und hoft mit Zuversicht auf eure Freiheit. Was ich euch lange verbarg, weil ich das Feuer der Eifersucht scheute, sollt ihr jetzt wissen: unsre Brüder sind auf jenem Gebirge, die Spanier zittern, und bereiten ihre Donner. Wir werden willkommen sein; nur tausend Schritte.

Telasko. Edle Narine! } (sie knien vor ihr.)
Kusko. Narine und Freiheit! }

Narine. (kniet daneben.) Gott Peru's, wir hoffen auf dich. (Sie gruppiren sich kniend. Der Vorhang fällt.)

Fr. Rambach.

V.

Fum-Hoam oder die Seelenwanderung.

Von Große.

Beschluß.

§.

Iman Abgenderub.

Hierauf ward ich nach Ormus in einen jungen Menschen versetzt, der bei ziemlich glücklichen Anlagen, und einem unauslöschlichen Durste nach Kenntnissen, endlich zur Stelle eines Imans hinanstieg. Aber nicht bloß die Talente, welche mich zu diesem Posten führten, bereiteten durch Erregung eines allgemeinen Neides meine nachherigen Unfälle darin vor, sondern es gab auch noch in mir selbst eine unreine Leidenschaft, die allen Anstrengungen der Vernunft nie gänzlich hatte weichen wollen. Meine Würde trug daher nicht das mindeste dazu bei, mich besonnener zu machen; ja ich fand darin selbst neue und bequemere Anlässe zur Befriedigung meiner Begierden. Es bedurfte endlich eines außerordentlichen Ereignisses, um mich an meine vergessenen Pflichten wieder zu erinnern, und zum Wege der Tugend zurückzuführen.

In meiner Nachbarschaft wohnte eine junge Witwe von ganz vollkommener Schönheit. Ihr Ruf war indeß nicht gerade der beste, und man beschuldigte sie einer Menge von klei-

nen Ausgelassenheiten. Sie erstickte endlich an einem Knochen, der ihr in der Kehle stecken blieb, und da ihr Haus zum Bezirke meiner Moschee gehörte, so ward ich zur Abwaschung des Leichnams gerufen. Beim Anblicke so außerordentlicher Reize, die entblößt vor meinen Augen lagen, und denen selbst der Tod nichts von ihrem ursprünglichen Glanze entzogen zu haben schien, rief ich unvorsichtigerweise aus: „O großer Prophet, dies Weib konnte unmöglich eine geringere Glückseeligkeit gewähren, als diejenige, welche du mit den Houris im Paradiese deinen Heiligen aufspareſt!“

Die Vorsehung wollte diese meinem Charakter und Stande so äußerst unziemlichen Worte bestrafen. Im Abwaschen kam meine Hand von ohngefähr auf dem Munde zu liegen, ein Finger glitschte hinein, und zwischen die Zähne; diese fuhren zusammen, und preßten denselben so stark, daß ich vor Schmerz in ein lautes Geschrei ausbrechen mußte.

Alle Versuche, meine Hand zu befreien, waren vergebens, und um meine Ehre zu retten, blieb bald kein anderes Mittel übrig, als mir den Finger abzuschneiden. Ich führte diese grausame Operation mit einer Standhaftigkeit aus, womit uns die Begierde nach einem unbefleckten Nahmen und nach öffentlicher Achtung beseelt, und eilte auf diese Art verstümmelt nach Hause, voll von Gedanken über diese wunderbare Begebenheit, über den Fingerzeig des Himmels darin, und besonders über meine eigene Schuld. Was konnten diese anders hervorbringen, als eine gänzliche Aenderung meiner Lebensart? — Ich machte mich genauer mit meinen Pflichten bekannt, und indem ich sie auf alle meine Handlungen und Gemüthsbewegungen ohne Unterlaß anwendete, ward ich unvermerkt in der Ausübung derselben vollkommner. Ein heute glücklich vermie-

dener, unbeträchtlich scheinender Fehler, erleichterte mir doch morgen die Verbesserung eines Lasters, und am Ende eines jeden Monates, wenn ich die Summe meiner erworbenen Tugenden zog, fand ich sie jedesmal um ein beträchtliches größer.

Aber, wer hätte es wohl geglaubt, daß, indem ich auf diese Art für meine innere Glückseeligkeit Sorge trug, zu gleicher Zeit auch meine äußere Ruhe zu Grunde richtete? Meinen Amtsbrüdern war mit dem Rufe, den eine klügere Aufführung mir verschaffte, gar nichts gedient. Sie verstellten sich zwar noch immer gegen mich; allein da sie bloß auf eine günstige Gelegenheit lauerten, um ihrem Grolle Luft zu verschaffen, so fanden sie dieselbe bald in der Sicherheit und Unachtsamkeit auf den äußern Schein, wozu ihre Liebkosungen mich verführten. Sie nahmen so sehr die Miene der Freundschaft, Achtung und Ergebenheit an, daß ich bei meinen nachmaligen Unfällen nur sehr spät erst ihre schlaue Bosheit im Spiele erblickte.

Als ich einst des Abends nach Hause zurückkam, von Amtsgeschäften höchlich ermüdet, eilte ich mein Gebet und meine letzte Abwaschung zu verrichten, um sobald als möglich schlafen gehen zu können. Indem ich aber eben auf mein Polster mich auszustrecken im Begriff war, und, mit dem Lichte in der Hand, die Teppiche darüber in Ordnung brachte, fand ich darin etwas eingewickelt, dessen unerwarteter Anblick mich beinahe zur Bildsäule machte.

Ein schönes Kind lag schlummernd darauf. Die erste Betäubung verging, und ich nahm es genauer in Augenschein. Gewiß war es ein Sohn der Liebe, so frisch und blühend lag er da, sich und seiner jungen Reize ganz unbewußt. Der Schimmer der Unschuld und Gesundheit ladete auf seinen Wangen zu

einem freundlichen und theilnehmenden Kusse ein. Das Lächeln des stillen Wohlseyns schwebte auf seinem Munde, und flehte im Voraus um Verschonung. Wem hätte das Herz nicht beim Anblick dieses Gemähldes geschlagen, worin die reinste Natur ihre rührenden Zauberein ausbreitete, in halb entwikkelter Schönheit so vieles für die Zukunft versprach, und die Sorgfalt, wozu sie aufmunterte, schon mit einem höchst angenehmen Vorgenusse belohnte. Im ersten Moment hätte es immer mein Leben gelten können, ich hätte mich dieses Kindes annehmen müssen.

Aber mein Leben war unter solchen Umständen nur wenig; auch meine Ehre stand auf dem Spiel. Wie konnte ich, so strenge beobachtet, dies Ereigniß vor den Augen der Welt verbergen; und gab es irgend Entschuldigungsgründe, gab es überhaupt eine Beredsamkeit, die einen so starken Schein gegen mich zu widerlegen, oder auch nur zu mildern vermochte? Nicht nur mein guter Nahme und die Früchte einer so langen Anstrengung und Vorsicht gingen darüber unwiderbringlich verlohren, auch harrte eine nicht weniger unerträgliche Dürftigkeit meiner, denn meines Amtes wäre ich auf der Stelle entsetzt. — So schwankte ich lange in diesem heftigen Gedränge auf mich zuströmender Gedanken unentschlossen hin und her, fand bald einen Ausweg, verwarf ihn wieder einen Augenblick darauf, schwebte zwischen Zweifel und Hofnung, wollte eine Mittelstraße entdecken, fand aber nirgendwo etwas als neue Gründe zum Kummer und zur Beängstigung.

Endlich behielten der Stolz und die Ehrbegierde, welche die Hauptgrundlage meines Karakters ausmachten, die Oberhand über die Empfindungen, welche mir zwar die Menschlichkeit einflößte, ich aber in dieser Lage als unklug verwarf. Ich

nahm das schlafende Kind in den Arm, hütete mich vor allen Dingen es nicht aufzuwecken, und wickelte es in mein weites Gewand. Ich dachte es vor der Thür eines meiner reichen und vertrauten Freunde niederzulegen, und nachdem ich angeklopft hatte, mich wieder mit Vorsicht davon zu entfernen. Damit konnte ich mit der Erhaltung meines guten Rufes vielleicht noch das Vergnügen verbinden, das mir eine Theilnahme an der Erziehung dieses mir schon theuer gewordenen Fündlings verschaffte.

Doch als ich eben mit meiner Bürde zur Hausthüre hinaustrat, fühlte ich mich in der Dunkelheit von jemandem sehr unsanft umfaßt. Besorgt, daß man das schlummernde Kind drücken, aufwecken und schreien machen könnte, strebte ich aus allen Kräften dieser ungelegenen Umarmung wieder los zu werden. Je mehr ich mich indeß sträubte, desto fester hielt man mich Eine Art von Kampf entstand daraus. Ich befreite mich endlich. Die Stimme eines Weibes ließ sich hören. Auch mein Fündling erwachte, und schrie. Aus den benachbarten Häusern kamen Leute mit Lichtern zum Vorschein.

Gleichsam als habe die Wache sich ebenfalls hier verborgen gehalten, erblickten wir uns auf der Stelle von derselben umringt. Man stelle sich meine Verlegenheit vor. Alles war entdeckt. Ich hielt den schreienden Knaben im Arme, und dachte gar nicht mehr daran, ihn zu verstecken. Alle Umstehenden starrten mich an, als erwarteten sie aus meinem Munde die Auflösung dieses Räthsels. Dies vermehrte nur meine Todesangst noch, und ich suchte vergebens nach Worten.

Die Frauensperson, welche mich umarmte, und welche ich itzt zum erstenmale in meinem Leben sah, überhob mich der Mühe auf eine Anrede zu sinnen, und indem sie die Miene des

Verdrusses annahm, und sich gleichsam in einen Eifer hineinzwang, sagte: „Abgenderub, wo willst du mit unserem Kinde hin?“

„Mit unserm Kinde — wiederholte ich erstaunt — und die Worte erstarben mir auf den Lippen — ich kenne dich nicht, Weib,“ setzte ich stotternd hinzu.

Aber sie ließ sich in ihrer auswendig gelernten Rolle nicht irre machen, sondern fuhr mit einer Unverschämtheit fort, die alle Umstehenden überzeugte: „Sagte ich es nicht, daß dieser Nichtswürdige sein unschuldiges Kind aussetzen wollte? — Nein, nein! gieb her, es ist ebenfalls das meinige, und ich habe ein Mutterherz in der Brust.“

Der Pöbel ist ein sonderbares, launigtes, beweglicheres Thier als eine Wetterfahne. Unter den Anwesenden befanden sich Leute, die mir noch am nehmlichen Tage den Rockzipfel küßten, und zufriedener über meinen Seegen nach Hause gingen, als sei ihnen das größte Glück wiederfahren. Und itzt erschallte einstimmig aus aller Munde: „O der Gotteslästerer! der heuchlerische, betrügerische Iman! — Man bringe ihn, nebst seinem Kinde, zum Kadi! — Man bestrafe ihn, andern zum Beispiel und zur Warnung!“

Zugleich riß man mir das Kind aus den Armen, die Wache nahm mich in die Mitte, und schleppte mich zum Hause des Kadi. Meine Vorstellungen, Bitten und Thränen, meine Beredsamkeit, welche sonst so oft aller Herzen rührte, halfen zu gar nichts; mit einem laute Hussah! das mit jedem Schritt den Schwarm noch durch Neuhinzukommende vermehrte, begleitete man mich im Triumph.

Was einem uneingenommenen Zuschauer leicht Verdacht erweckt hätte, war die Geschäftigkeit der angeblichen Mutter

des

des Kindes, den tollen Haufen noch mehr gegen mich zu erbittern. Ich setzte ihren Schmähungen und Verwünschungen von meiner Seite nichts als ein verächtliches Stillschweigen entgegen, und dies mochte vielleicht nicht wenig dazu beitragen, ihre Wuth auf das höchste zu bringen. Ich sah voraus, daß mit dieser Anklägerin und bei solchen Zeugen, mein Verderben kaum zu vermeiden sein würde, doch unterließ ich deswegen nicht, der gütigen Vorsehung mich anzuempfehlen, die oft dicht am Rande des Abgrundes noch einen Weg zur Rettung eröfnet.

Die Miene des Kadi war das erste, was mich in meiner tiefen Bekümmerniß tröstete. Sie drückte so viel unbefangene Leidenschaftlosigkeit, und zugleich so viel Gutmüthigkeit aus, daß ich mir von derselben in einem so zweifelhaften Falle zum wenigsten einige Nachsicht versprach. Ich vergaß deshalb keinesweges, daß man, um die Menschen zu überzeugen, weniger zu ihrem Verstande, als zu ihrem Herzen, das heißt, zu ihrer Sinnlichkeit und Einbildungskraft reden muß, und meine Anklägerin, ein junges, blühendes und gefälliges Weib hatte hier vieles vor mir voraus; aber ich verließ mich auf die Stärke und Zuversicht, welche die Unschuld einflößt, und welche den Zuhörer oft selbst wider Willen mit sich fortreißt.

Nachdem der Kadi mit der größten Geduld eine unzusammenhangende Erzählung meiner Gegnerin, nebst allen ihren Versicherungen und Schwüren angehört hatte, wandte er sich zu mir und fragte mich, was ich darauf zu antworten habe? Ich erzählte ihm den Vorgang mit den kleinsten Umständen, und, ich bin es gewiß, mit den Farben der Wahrheit. Es kam mir vor, als höre er mich mit mehr Aufmerksamkeit als meine Anklägerin an, und darum wagte ich es zuletzt, ihm ein

Gemählde von meiner hülflosen Lage, von der meiner harrenden Entehrung, von dem unverdienten Elende der Zukunft zu machen, die ihn im Innersten rührte.

Vielleicht um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, befahl er, daß man das Kind, worüber man streite, näher zu ihm heran bringen möchte, und that hierauf, als untersuche er die Züge desselben, und vergleiche sie im Stillen mit den unsrigen. Dann wollte er wahrscheinlich die Würkungen der elterlichen Liebe erproben, und sagte, indem er uns beide genau in das Auge faßte, daß er den Säugling, da sein rechter Vater ihn verleugne, zu sich ins Haus und an Kindesstatt annehmen würde.

Soviel ich wissen kann, änderte ich hiebei meine Miene nicht im geringsten. Das Weib erblaßte aber, doch aus einem ganz andern Grunde, als der erste Anblick errathen ließ. Denn im nehmlichen Augenblicke drängte sich aus dem Haufen der Umstehenden ein anderes, noch nicht bemerktes Frauenzimmer hervor, nahm dem andern, welches dem Kadi eben den Säugling hinreichen wollte, denselben aus den Armen, und sagte mit rascher Stimme und entschlossener Gebehrde: dies Kind ist mein, Herr!

Der Knabe, welcher vom ersten Erwachen an immer höchst unruhig war, und seine vorgebliche Mutter nicht leiden zu können schien, hörte jetzt zu schreien auf, und ward mäuschen still. Selbst streckte er seine zarten Hände nach der Hinzukommenden aus, und liebkoßte sie. Sie selbst vergaß eine Weile Ort, Umstehende und Richter, sich in seine schuldlosen Reize und schmeichelhaften Liebkosungen verlierend. Es ward ein rührender Auftritt daraus, der zu der nehmlichen Zeit mich in den Augen aller rechtfertigte, und meine Feinde beschämte.

Der Kadi indeß wollte es hiebei nicht bewenden lassen, sondern hielt es für seine Pflicht, diese zufällig entdeckten Spuren einer überlegten Bosheit mit Sorgfalt zu verfolgen. Meine beschämte und überwiesene Anklägerin gestand daher, dies Kind von ihrer Nachbarin geborgt, und es auf mein Bett gelegt zu haben, zum Spiele ihrer Rolle aber von einem Unbekannten gedungen zu sein. Du hast Feinde, Iman, (sagte der Kadi zu mir, nachdem er das Weib zu einer Geldbuße verurtheilt hatte) die dir nach Leben und Ehre trachten. Wenn ich dir aber als Freund rathen soll, so hüte dich besonders vor denjenigen, von denen du nichts als Menschenliebe erwarten solltest. Ein jeder nährt seine Hauptfeinde in seiner eigenen Brust.

Dieser Gefahr entronnen, beschloß ich mit mehr Vorsicht als jemahls zu leben. Ich begriff nun wohl, daß mir eben die geringe Anzahl meiner Tugenden Feinde verschaffe, und daß ich gerade wie einer von ihnen sein müsse, um von meinen Amtsbrüdern nicht verfolgt zu werden. Ohne daher irgend jemanden, oder nur die allgemeine Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes anzuklagen, dachte ich auf die Verbesserung von diesem Theile meiner Aufführung, that das Gute bloß in der Stille, bekümmerte mich um niemanden weiter als mich selbst, suchte meine Glückseeligkeit in der verschwiegenen Ausübung meiner Pflichten, in dem Streben und stufenweisen Fortgange nach Bildung und Vollkommenheit, in jener unzerstörbaren Ruhe des Geistes, die sich nach und nach von allen Gegenständen und Ereignissen ganz unabhängig macht.

Auch schien es eine Zeitlang, als ob es wenig Dinge mehr gäbe, deren Einfluß bis zu meiner verschwiegenen Eingezogenheit reichte, und der Groll ehemaliger Neider und Feinde war

durch meine Anspruchlosigkeit auf Alles, was sie in Werth hielten, wenn auch nicht gänzlich versöhnt, doch zum Theil abgekühlt, und ohne eigentlichen Gegenstand mehr. Was daher unter der Asche glimmte, nahm ich nicht wahr, und hieran begnügte ich mich.

Unser große Prophet hatte indessen meine Tugend und Standhaftigkeit noch nicht hinreichend geprüft, und eine von den unerklärbaren Begebenheiten, welche im Dunkel der Zukunft verhüllt, uns Sterbliche so oft unvorbereitet, und desto schmerzhafter überraschen, lauerte hinterlistig an meinem einsamen Wege.

Einen Theil des Tages, nach Beendigung meiner Amtsgeschäfte pflegte ich mit der Abstattung von Krankenbesuchen zuzubringen. Wenn ich alsdann von einem solchen Geschäfte zurückkam, nahm ich die Augen vor mir auf den Boden niedergesenkt, und in einem mehr als gewöhnlich tiefen Nachdenken verlohren, gewöhnlich nichts von demjenigen wahr, was doch oft ganz dicht neben mir vorging. Mit dieser Bedachtsamkeit setzte ich daher einst meinen Weg still durch die Straßen fort, und bemerkte nichts von dem lauten Getümmel, das eine derselben halb mit Menschen erfüllte.

Wie ich es aber schon eine gute Strecke hinter mir hatte, hörte ich es noch viel stärker werden, und endlich einen großen Haufen schreiend heraneilen. Da ich befürchten mußte, darin verwickelt oder am Ende wohl gar umgestoßen zu werden, so verdoppelte ich meine Schritte ein wenig, doch ohne zu laufen, oder die mindeste Furcht zu bezeigen. Es war indeß nicht möglich dem Strome zu entgehen, und ich hielt es deshalb für das klügste; mich an die Seite oder in irgend eine Hausthüre zurückzuziehen, und den tobenden Haufen vorbeizulassen.

Die Dämmerung war schon eingebrochen, und ich dachte folglich mein Vorhaben um so sicherer ausführen zu können. Allein nichts desto weniger wurde ich bemerkt, in einem Augenblick versammelte sich das Volk um mich her, und bald hörte ich von allen Seiten her den Ruf erschallen: „der Iman! der Iman!" — und — „Hier, hier ist der Mörder!"

Diese schrecklichen Worte raubten mir zuerst das Bewußtsein, und ich starrte sprachlos die wilde Menge an; doch das Gefühl meiner Unschuld, und eine lebhafte Zuversicht zum Schutz des Propheten, gaben mir Heiterkeit und Muth wieder, und ich sagte sanft, aber gefaßt: „Kinder, was verlangt ihr von mir?"

Ein Faustschlag war die einzige Antwort, die ich erhielt. Ich hatte mich auf einen erhöhten Stein vor einer Hausthüre gestellt, und wehrte mir so gut ich nur konnte, die andringenden ab, von denen einige mich beim Kleide faßten, und niederzuziehen bemüht waren. „Allah stehe mir bei — rief ich zuletzt mit einiger Bewegung — „habt Ehrfurcht vor dem Diener unsers heiligen Propheten!"

„Herab mit diesem heuchlerischen Iman! — schrie jemand aus der Mitte des Haufens, und alle ihm nach: Herab! herab! zum Kadi! in den Kerker! — Widerstehen wollen, wäre hier offenbahrer Unsinn gewesen, ich fügte mich daher gelassen und standhaft in das mir bevorstehende Schicksal, und folgte dem Pöbel, wo er mich hinzuschleppen für gut fand.

Zu meinem größten Erstaunen nahm ich darunter bald mehrere meiner Bekannten und Amtsbrüder wahr, die mich ihrerseits gar nicht mehr zu kennen schienen. Ich erinnerte mich hiebei jenes anderen Vorfalles, und erkannte ohne Mühe auch in diesem ihre heimliche Wirkung. Wie hätte mir aber zugleich

das Mittel aus dem Sinne kommen können, wodurch mich eine höhere Hand aus der Lebensgefahr so wunderbar rettete? — Der bloße Gedanke daran, erfüllte mich von neuem mit Trost und unbeschreiblichem Vertrauen.

Erst als ich vor dem Richter des Stadtviertels stand, bemerkte ich, daß mein weißes Gewand an der einen Seite mit Blut besprengt war. Dies fiel dem Pöbel in die Augen, und da man in der Straße einen Ermordeten antraf, ohne des Mörders gewahr zu werden, so schienen diese Zeichen hinreichend, mich für denselben zu halten. Alle Umstände des Handels wurden weitläuftig, mit Eifer, und daher auch mit einigen Vergrößerungen auseinandergesetzt, und als der Kadi mich fragte, auf welche Art ich zu diesen Blutflecken gekommen wäre, so diente mein Stillschweigen und meine Verwirrung nur noch dazu, seinen und aller Verdacht zu bestätigen.

Was konnte ich auch wohl für eine Antwort darauf ersinnen, die selbst einen uneingenommenen Richter einigermaßen hätte befriedigen mögen? — Eine Thatsache sprach so laut gegen mich, daß sie beinahe für einen Beweis galt, und dazu noch trafen ebenfalls alle die übrigen Umstände zusammen. Vergebens foderte ich meinen Scharfsinn auf, um etwas zu erklären, das ich selbst nicht begriff; ich fand mich von meiner sonstigen Beredsamkeit, von Muth und Kräften verlassen, und versteinerte vor Angst mit jedem Pulsschlage mehr.

Dem Anscheine nach bedurfte es izt eines Wundets, um mich aus dieser Verlegenheit zu helfen, und doch ließ auch diesmal unser gütige Prophet seinen treuen Diener nicht im Stiche. Eben als der Kadi gegen mich das Todesurtheil aussprechen wollte, welches der wüthende Pöbel selbst auf der Stelle zu vollstrecken bereit schien, vernahm man aus dem Hintergrunde des Saales die Stimme eines Weibes, das gehört zu werden

verlangte. Man machte ihm Platz, es näherte sich, um den Beklagten noch besser in Augenschein zu nehmen, und wandte sich hierauf zum Kadi.

„Ihr habt, großmächtiger Richter — sagte sie — zu viel Wichtigkeit auf den Umstand der Blutflecke gelegt; denn wenn Ihr den Hufschmid, welcher der großen Moschee gegenüber wohnt, zum Zeugen hohlen zu lassen, für gut befindet, so werdet Ihr von ihm hören, daß dieser Iman hier eben vorüber ging, als man einem Pferde die Ader öffnete, und, da er sich nicht vorsah, vom Blute besprizt wurde. Wir bemerkten es gleich, und riefen ihm nach, aber er war so sehr in Gedanken vertieft, daß ihn unser Geschrei nicht daraus erwecken konnte. Dies ist die reine Wahrheit, großmächtiger Kadi, und laßt nur den Schmid hohlen, so werdet ihr alles noch viel besser erfahren."

Der aufgerufene Zeuge kam, und bestätigte die Erzählung des Weibes in allen ihren Umständen. Ich hatte indeß meine Fürsprecherin erkannt, und muthmaßte mit Recht, daß auch sie sich ebenfalls auf mich wiederbesann. „Wollt Ihr mir Euren Knaben zur Erziehung überlassen?" sagte ich ihr beim Herausgehen. Sie war es zufrieden, und ich machte daraus meine erste und einzige Glückseligkeit.

Nach dieser Zeit lebte ich noch mehrere Jahre hindurch in häuslicher Ruhe und Freude, ließ mich von Feinden und Lästerern nie in meinem sanften Gleichgewichte stören, und hatte die Genugthuung, mir die Augen von einem angenommenen Sohne zudrücken zu lassen, der meine Wohlthaten anerkannte, und mir, der süßesten aller Belohnungen, einem gleichen Maaße von Zärtlichkeit Dank dafür wußte.

Fum-Hoam, dem als einem gescheuten Hofmann sehr wohl bekannt seyn mußte, daß schöne Damen sich nicht gerne Langeweile machen lassen, hielt es an dieser Stelle der Erzählung für geziemend, die Geschichte seiner Begebenheiten ins Kurze zu fassen. „Auf diese Art — setzte er daher klüglich hinzu — durchwanderte ich die meisten Stände dieses Lebens, vom Sultan bis zum Wasserträger, von der ersten Schönheit eines zahlreichen Serails bis zur verworfensten Dirne herab, war bald ein schwelgender Nichtsthuer, bald ein thätiger Kaufmann, zehn Jahre lang ein Priester, zehn andere ein Quacksalber, machte mich, oft auf Unkosten meiner Haut, mit den Eigenheiten und Geheimnissen aller Lagen bekannt, und erhielt endlich zum Lohn für so mancherlei überstandenen Bedrängnisse, die Gabe, mich derselben nach Belieben erinnern, und sie in eine nutzbare Summe zusammen ziehen zu können. Nur eines allereinzigen Zeitraumes will ich hier noch erwähnen, weil er in Beziehung meiner itzigen Verhältnisse, unter allen der merkwürdigste ist; und dies ist die Rolle, welche ich in der Welt mit ausgebreitetem Rufe unter dem Namen des Zauberer Alimans spielte.

6.

Aliman.

Ich wurde dies Mahl in Mekka, von der Frau eines Messerschmiedes geboren, der ein sehr ansehnliches Verkehr mit Säbelklingen und Eisenwaaren überhaupt, durch ganz Arabien trieb. Alle Jahre machte er überdieß eine Reise nach Damaskus, seiner Vaterstadt, und kam von da gewöhnlich mit einem so ansehnlichen Gewinnste wieder heim, daß er die Zwischenzeit

in Müßiggang, Wohlleben und Ueberfluß zubringen konnte. Hätte er auf diese Art seinen Handel mit seinen Vergnügungen immerfort verbunden, niemanden wären seine Reichthümer und seine schwelgerische Lebensart in die Augen gefallen, allein man bemerkte bald, daß in eben dem Verhältnisse, als seine Geschäfte abnahmen oder vernachläßigt wurden, sich auch sein Luxus vermehrte, und der Glossen über die eigentlichen Hülfsmittel desselben, gab es daher nicht wenige. Er seinerseits bekümmerte sich um nichts in der Welt, versäumte nie seine jährliche Reise, und die Ausbeute von dieser, reichte überflüßig hin, unsern Haushalt nicht allein auf dem alten Fuße fortzuführen, sondern vielleicht auch noch zu erweitern und verschönern. Die Sorglosigkeit in seiner Miene und in seinem Betragen, welche er, um alle geheime Feinde und Neider zu ärgern, vielleicht noch stärker im Aeußern ausdrückte, als er sie wirklich im Innern fühlte, überredete jedermann von der Unfehlbarkeit seiner Hülfsquellen, und selbst meine Mutter, die im Anfange nicht wenig trübe Stunden über diese Verschwendung gehabt hatte, fing an, nach und nach sich darüber zufrieden zu geben.

Als ich endlich das sechzehnte Jahr erreichte, nahm mein Vater mich eines Tages mit sich in sein entlegenstes Zimmer, hieß mich daselbst neben sich niedersetzen, und sprach folgendermaaßen zu mir: „Aliman, du wirst mir ohne Zweifel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich, ungeachtet aller meiner Zerstreuungen, deine Erziehung keinesweges vernachläßigt habe. Von früher Jugend auf, wurdest du von den besten Meistern in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, wodurch du in der Welt dein Glück machen kannst, und die meisten Väter würden ihre Pflicht strenge und überflüßig erfüllt zu haben glauben, wenn sie dich unter solchen Umständen deinem eigenen

Schicksale und Fleiß überließen. Aber ich habe im Sinne, dir noch weit größere Beweise meiner Liebe und Sorgfalt zu geben. Die Zeit meiner jährlichen Reise nach Damaskus nahet heran. Rüste dich daher, mich diesmal dahin zu begleiten!"

Reisen war von jeher eine meiner Lieblingsideen gewesen, und gleich jemandem, der einen goldnen Traum auf einmal sich verwirklichen sieht, stand ich in der ersten Ueberraschung starr und stumm, und ungewiß, ob ich auch meinen Ohren recht trauen dürfe? Doch seine Miene war die der Güte und Vaterliebe, und ich dankte ihm dafür mit Thränen in den Augen.

Die Reise wurde mit jedem Tage beschwerlicher, weil mein Vater bald die Karavane verließ, und von der großen Heerstraße in das wüste Gebirge abbog. Wir waren beide allein, denn er ließ die wenigen Bedienten, die wir mit uns genommen hatten, im lezten bewohnten Orte, unter dem Vorwande einer Religionspilgrimschaft, die er jährlich einem Gelübde gemäß, zu verrichten habe, und wo er mit mir allein sein wolle.

Die Wüste ward grausender, je mehr wir uns darin vertieften. Kahle Felsenklüfte, tiefe Grotten, dürre Sandebenen wechselten in einer wunderbaren Mischung mit einander ab; nicht ein Graßhälmchen unterbrach das beklemmende Einerlei, und selbst das verlohrene Moos hatte die Farbe der Klippen angenommen, woran es sich nur kümmerlich festhielt. Nichts lebendiges, kein zwitschernder Vogel, keine raschelnde Eidechse, nicht einmahl ein verlohrener Käfer erinnerte uns daran, daß wir uns nicht ganz allein auf der weiten Erde befänden, und das Herz an Theilnahme und mitfühlende Gegenstände gewöhnt, überließ es jetzt der sich erhitzenden Einbildungskraft, ihm tröstende Luftbilder zu schaffen.

Im Anfange überhäufte ich meinen Vater mit Fragen,

um herauszubringen, wo er mich doch hinführen wollte, allein seine einzige Antwort war ein tiefes, unbeugsames Stillschweigen. Es machte mich nur noch viel ängstlicher; denn was konnte ich unter mir so fremden, grausenden Gegenständen Gutes erwarten? Ich war von den Menschen und aller menschlichen Hülfe entfernt, und dies tiefe Gefühl einer gänzlichen Verlassenheit erweckte alle wunderbaren Träume und Mährchen der Kindheit. Es war gewiß, bis zu diesem Zeitpunkte gab mir mein Vater tausend überzeugende Beweise seiner Liebe; aber zugleich hatte ich auch von Eltern gehört, die nicht anstanden, geliebte Kinder einem nichtswürdigen Eigennutze oder Ehrgeize aufzuopfern.

Wir langten endlich in einem schmalen Thale an, das wie durch Feerei hieher gezaubert zu sein schien. Denn es war das einzige, in dem ich während unserer ganzen Reise Bäume antraf, und wo eine silberhelle Quelle durch die schattigte Kühle rieselte. Erfrischende Lüftchen, die hier vielleicht ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, schwärmten izwischen den Büschen umher, schönfarbige Blumen, welche sie mit wollüstigen Düften beschwängerten, blühten in einer angenehmen Mannichfaltigkeit auf den Rasen verstreut, und dreiste Vögel näherten sich uns, keine Gefahr ahnend, auf den niederhängenden Aesten.

Mein Vater stieg hier ab, und ich folgte seinem Beispiele. Nachdem wir unsere Pferde an die Bäume angebunden hatten, befahl er mir, trockne Reiser vom Boden aufzulesen und auf eine Stelle, die er mir anzeigte, zusammenzutragen. Während dieser Zeit zog er einige beschriebene Blätter aus dem Busen hervor, und fing an, darin sehr emsig zu lesen.

Als ich mit der aufgegebenen Arbeit zu Stande war, und einen sehr großen Haufen von dürren Zweigen zusammenge-

bracht hatte, befahl mir mein Vater, mich still unter einem Baume niederzusetzen, immer zu schweigen, und über nichts zu erschrecken, was auch neben mir vorgehen möchte. Hierauf sah er noch einmahl das bisher gelesene durch, steckte die Blätter in den Busen, zog an ihrer Stelle ein Feuerzeug hervor, zündete ein Licht an, und mit diesem das aufgehäufte Reisigt.

Im Anfange schien dies nur wenig brennen zu wollen, als er aber einige undeutliche Worte zu murmeln begann, loderte es in eine hohe und lebhafte Flamme auf. Aus einer goldenen Schachtel warf er eine Art von Weihrauch hinein, und das erste Korn desselben verlöschte wieder das Feuer. Ein dicker Rauch erhob sich, und bildete Wolken. Einige Blitze, Ein starker Donnerschlag. Ein Erdbeben von einigen Sekunden, welches den Boden vor uns eröfnete. Kaum war meine Besinnung zurückgekehrt, als ich auch an der Stelle des Feuers eine Höhle erblickte, deren Eingang mit ehernen Pforten verschlossen war.

„Steh auf, und folge mir — sagte mir mein Vater. Er berührte die Thore und sie sprangen von selbst auf. Er zündete alsdann noch einmahl sein Licht an, und als er mich vor Schreck und Erstaunen versteinert erblickte, so rief er mit ungeduldiger Hast: was säumst du? — Wisse! nur zehn Minuten haben wir Zeit! — Hierauf, als trieb ihn eine unwiderstehliche Leidenschaft fort, eilte er vor mir in die Höhle, und schien sich gar nicht mehr darum zu bekümmern, ob ich ihm nachkomme oder nicht?

Die bloße Neugierde machte, daß ich hinter ihm herging. Auch wich die erste Furcht nach und nach andern Empfindungen. Denn kaum waren wir in der Oefnung zwanzig Schritte bei dem schwachen Lichtscheine weiter gekrochen, als der Gang sich

auch beträchtlich ausdehnte, und zuletzt in einen weiten Saal endigte. In diesem funkelten mir von allen Seiten massive goldene Bildsäulen entgegen, die an den Wänden herum auf hohen Piedestalen vom nehmlichen Metalle standen. Sie trugen Kronen, mit reichen Edelgesteinen geschmückt, und am Fuße eines jeden derselben befand sich ein Kästchen mit Perlen von einer ungewöhnlichen Größe.

Doch über den Eingang des Saales laß man in arabischer Schrift, welche aus Rubinen zusammengesetzt war: „Hier findet die Habsucht alles um ihren verderblichen Durst zu stillen, aber kluger Wanderer, gehe weiter und verachte diese vergänglichen Schätze!"

Vermuthlich hatte mein Vater nie diese merkwürdigen Worte gelesen, denn er fiel mit einer Eilfertigkeit über die Perlen vor sich her, als denke er an gar nichts anders als sich damit recht bald die Taschen zu füllen, nahm endlich ohne alle Barmherzigkeit selbst einem dieser Könige seine reiche Krone vom Haupte, steckte sie in den Busen, hieß mir hierauf seinem Beispiele folgen, aber ohne darauf zu achten, ob ich ihm gehorsame, machte er sich alsbald wieder nach dem Eingange auf den Weg. Wie ich seine übergroße Eile erblickte, nahm ich mir weiter keine Zeit zur Besinnung, erfaßte einige Hände voll Perlen, und lief hinter ihm drein. Wir hatten noch die rechte Zeit abgesehen, und wenige Momente befanden wir uns im Freien, als sich auch die Pforten hinter uns mit großem Krachen verschlossen, und der Boden wieder sogleich und eben war, als vorher.

Wären mir nicht die Perlen fühlbar im Busen und in den Händen zurückgeblieben, ich hätte ohne Zweifel den ganzen Vorgang für die Täuschung eines Traumes gehalten. So

aber lag der Beweis von der Wahrheit des Gesehenen ganz dicht und unleugbar vor mir. Mein Vater laß mir in den Augen das Erstaunen, das mich ganz unfähig zum Reden machte, und sagte lächelnd: „Wisse, mein Sohn! Ohnweit von dieser Stelle rettete ich vor mehreren Jahren einem persianischen Derwisch das Leben, der von Räubern angefallen war. Ich verband seine Wunden, und führte ihn auf meinem eigenen Pferde durch die Wüste hindurch bis zum nächsten bewohnten Orte. Hier überfiel ihn aber ein sehr heftiges Fieber, und allen Bemühungen zum Trotze verschied er nach wenigen Tagen in meinen Armen. Kurz vor seinem Tode übergab er mir diese Schriften und dies Pulver, zeigte mir die Stelle des Schatzes auf das genaueste an, und unterrichtete mich in der Art, ihn einmal des Jahrs zu eröfnen. So, siehst du, bleibt einem ewigen Gesetze der Vorsicht gemäß, eine Wohlthat nie ohne Belohnung!"

Wir vollbrachten nun unsere Reise nach Damaskus, um das Gold, die Perlen und Edelgesteine zu baaren Gelde zu machen. Ich kann es nicht leugnen, die Aussicht meines künftigen Glückes regte meine Einbildungskraft zu tausend heitern Träumen auf, aber nicht seltener dachte ich darum an die Ueberschrift des Saales zurück, die mir viel merkwürdiger schien, als alles Gold in demselben. Warum sollte man diese Schätze verachten? — Und was gab es für Gegenstände, die noch kostbarer gewesen wären? — Reichthum schien mir der Weg zum Besitze aller übrigen Güter auf Erden, und ich begriff nicht, was man außer ihm noch entbehren könnte? Es war ein Geheimniß, das mir allein die Zeit aufklären mochte, und ich sah daher diese mit Ungeduld so langsam bis zu einem anderen Jahre vorüberschleichen.

Zu der nehmlichen Zeit brachen wir wieder zu unserer Reise auf. Bis dahin hatte mein Vater mit mir immer ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet, und mich selbst meinen Fragen geflissentlich aus, wenn sie ihm zu viel Neugierde verriethen. Denn mit dem unlenkbaren Vorwitze meines Alters nur zu wohl bekannt, glaubte er ihn anfänglich auf diese Art zu ersticken; aber wie er sah, daß ihn seine Zurückhaltung nur noch vergrößerte, benutzte er die erste beste Gelegenheit, die das Gespräch auf unser Vorhaben führte, und sagte:

„Vielleicht hast du die Aufschrift bemerkt, die noch viel größere Schätze ankündigt, als diejenigen welche du hier im Saale aufgehäuft fandest. Doch laß dich davon nicht täuschen. Ein Zimmer mit Büchern gefüllt ist daneben. Ich wagte kaum einige Schritte hinein, denn nichts ist gefährlicher."

Ich verstand nicht sogleich, worin hier die Gefahr läge, im Gegentheil wurde meine Neugierde nur noch mehr aufgeregt, sie zu bestehen. Konnte ich einige von diesen Büchern erwischen, nichts war gewisser, als daß ich mich dadurch zum Gebieter der Welt machte. Wie viel mehr Zeit konnte dazu gehören, als die während welcher mein Vater sich die Taschen anfüllte? Ich zitterte diesem glücklichen Momente entgegen.

Nachdem mein Vater die nehmlichen Zerimonien als das erstemal beobachtet hatte, eröfnete sich die Höhle von neuem. Wir stiegen hinab, ich halb außer mir vor Ungeduld und Begierde. Es war als erfülle eine wunderbare Ahnung aus der Zukunft mein schlagendes Herz mit neuen Begierden und Hofnungen. Wie unbegreiflich langsam schlich mein Vater nicht vor mir vorauf? Er hatte den Gang noch nicht gänzlich verlassen, als ich mich auch bei ihm wegdrängte, und ungestüm

zuvoreilte. Noch einmal heftete ich meine verblendeten Augen auf die geheimnißvolle Inschrift, und suchte alsdann den Eingang zu einem anderen Saale, worauf ihr verborgener Sinn zu verweisen schien. Ich fand ihn. Mit einer gedankenlosen Begierde trat ich hinein. Aber es war stockdunkel vor mir, und bald fand ich daß es auch hinter mir so ward. Mein Vater glaubte mich vielleicht schon aus der Grotte heraus, und verließ sie ebenfalls hastig. Umsonst rief ich ihm nach. Eine undurchdringliche Finsterniß umringte mich, und als fehle noch etwas zu meinem Entsetzen, so hörte ich wenige Augenblicke darauf die ehernen Pforten sich mit einem erschütternden Krachen verschließen.

Ich war nun allein, und mir ganz selbst überlassen. Alle rosigen Zaubereien einer erhizten Phantasie verschwanden vor diesen nur zu fühlbaren Schrecknissen der Wirklichkeit. Hunger und Durst, welche im Freien wahrscheinlich noch lange nicht merkbar geworden wären, meldeten sich jetzt um so stärker an, da es kein Mittel gab, sie zu befriedigen. Ein gewisser Tod schwebte vor meinen Augen, es war dazu noch einer der schrecklichsten, und er fing schon an, mich mit seinem Nebel und seiner Betäubung zu umhüllen. Wie schmerzhaft bereute ich nun diesen unsinnigen Vorwitz, und fand die strafende Hand der Vorsicht darin, die mir den Ungehorsam gegen die Warnungen meines Vaters nicht ungerügt wollte hingehen lassen.

Die Kräfte und der Wille, alles nur Erdenkliche zu meiner Rettung zu versuchen, kehrten indeß zurück, so wie der erste Eindruck abnahm, welcher mir dieselben raubte. Nachdem ich mich noch ein Weilchen auf alles besonnen hatte, was hier wohl zu thun seyn mochte begann ich in dem Gange, worin ich mich befand, fortzutappen. Eine lange Zeit irrte ich weiter,

bis

bis ich zuletzt mich in einem ganz leeren Raum fühlte. Ich bemühte mich wenigstens die Wand wiederzufinden, die ich doch nur einen einzelnen Moment vorher aus der Hand ließ, allein sie war schon verschwunden, und so weit ich auch zurückgehen mochte, nichts traf ich mehr, weder vor noch hinter mir an.

Da fand ich kein anderes Hülfsmittel, als mich niederzusetzen, und die Entscheidung meines grausamen Schicksals in Geduld zu erwarten. Mein Herz war beklommen, aber eine wohlthätige Betäubung kam mir zu Hülfe. Es war gerade so dunkel und verwirrt in mir, als um mich her, und vergebens suchte ich aus der Finsterniß einen schwachen Lichtstrahl von Hofnung heraus zu unterscheiden. Da bemerkte ich würklich in einer weiten, weiten Ferne eine Art von Dämmerung. Ich glaubte zu träumen, aber je stärker und länger ich hinblickte, desto deutlicher ward ich ihrer gewahr.

Wer kennt nicht die Empfindungen eines Wanderers, der, in einem unsicheren Walde verlohren, vor jedem Gegenstande zittert, und nun auf einmahl ein flimmerndes Lichtchen erblickt? Obgleich noch ungewiß über das, was mir nun bevorstände, tröstete ich mich doch schon mit der Erwartung irgend eines lebendigen Wesens, dem ein nicht ganz verdientes Elend, wie das meinige, unmöglich ganz gleichgültig seyn könnte. Nichts hatte ich überdies zu verliehren, denn mein Tod war vorher unvermeidlich, und ich gewann immer noch dabei, ihn schneller zu leiden.

Mit wankendem Tritte machte ich mich auf den Flimmer zu, der mir aus der Entfernung den Weg zeigte. Doch veränderte er unaufhörlich Farbe und Gestalt, schien bald purpurröth, bald grasgrün, glich einem leichten, matterhellten Ne-

bewölkchen, dann wieder einem lebhaften Sonnenschein, zuletzt einem brennenden und vervielfältigendem Spiegel. Daraus nahm ich ab, es sei hier etwas Uebernatürliches im Werke, und ich sei vielleicht beobachtet, ohne daß ich es ahne; ein Gedanke, der von Zeit zu Zeit meinen sinkenden Muth erhob, und mir eine schmeichelhafte Hofnung vorhielt, ich habe vielleicht die vorhergehenden Minuten meiner Angst und Unsicherheit nicht umsonst so übel verbracht.

Allmählich schien der Gang der darauf zuführte, enger zu werden, wie ich am Luftzuge bemerkte; der Schimmer ward stärker, und machte mir etwas vom Wege, so wie die Wände zur Seite sichtbarer; endlich trat ich heraus in ein weites Gewölbe, und hier bemerkte ich, was meine Täuschung hervorgebracht haben konnte. Auf einem Hintergrunde von vielfarbigtem Krystalle brannten Lampen in einer zahllosen Menge, und verbreiteten, nachdem man seinen Standpunkt veränderte, bald einen helleren Schein als das Tageslicht, bald einen dunkeln Nebelflimmer, der in dem mannichfaltigen Farbenspiele noch wunderbarer und magischer wurde. Wie bezaubert stand ich im Anfange still, und meine Sinne verlohren sich in der Würkung eines so neuen Gegenstandes.

Es bedurfte eines noch ungewöhnlicheren, um sie von jenem abzuziehen; und dieser befand sich gerade vor mir. Ein Greis mit grauem Barte saß an einem langen Tische von Ebenholz, und las emsig in einem Buche. Um ihn herum lagen noch andere dergleichen, und die Wände an der Seite waren damit angefüllt. Ich bewunderte diesen ansehnlichen Bücherschatz, der sich mit jedem Augenblicke noch zu vergrößern schien, und dachte an die Ueberschrift der ersten Höhle zurück, welche das was sie enthielt, gegen dies hier als eine verächtliche Klei-

nigkeit ansah. Der Weise, der sich vor mir so ernsthaft beschäftigte, war vielleicht der nehmlichen Meinung, denn mitten im Ueberfluß dessen, was wir Menschen vergöttern, schien er ganz andere Freuden zu suchen.

Doch hatte ich mich geirrt. Je näher ich kam, desto mehr verschönerte sich das Bild dieses Greises, das mir in der Entfernung so runzlicht und widerlich vorkam. Das Gewand, welches grob und steif vorher nur nachläßig und in Unordnung seinen Körper bedeckte, floß itzt weich und seidenartig in mahlerischen Falten auf den Boden nieder. Das graue Haar ward lockigter und kastanienbrauner, die runzlichte Wange glatt, sanft ablaufend, und rosenfarben, der Bart am Kinne schmolz hinweg, und ließ ein Grübchen zurück, die Stirn ward frei, der Busen erhob sich. — Wie sehr hatte ich mich nicht geirrt! — Eine Huri aus Mahomets Paradiese lag hier auf einem Sopha wollüstig ausgestreckt, und wühlte in vor ihr befindlichen Blättern.

Eine Veränderung ging bei diesem unerwarteten Anblicke in meiner Brust vor. Den Greis hatte ich aus seinem tiefen Nachdenken nicht aufzuwecken befürchtet; dies schöne Weib hingegen flößte mir eine Scheu ein, daß ich kaum hätte Athem holen mögen, um sie nur nicht in ihrer Beschäftigung zu stöhren, oder wohl gar unwillig zu machen. Im ersten Falle konnte ich höchstens das Leben verliehren, im diesem, fühlte ich wohl, stehe noch etwas mehr auf dem Spiele. Ich blieb daher schüchtern in der Entfernung, und wartete, bis sie meiner von selbst gewahr werden würde.

Indeß beobachtete ich sie mit unermüdlicher Aufmerksamkeit. Zuweilen schien sie ein flüchtiger Gedanke, der beinahe zu einem Träumen wurde, in ihren philosophischen Grübeleien

zu stöhren, und dann verschönerte ein sanftes, verrätherisches Lächeln den Mund; es schien sogar, als schwebten von Zeit zu Zeit Worte um ihnen, halb gebildet und nur noch der Stimme bedürfend. Dann machte sie mitleidig dem launigten Spiele ein Ende, und sagte, doch ohne ihre Augen von den Blättern wegzuwenden: „Willkommen, Aliman!"

Ohne Zweifel erwartete sie eine Antwort auf ihre gütige Anrede, doch als dieselbe ausblieb, setzte sie hinzu: „Seit mehreren Jahrhunderten bist du endlich wieder der erste, den die Begierde nach Kenntnissen hieher treibt. Alle, welche den Eingang zu dieser unterirdischen Welt fanden, blieben beim ersten Saal stehen, und wen die Neugierde vielleicht zu einer Weiterforschung angespornt hätte, hielt die Furcht vor Gefahr und Ungemach zurück. Wisse, ich bin die Fee Fateska, und itzt bereit dich so weise und glücklich zu machen, als du durch deine Bemühungen um mich zu verdienen suchen wirst."

Dazu hob sie die funkelnden Augen auf, wandte sie zu mir hin, und ich erkannte eine Welt darin. Ich flog zu ihren Füßen, und umschlang ihre Knie, meinen Dank nur in einzelnen Sylben stammelnd. Sie zog mich zu sich herauf, nahm meine Hand, und führte mich in einen Garten, wo aus allen Gegenden der Welt die schönsten Blumen dufteten. „Die Wissenschaften — sprach sie oft — sind das, was den Menschen zum Menschen macht. Sie beruhigen unser nach Genuß durstendes Herz, erheben und stärken unsern Geist, trösten uns über des Lebens unvermeidliches Ungemach, mäßigen im Glück die nur zu leicht ausschweifende Begierde, begleiten uns in die Einsamkeit und selbst bis zum Getümmel der Welt."

Wer weiß, was Fum-Hoam noch alles zu sagen hatte, als er bemerkte, daß der letzte Periode seiner Erzählung auf den Monarchen und seine Gemahlin die Würkung des Opiums hervorbrachte. Er erhob daher noch einmahl seine Stimme, und rief sehr laut: „Die Fee lehrte mich endlich ein Schönheitswasser verfertigen, das die Weiber auf zeitlebens jung und reizend erhält, — — und unterrichtete mich für die Männer in der Kunst, alle Hasen und Füchse aus einem Bezirke von hundert Meilen herum in einem einzigen Tage zu fangen.“

Die beiden fuhren augenblicklich aus ihrer Träumerei auf, so wie sie diese Nachrichten erhielten. Fum-Hoam aber beugte sein Haupt bis zur Erde nieder, und sagte: „Meine Geschichte ist zu Ende.“

VI.

Etwas über die Griechen.

An unsre Damen.

Immer noch halten wir die Tracht der schönen Griechinnen fest, ob aus vorzüglichem Geschmack daran, oder nur aus Mangel an neuer Erfindung? das ist bei uns Deutschen, seitdem wir unsre Nationaltracht ablegten, nicht mehr zu bestimmen. Die Griechen erfanden, wir ahmen nach. Erfinder sind Schöpfer des Schönen, Nachahmer ihre Sklaven. Doch etwas Gutes und Edles nachahmen ist immer lobenswerth, ob es gleich mehrentheils hinkt. Jede freie Nation hielt sonst auf eigne Erfindung, und war stolz darauf sich darin vor andern auszuzeichnen. Ihre Verschiedenheit unter einander bot den Augen ein vortreflich gemischtes Ganzes, indem es zugleich das Abstechende ihres Charakters, ihrer Kultur, ihres Geistes darstellte. Zu jener Zeit war unsre deutsche sittliche bescheidene Tracht, in welcher Kurfürst Georg Wilhelms Gemalin, in Hartungs Brandenburgischer Geschichte, so weiblich-edel hingezeichnet erscheint, gewiß keine lächerliche noch verächtliche Mode. Sie bezeichnete überall den schönen Gliederbau, hatte Reichthum, Schmuck, Anstand und Bescheidenheit, wie es uns Deutschen zukam. In der Folge fanden wir die französischen Moden besser, dann die englischen, und nun gefällt es uns Griechinnen zu sein; ob mit Erlaubniß unsres National-Geistes? das ist die Frage nicht mehr. Das griechische Volk hatte den feinsten, edelsten Maßstab des Geschmacks, warum sollen wir ihm nicht ähnlich zu werden streben? Freilich gab ihm sein milderes Klima, seine rege Gabe der Erfindung, seine

Lebensweise, Sitten und Religion Freiheiten, welche wir Deutschen uns schwerlich anmaßen dürfen, wenn nicht der Rest unsrer Eigenthümlichkeit, den uns Frankreichs Eingebungen etwa noch übrig ließen, ganz verlohren gehen soll, indem die griechische Weise sich unmöglich mit deutschen Sittenbegriffen vereinigen läßt.

Eine aufgeschürzte, nackte Hüfte, ein bloßes Knie, unbekleidete Arme, oder die Hälfte eines offenliegenden Busens in Gesellschaft zu bringen, war bei den Griechinnen nicht anstößig. Die Schönsten kleideten sich nach dem Ideal der Schönheit, welches ihnen vorschwebte, und hatten ein so feines Gefühl, daß sie genau wußten, was sie zu ihrem Vortheil verschleiern, oder unverhüllt lassen sollten. Ihr Gewand war nicht, wie unsre griechisch genannten Kleider, unter den Schultern mit ängstlichkleinen Rockfalten zusammen geriegelt, noch genäht, sondern aus einem Stücke gewebt. Es ward dem Körper übergehangen, und wo man es verkürzen, oder schleppen lassen wollte, da fügte man es durch Gürtel in Ordnung, schürzte es, an der Hüfte und queer über den Schultern, mit goldenen Ketten und Bändern auf, oder befestigte es mit einer großen Perle und andern Juweelen. Sie wußten dieses Gewand so anzulegen, daß es einem übergeworfenen Schleier glich, durch welchen die Formen der Schönheit lockender schimmerten. Immer suchten sie der Natur so nah als möglich zu bleiben, sie errathen zu lassen, sie zu veredeln, nicht sie zu übertreiben. Sie würden sich geschämt haben, etwas zu erfinden, wovon sie nicht überzeugt gewesen wären, daß es schöner sey als das Alte, daß es einen Uebelstand entferne, und neue Anmuth verbreite. Anmuth war ihr Zweck; Wohllaut, geschmeidige Biegung, leises Hinwallen, weiche Form ihr Be-

streben. Einfach und erhaben, schön ohne zu blenden, neu doch nie rauschend, wünschten die Griechinnen zu erscheinen. So leicht ihre Umrisse schienen, so sorgfältig waren sie gewählt, um keinen Reiz verlohren gehen zu lassen. Gewöhnlich bestand ihr Anzug aus zwei Stücken von verschiedener Farbe. Mit Blumen durchwirkte oder gestreifte Gewänder trugen sie nicht, sondern einfärbige oder mit Blumen eingefaßte. Meistentheils kleideten sie sich in Feuerfarbe, Roth, Blau, Weiß, sanftes Grün, oder Purpur. Schwarz erschienen sie nie, vermuthlich weil diese Farbe gegen ihren heitern Sinn zu sehr abstach. Ihre Trauer war ein langes weißes Gewand, in welches sie sich vom Kopf bis zu den Füßen vielfach einhüllten. Niemals sah man eine von ihnen wie die andere gekleidet. Jede befolgte in ihrem Anzuge ihren eigenen Geschmack, und wählte die Form, die sie am vortheilhaftesten dünkte. Sparsam und einzeln nur schmückten sie sich mit Juweelen, welche sie nirgends als zu einer gewissen Bestimmung anbrachten, etwa zum Aufknüpfen des Gewandes, oder zur Zierde des Haars. Sie trugen nur einen Ring am Daumen, und einen am Zeigefinger. Perlenschnuren, Diademe von Gold und Edelsteinen, zuweilen eine sanfte Blume, oder ein grüner Kranz, waren ihr ganzer Kopfputz. Ohne Puder ließen die jungen Schönen ihr Haar in seiner natürlichen Farbe wallen; unvergleichlich reizend wußten sie es zu flechten, zu scheiteln, und in leichte Locken zu drehn. Immer hatte die Hand der Erfindung, nach der Laune ihres Morgens, diese Locken geformt: aber jede schien kunstlos, ungezwungen dahin zu rollen, wo sie eine weiße Schläfe bezeichnen, einen blendenden Busen oder freundlichen Nacken erheben sollte. Nach dem Kopfputz war der Gürtel ihr vorzüglichster Schmuck, und sie sorgten nach Vermögen dafür, daß er kostbar seyn mußte.

Leicht, edel und zweckmäßig, wie ihre Art sich zu kleiden, war auch ihr geselliger Umgang. Sie brachten zu ihren Besuchen die elfenbeinerne Spindel mit, und fanden mehrentheils die Dame des Hauses am Weberstuhl; da war kein Whyst noch l'Hombre-Tisch zu ihrem Empfange bereit gestellt, denn sie kannten keine Karten; und würden diesen Zeitvertreib „eine Tödtung der Zeit" genannt haben a). Die griechischen Damen kamen zusammen, um miteinander froh zu sein, und — wovor der deutsche Sinn erröthen wird — um sich untereinander zu üben, wie sie den Männern gefallen könnten. So verschämt wir vor dieser Uebung die Augen niederschlagen müssen, so nothwendig schien er den Griechinnen; denn ihre Männer waren nicht so gutmüthig, als die unsrigen. Sie begehrten nicht blos schöne, zu häuslichen Arbeiten geschickte Weiber, sondern auch solche, welche denken, und mit ihnen reden konnten; und nicht allein solche, sondern Weiber, welche die Kunst verstanden, sich ihnen immer neu zu erhalten, und sie vor Langerweile zu bewahren. Das erforderte Uebung, und da die Griechinnen wußten, daß aller Werth des Zaubers unsrer Reize davon abhängt, in wie weit wir den Männern gefallen, so kann man ihnen nicht verdenken, daß ihr ganzes Bestreben auf diesen Zweck zielte. Die vorzüglichste Unterhaltung ihrer Zusammenkünfte bestand also darin, daß sie sich wechselseitig in gefälligen Künsten belehrten, im Kochen, Backen, Mahlen, Weben, Zeichnen, im Spiele allerlei lieblicher

a) Es ist indessen doch zu vermuthen, daß die Griechinnen auch, wie andre Nationen, gewisse gesellschaftliche Spiele gehabt hatten, wovon mir aber nichts bewußt ist. Doch glaube ich nicht, daß eins dieser Spiele eine Sitzung ganzer Stunden erforderte, wie unsre gesellschaftlichen Spiele, sondern daß sie, wie die römischen, mehr auf körperliche Bewegung abzweckten.

Instrumente, und in reizendem Tanz. Der zweite Gegenstand ihrer Unterhaltung bestand in der Veredlung und Verschönerung ihres Putzes, ihrer Gebehrden und ihres Mienenspiels, der Stellungen und Biegungen ihres Körpers. Aber der griechischen Männer Wohlgefallen ruhte nicht nur auf der Oberfläche der Schönheit, es verlangte gedachte Darstellung des Reizenden, und ihr Auge zog eine unmerkbar feine Gränzlinie zwischen Fülle und Ueberfüllung des Schönen, zwischen gefallen, und gefallen wollen; das Bild ihrer gefälligen Freude war die Rose. Sanft, wie die Farbe dieser Blume, war ihr Geschmack, Aug' und Ohr mußten nicht übereilt werden, die Sinne nur gereizt, nicht betäubt, noch bis zum Ueberdruß befriedigt. So liebten es die Griechen.

Der dritte Zweck ihrer Zusammenkunft war, sich im Witz und Wohllaut zu üben. Wohllaut war der große Zauber nach welchem ihr ganzes Erfindungsvermögen strebte, Wohllaut, Harmonie, gefälliger Einklang in ihrer Kleidung, in ihren Künsten und Gebehrden, mehr noch in ihrer Sprache. Eine lispelnde, leichte, silbertönende Zunge, und ein Mund der einlockend zu lächeln, und geistreich zu reden wußte, waren die vorzüglichsten und unwiederstehlichsten Reize einer Griechin. Die diese Vorzüge nicht besaß, suchte sie andern durch Uebung abzulernen, und oft geschah es, daß die Schülerin bald die Meisterin übertraf, ohne daß sie auf einander neidisch wurden. Denn Neid hindert den Fortgang zur Vollkommenheit, und vollkommen wollten sie werden. Wie viel aber dazu gehörte, vor einem griechischen Weisen reizender zu erscheinen, lieblich klingender zu reden, zauberischer ihn an ihren Umgang zu fesseln als andere, da fast jede Griechin a) schön, ihre Muttersprache die süßeste,

a) Nach einem abgerissenen Blat, welches von den Athenienſern handelt, und mir neulich in die Hände fiel, soll die Schönheit unter den Gri-

und ihr Mund schon von Natur mit feurigem Verlangen beseelt war, — das mögen die griechischen Weisen verantworten, die so viel foderten. Doch sagt man ihnen nach, daß ihre Foderungen nur göttliche Genügsamkeit gewesen wären, und daß sie keine Kunst, keine Vollkommenheit verlangt hätten, welche der weiblichen Erfindungskraft unmöglich gewesen wäre.

Die Freimüthigkeit der Griechen erlaubte den Damen gemischte Gesellschaft beiderlei Geschlechts, und diejenige welche das größte Gefolge, den ausgebreitetsten Zirkel, versteht sich, edler Männer, in ihrer Gesellschaft hatte, war die geehrteste. Daher war es gewöhnlich, Weise bei ihnen zu finden, oder täglich und stündlich Damen in den Werkstätten der Künstler, und an der Seite der Philosophen zu sehn. Es gab so gar Männer, welche die Werke der Kunst und des Geschmacks dem Urtheil der Damen unterwarfen, und sie von ihnen prüfen ließen; welche nach ihnen ihre Göttinnen bildeten, und ihre Anmuth durch Werke des Meißels oder Pinsels auf die Nachwelt brachten. Dadurch verlohr die Ehre der Damen nichts: denn den Umgang ächter Weisen und Künstler suchten ja Männer, warum sollt' er den Damen nachtheilig sein, da diese wohl von ihnen lernen, aber nichts durch sie verlernen konnten? Die Griechen wollten ihre Damen eben so verfeinert und veredelt wissen, als sie selbst waren; und wie konnten sie das besser werden, als unter ihren Künstlern und Weisen? Durch die Freiheit mit einander umzugehn, verbreitete sich der Erfindungsgeist überall, und die Verschönerung war einhei-

schinnen nichts weniger als allgemein gewesen sein. Allein, ihre Künstler wußten doch unter ihnen Muster der Schönheit hervorzufinden, welche sie in Werken der Kunst als Ideale für die Nachwelt aufstellten. Ein Vorzug, der unsre Einbildungskraft berechtigt, alle damalige Damen in Griechenland gewissermaßen uns als schön vorzustellen.

misch. Die Frauen, deren Geist nicht bloß an den Heerd gefesselt blieb, erhellten ihre Ideen durch Gespräche mit weisen Männern; und in den Werkstätten der Künstler lernten sie urtheilen. Ihre Einbildungskraft ward dadurch erhöht, und verfeinert. Das Schöne war ihnen bald nicht mehr schön, wenn es nicht Geist belebte, wenn nicht Seele daraus hervordrang. Dadurch wurden sie Mütter schöner Kinder, zu welchen ihre Einbildungskraft ihnen verhalf. Dadurch entstand das unvergleichliche National-Profil, welches einzig den Griechen eigen war, und an ihnen gerühmt wird. Vermöge ihrer blühenden feurigen Einbildungskraft, vermöge ihres erfinderischen Geistes, und der Verfeinerung in Sitten und Kultur, welche stets höher steigt, jemehr der Verstand dazu angewendet wird, gelang es ihnen, das Vollkommenste, feinste und berühmteste Volk der Erde zu werden. Unsterblich hat manche Nation ihren Namen gemacht; das griechische Volk allein erhielt ihn durch die unnachahmlichen Muster, welche in jeder menschlichen Vollkommenheit von ihm hinterblieben sind. Das den griechischen Damen die Hälfte der Ehre dieses unsterblichen Namens gebührt, ist unstreitig. Wenigstens rissen sie, wie die Frauen anderer Nationen zu thun pflegen, mit ihrer Unwissenheit und ihren Vorurtheilen nichts nieder, was die Männer angebaut hatten. Ja, sie waren es, welche mit mütterlicher Sorgfalt an ihren Kindern den Liebreiz ausbildeten, indeß die Väter den Geist mit Muth und Weißheit erfüllten.

Doch, wie das Sprüchwort sagt, ländlich, sittlich. Wenn das freie Griechenland sich durch seine Erfindungen unsterblich machte, wenn seine sanften Umrisse, seine leichten Ebenmaße, gefälliger für die Sinne waren; wenn sein Geist, seine Künste den Verstand bezauberten, und die Einbildungskraft fesselten: o mangelte ihm doch jener feste gutmüthige Ton der Treue,

die Unbefangenheit deutscher Herzen, unsre kunstlose Schaamröthe, der frohe, immer lachende Blick reiner Natur, der aus einem deutschen Antlitze so rührend hervorgeht. Wir, die wir sonst nur das für schön hielten, was dem Herzen gefiel, was die Seele rührte, möchten wir doch immer den Griechen, wie andere Nationen, die Ehre ihrer Modenerfindung gelassen haben, und dafür Deutsche geblieben sein. Mit jedem neuen Wechsel der Mode, mit jedem veränderten Zuschnitt, dünkt mich, geht unbemerkt Etwas von unserm eigenthümlichen Charakter verloren, welcher ehedem so gut, so musterhaft war, daß er uns noch vor allen in den Rittergeschichten gefällt. Wir hatten gute Hausmütter, züchtige Töchter, fleißige Mägde, treue Männer, und ruhigen Hausstand, niemanden machte die Sorge für Modeveränderung, für Spiel- und Putzgelder jeder Woche, bekümmert, und vor der Zeit alt, und die Frauen gefielen ihren Männern darum nicht minder, weil sie mehr auf häusliche Tugenden, als auf schimmernden, äußern Wohlstand hielten. Zwar hebt in klugen Haushaltungen die häufige Modenveränderung dieses alles nicht gänzlich auf, aber die Unruhe abgerechnet, welche sie in jedem Falle mit sich führt, hat sie doch den Nachtheil, daß wir nun nicht mehr Nation, sondern Nachahmer sind. C. von Klenk.

Anmerkung der Herausgeber.

„Es kann der flüchtigsten Bekanntschaft mit dem Alterthume unmöglich entgehen, daß die Verfasserin dieses wohlgemeinten Aufsatzes, die Hetären Griechenlands mit den Hausfrauen, Frauenzimmer, die allein sich öffentlich zeigten, mit denen verwechselt hat, welche ihre Tage in hergebrachter Eingezogenheit verlebten. Auch gab es vielleicht, seit Ablegung der Thierhäute, keine Tracht von ursprünglich deutscher Erfindung, und vielleicht war sogar der Schnitt dieser Bekleidung von jeher dem Auslande nachgeahmt. Indessen mögen die ferneren Wünsche der Schreiberin auch, ohne sich auf Geschichte zu stützen, bestehen, und uns entschuldigen, wenn wir das Vergnügen, welches die Lesung derselben bei uns hervorbrachte, mit unsern nachsichtigen Freunden zu theilen wünschen."

VII.

Erfindung der Schrift.

An —

Heil ihm, der einst des Raumes enger Schranke,
O Freund! den Schall der Sterblichen entzog;
Den Fittig schuf, auf welchem ihr Gedanke
Von Pol zu Pole durch Aeonen flog;
Die Trauer der getrennten Lieben hörte,
Und der Gefühle Tausch die Fernen lehrte.

Wie härmte sich, verbannt in Tauris Haine,
So wehmuthvoll Dianens Priesterin.
O trüge doch der Nereiden eine
Nach Hellas ihre Seufzer freundlich hin!
Umsonst. Sie starben in der Wogen Schwalle
Fern von dem Heerd der heimathlichen Halle.

Zu frohen Tänzen lockte die Najaden
Des Hebrus Orpheus mit dem Saitenspiel;
Der Tieger folgte schmeichelnd seinen Pfaden;
Ihm athmeten die Felsen Mitgefühl.
Doch wer verlieh des Sängers Tönen Flügel?
Sein Lied verklang im Wiederhall der Hügel.

Da hub, geweiht von Mnemosynens Lippe,
Den Griffel kühn ein Göttersohn empor,
Und feiernd kränzte sich an Aganippe
Der Pierinnen schwesterlicher Chor;
Bei Plutons Schatten jauchzte der Pelide,
Unsterblich waltend, wie sein Mäonide.

Die Zeit begrub im wilden Ozeane,
Was göttliches des Zeuxis Hand erschuf;
Sie lächelt, schallt aus Trümmern stolzer Thane
Dem Wanderer des Uhu's ernster Ruf.
Platone schwanden nicht in ihrem Grabe,
Kein Flakkus zitterte vor Hermes Stabe.

Einst sahn auch wir, o Freund! noch ungeschieden
Die Geister in der Vorwelt Dämmerung.
Uns labte, wie die Rose dort Sylphiden,
Der Weisheit Garten, ewig schön und jung,
Den unter fernem Himmel die Vertrauten
Uraniens mit frommer Obhut bauten.

Uns rauschte der Iliss am Arm der Weisen;
Aus später Asche hob sich Ilion;
Wir klagten in der Troerinnen Kreisen,
Sahn mit Anchises Sohn den Acheron,
Und dürften traulich, hingestreckt auf Rosen,
Mit Tiburs Sänger und dem Teier kosen.

Gern folgten wir, gelockt von leichten Halmen,
Dem Sikuler in seine Hirtenwelt.
Uns hub der Seher Schaar von Salems Palmen
Auf Adlersflügeln zu der Sterne Zelt.
Uns sang der Greis aus Cona's Felsenhöhle
Der Wehmuth Wonne freundlich in die Seele.

Nun bist du fern, mein Bruder. Doch verbannen
Die Himmlischen mich an des Indus Strand!
Uns bleibt ein Talisman. Was bei den Tannen
Des guten Vaterlands dein Herz empfand,
Mag unter Palmen mir in fernen Thalen
Dein Kiel, der treuen Freundschaft heilig, mahlen.

Freudentheil.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Oktober 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des September 1797.

Noch immer schwankt das Schicksal Europens unentschieden in der Wage, welche eine höhere Hand hält. Es ist jetzt noch eben so ungewiß wie im Anfange des vorigen Monats, ob die Ruhe, deren unser Welttheil seit dem glücklichen 18ten April genoß, der sichere Vorbote eines beglückenden Friedens seyn wird, oder ob sie nur eine Frist war, in welcher die kriegführenden Theile sich zu neuen und erbittertern Angriffen rüsteten. Denn es steht in der That zu besorgen, daß wenn von neuem Feindseligkeiten ausbrechen sollten, diese nicht blos darum, weil sie mit erquickten und verjüngten Kräften begonnen werden, sondern auch aus dem Grunde von auffallenderer Heftigkeit und Erbitterung charakterisirt seyn werden, weil überall fruchtlose Versuche der Aussöhnung Feinde immer mehr zu erbittern pflegen; weil eine der Partheien, die sich übervortheilt glaubt, diese Täuschung rächen wird, und weil beide sich überzeugt halten, daß nur Strenge, Zwang, Nothwendigkeit, und selbst eine durch die Absicht entschuldigte Grausamkeit die ersehnte und jedem Theile gleich wünschenswerthe Ruhe gewähren können.

Der nur zu laut gewordene Zwist, welcher in Frankreich zwischen den gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten ausbrach, der hier und da Partheigänger sich erwarb, aber doch nicht im Stande war die Masse des Volks, welches sonst so rasch und gern aufstand, aus seiner Ruhe zu bringen und in Partheien zu theilen, hat die Hofnung des Friedens zugleich mit dem Schlusse desselben hingehalten und entfernt. — Wenn Frankreichs Feinde in diesem Zwiste und der Trennung der Nation eine Schwächung der Macht sahen, die allein durch ihre innige Vereinung ihnen bisher furchtbaren Widerstand geleistet hatte, so mußten sie allerdings von einem erneuerten Kriege, dem die Energie vereinter Kräfte fehlte, Hofnungen fassen, die nahe an Ersatz des verlohrnen gränzten, und einen theuererkauften Friedensschluß verzögern. Frankreich selbst aber mußte sich fürchten, anmaßende Krieger, die jenseit der Gränzen her durch Adressen und Deliberationen sich Einfluß in die Regierung ihres Vaterlandes zu verschaffen suchten, in ein Land zurückzurufen, wo die Gesinnungen getheilt und der Saame der Zwietracht, der hier immer einen empfänglichen Boden fand, schon ausgestreuet war.

Es fällt dem Freunde der Unpartheilichkeit schwer, sich für eine von den Partheien, die eine dunkle Gewitterwolke über Frankreich gezogen haben, welche die Stralen der Sonne des Friedens entfernt, zu entscheiden.

So auffallend es seyn mag, daß das Direktorium sich Anmaßungen und constitutionswidrige Schritte erlaubt hat, welche durch Mißverständnisse zwischen den Armeen und Feldherren nur schlecht maskirt werden, so gewiß ist es doch, daß eben dieses Corps, dessen Charakter seit seiner Existenz feste, treue und entschlossene Mäßigung war, nur durch wichtige

Gründe und entschiedene Besorgnisse bewogen werden konnte, solche Maaßregeln zu ergreifen.

Es ist einleuchtend, daß die gesetzgebenden Versammlungen selbst durch manchen ihrer Beschlüsse solche Maaßregeln nothwendig machten.

Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die besonders im Rathe der Fünfhundert herrschende Milde, welche gegen die ehemalige terroristische Strenge so sehr contrastirt, und eben so sehr dazu gemacht ist, die Glieder des Raths bei der Nation, die nichts mehr scheut als die Rückkehr der immer zu spät verflossenen Schreckenszeit, beliebt zu machen, als die Nation selbst in neue Gährungen und Tumulte zu stürzen, für die junge Republik, die noch lange nicht über alle Stürme hinaus zu seyn scheint, bei weitem zu früh ausgeübt wird. — Man rufe die Emigranten zurück, — denn macht man ihnen nicht die Wiederkehr zu leicht? — sie betreten den weiten Boden der Republik, wo es ihnen so leicht Partheien zu bilden, und den constituirten Gewalten so schwer wird, auf ihre Machinationen ein wachsames Auge zu haben. — Der Aristokratism giebt Vorurtheile, wenn sie die Grundlage von Rechten waren, nie auf. — Das hohe Alter, welches diese Rechte mehr zu begründen, sie ehrwürdiger zu machen scheint, dehnt er wenigstens eben so weit in die Zukunft hinaus, als er es aus der Vergangenheit herholt. — Ueberdieß ist es nicht möglich, daß in einem Staate wie Frankreich, der erst kürzlich aus gewaltsamen Erschütterungen hervorging, alle Gemüther mit der jetzigen Ordnung der Dinge, die sie mit dem Verlust mancher ihnen sehr theuren Kostbarkeit erkauften, zufrieden wären. — Unter allen Staatsmaschienen ist die demokratische Republik die zusammengesetzteste; hier und da müssen Reibungen entstehen; diese sind

mit Schmerz verbunden, der die Rückkehr der alten Ordnung nur zu leicht wünscht; ein Wunsch den die Gewinnsucht, welche sich eine Parthei bilden will, nur zu schlau zu nähren weiß.

Eben dahin gehört die Zurückberufung der unbeeidigten Priester, die Begünstigung der katholischen Religion, welche gegen die Grundsätze der wahren Toleranz streitet: denn was ist gewisser, als daß die anerkannte herrschsüchtige Kirche, die ihre Glocken durch ganz Frankreich bald wird ertönen lassen, sich bemühen wird, auch die herrschende Kirche zu werden. — Die Republik hat den Priestern allen ihren Einfluß genommen, und was büßt dieses Geschlecht minder gern ein, als Einfluß und Macht? — Die Synodalversammlung der Geistlichen in Paris, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Europa das auffallende, fast möchte ich sagen, das drollige Schauspiel eines Kirchenconciliums giebt, wird weit eher Unruhen und eine neue Vendee vorbereiten, als Ruhe, Frieden, und stille thätige Religiosität, welche die Tugenden hervorbringt, auf welche sich Menschen- und Staatswohl gründen.

So hat man zwei Partheien hereingerufen, die sich schnell genug vereinigen werden, weil beide schon ehemals eng verbunden waren, Adel und Geistlichkeit. Eine dritte geben die Armeen, die vielleicht bald zurückkehren; und so mag es dem, der alles dies aus der Nähe noch deutlicher sieht, sehr zweckmäßig scheinen, einen Frieden zu verzögern, dessen Hofnung schon zu einem so gefährlichen Vertrauen verleitet. Denn die drohendste Klippe für den kaum entstandenen Staat scheint sorglose Sicherheit zu seyn.

Der mit Portugall geschlossene Friede hat indeß die Hofnung des allgemeinen sehr bestätigt. Frankreich hat dadurch seinem Feinde, England, einen wichtigen Bundesgenossen ent-

riſſen, und in England ſelbſt ſcheint dem Miniſter dieſe Erſcheinung unerwartet und überraſchend gekommen zu ſeyn. Ueber den Verhandlungen in Lille ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel. Auch was die Geſchäfte in Udine betrift, ſo ſcheint die Veſtung Mantua noch immer den Abſchluß des Definitivfriedens aufzuhalten, obgleich neuerdings ein falſches Gerücht ſagte, daß das Direktorium die Abtretung derſelben zugeſtanden habe.

Uebrigens herrſcht überall Ruhe. Die Kriegsrüſtungen geſchehen nur, um auf Nothfälle, die hoffentlich weit entfernt ſeyn werden, bereit zu ſeyn. — Die Unruhen an einigen Orten, beſonders in Turin und Rom, ſind unterdrückt. Ueber das Schickſal Venedigs iſt noch nichts gewiß. Im ehemaligen Griechenlande ſcheinen ſich gleichwohl Bewegungen zu zeigen, die den Sultan beſorgt machen.

Ein für die Menſchheit ſehr wichtiges Ereigniß verdient hier noch Erwähnung. Mit Einwilligung des Pabſtes iſt die Inquiſition in Spanien aufgehoben. — Es iſt hier nicht der Ort, die Folgen davon zu zeigen; jeder, welcher das Wort Inquiſition in ſeiner furchtbaren Bedeutung verſteht, wird ſie ahnen können.

Im ſpaniſchen Amerika hat ein anhaltendes Erdbeben getobt und mehrere Gegenden verſchüttet. Genaue Nachrichten darüber fehlen noch.

Berlin, den 7ten September 1797.

R . . . .

II.

Ueber die italienische Komedie.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Jahrhundert.

Ein gelassener, unpartheilscher Beobachter, der die Fortschritte, welche die Wissenschaften in diesem Jahrhunderte thaten, mit der Abnahme in Vergleich stellt, der die schöne Litteratur unterworfen war, wird ungeachtet des allgemeinen Ausspruches der Gelehrten, die es barbarisch schelten, leicht seine sparsamen Früchte den dürren Blättern und vergänglichen Blüthen des sechszehnten vorziehen. Aber wer seinen Blick, gleich mir, bloß auf ein einzelnes Feld der schönen Kunst beschränkt, kann nicht umhin, seine Stimme mit der des Publikums zu vereinigen; um so mehr, da dies Zeitalter die Komedie nicht nur mit jeder Art von Thorheit, Abgeschmacktheit und Verkehrtheit befleckte, sondern dieselbe mit einer Geringschätzung behandelte, wodurch sie vollends niedergedrückt wurde. Obgleich der Hang zur Schauspielkunst damals mehr Stärke und eine allgemeinere Ausbreitung gewann, das Theater zu einer Hauptbelustigung des bürgerlichen Lebens wurde, und der Reichthum, der Luxus, und die ausgelassenste Verschwendung sich der Bühne bemeisterten, welche die Vernunft und der gesunde Geschmack verlassen hatte, so findet man doch unter der unzählbaren Menge

theatralischer Vorstellungen nur sehr wenige eigentliche Komedien; zum Beweise, daß diese Gattung derselben verachtet und vernachläßiget war.

Dies Räthsel, welches auf den ersten Anblick höchst wunderbar scheint, findet eine sehr leichte Auflösung im herrschenden Geschmacke jenes Jahrhunderts, und man stößt in diesem ohne Mühe auf die Gründe, warum die Komedie für denselben wenig angenehme Befriedigungen enthielt, und auf welche Art die andern Gattungen theatralischer Vorstellungen, die damals im Gebrauch waren, alle Eigenschaften vereinigten, wodurch sie glänzend, anziehend und endlich zu einer Hauptlustbarkeit des Zeitalters werden mußten.

Der Abgott von den Schriftstellern des siebenzehnten Jahrhunderts war die Neuheit. Lediglich diesem opferten sie, und sahen daher mit entschiedener Verachtung auf diejenigen Werke herab, welche vor ihrer Zeit in einigem Ansehen standen. Die zu große Nachahmungssucht, worin die Autoren des sechszehnten Jahrhunderts ausschweiften, war in den Augen der des siebenzehnten unter allen Vergehen gerade das unverzeihlichste, sowohl weil darin diejenigen verfielen, die sie verachteten, als auch, weil sie ein ganz anderes Ziel zum Augenmerk hatte, als dasjenige, welches jene zu erreichen strebten. Gewöhnlich ereignet es sich überdieß, in einem solchen Falle, daß wenn man einen Gegenstand haßt, man nicht nur einen Widerwillen gegen die fehlerhaften Theile empfindet, sondern daß man auch seine guten mit einem üblen Vorurtheile betrachtet, und sie ihm gar oft zur Sünde anrechnet. Daher verstanden die Schriftsteller, von einem allgemeinen Abscheu gegen die Nachahmung erfüllt, nicht wohl zu unterscheiden, in welchen Stücken dieselbe löblich, nützlich und selbst nothwendig sey, und sonderten darin nicht

nur keinesweges das Sklavische vom Freyen, das Ungesuchte vom Gezwungenen ab, sondern wollten auch jetzt nicht einmal die Natur mehr als das Hauptmuster aller Kunst ansehen.

Da sie diese aus den Augen verlohren, sie in ihrer einfachen Schönheit als geschmacklos und verächtlich betrachteten, so erreichten sie zuletzt den allerhöchsten Gipfel der Thorheit und Ausschweifung. Sogleich kamen alle jene abentheuerlichen Erfindungen in einer wundersamen Fülle zum Vorschein, jene falschen oder schielenden Gedanken, und damit der Abgeschmacktheit der Zeichnung ja auch die des Kolorites beikäme, so paßte man der auffallenden Sonderbarkeit der Gesinnungen und Empfindungen auch noch die der Sprache auf das genaueste an. Selbst die Leidenschaften, welche sich sonst gewöhnlich unter allen Umständen am ähnlichsten bleiben, erhielten hier einen widerlichen, unwahrscheinlichen Ausdruck, und die Schriftsteller bemühten sich nicht mehr wie sonst, vom menschlichen Herzen ein treues Bild zu entwerfen, sondern setzten aus den Träumen ihrer gespannten Einbildungskraft ein neues Gemählde zusammen, das jenem, wie sie behaupteten, ähnlich seyn sollte. Wie konnten daher wohl in einem solchen Jahrhundert, wo die Sucht, alle Objekte bis ins Ungeheure zu vergrößern, auf das höchste stieg, und man den einfachen Gang der Natur mit Ekel ansah, die ungeschmückten Darstellungen von häuslichen Sitten und jedermann naheliegenden Gegenständen gefallen, so wie die Komedie sie verlangt? — Und wer kann sich noch wundern, daß diese bald von drey andern theatralischen Vorstellungen verdrängt wurde, die des Zeitalters herrschendem Geschmacke ungleich angemessener schienen? — Dies war zuerst das Schäferdrama; dann eine widersinnige Verbindung vom Heroischen und Niedrigen, Tra-

gischen und Komischen; und endlich das musikalische Drama, welches damals und nachher auf der italienischen Bühne mit dem Trauer- und Lustspiele unter allen am glücklichsten wetteiferte.

Das Schäferdrama fieng in Italien schon im sechszehnten Jahrhunderte zu blühen an, obgleich nicht sogleich in den ersten glücklichen Jahren desselben, sondern späterhin gegen sein Ende, und gerade in demjenigen Zeitpunkte, der vom Nahmen einiger der berühmtesten Schriftsteller einen so ansehnlichen Glanz und Kredit erhielt. Indeß gereicht es selbst diesen immer zu einem verdienten Vorwurfe, daß sie die ersten Saamenkörner eines unreineren Geschmackes ausstreueten, die von ihren späteren Nachahmern begierig aufgefaßt, und unverständig gepflegt, so widerliche Früchte hervorbrachten. Einige Spuren des Schäferdramas in noch früheren Zeiten mögen dazu dienen, um einen sorgfältigen Alterthumsforscher die eigentliche Periode seines Entstehens errathen zu lassen; ich spreche aber hier nur von derjenigen, wo es allgemein anerkannt und geschätzt wurde, und finde dieselbe in dem Zeitpunkte, wo die Nachahmung zwar noch nicht ganz ihren Werth eingebüßt hatte, allein doch schon ein wenig von dem vorigen Ansehen verlohr, weil die Liebe zur Neuheit sich ihr als eine gefährliche Nebenbuhlerin an die Seite stellte.

Es ist wahr, die Alten hinterließen uns kein vollständiges Schäferdrama, indeß trifft man in den griechischen und lateinischen Eklogen ohne Mühe hinreichende Beispiele an, auf welche Art man füglich die Einfalt der Sitten darstellen, den Karakteren ihre Wahrheit und Schönheit erhalten, eine übermäßige Rauheit vermeiden, und doch nie über die Schranken der ländlichen Natur hinausgehen könnte. Hatte man von

den Alten nur erst eine gute Manier erlernt, die Denkungsart der Handelnden zu entwickeln und auszumahlen, so war auch leicht ein Faden gefunden, um den Knoten der Handlung passend zu schürzen. Aber weder Theokrit, noch Virgil war das Lieblingsmodel von den Verfassern des Aminta, Pastor fido, der Fillide, oder den andern berühmten Schäfer-Dramen. Die italienischen Dichter bekleideten gleichsam ihre Hirten nur mit einem zarten Flore von ländlicher Einfalt, unter dem ein zu erkünstelter Scharfsinn des Verstandes, eine zu lautere und reizbare Delikatesse der Empfindung, eine unnatürliche Wendung der Leidenschaften ganz deutlich hervorschimmerte.

So wurde das Schäferdrama zu einer Art von idealischem Gedichte, indem man darin Karaktere einführte, welche in der wirklichen Welt nie ihres Gleichen hatten, und aus verschiedenen sehr abweichenden Sitten angehörigen Theilen zusammengefügt waren. Der Muth eines Kriegers, die Tugenden eines Helden, die Vernunftschlüsse eines Philosophen, und die Artigkeit, Galanterie und Gewandheit eines Hofmannes kommen, eins nach dem andern, bei diesen Schäfern zum Vorscheine, welche Tasso, Guarini oder Bonorelli auf die Bühne führen. Da dies unterdessen Schriftsteller von einem sehr reichen Genie, oder sehr zarten Geschmack waren, so schmückten sie ihre Werke mit einer Menge anderer Schönheiten, und erwarben denselben einen verdienten und entschiedenen Ruf. Deshalb fanden sie im darauf folgenden Jahrhundert einen unermeßlichen Troß von Nachtretern, und die verschrobene Erfindungskraft dieser erzeugte eine um so reichere Ausbeute, da das kränkelnde Zeitalter, von der Nachahmung der Alten, so wie der Natur, immer mehr sich entfernend, diese wunderbaren Geburten eines

regelloſen und gährenden Witzes bald allen andern Schöpfungen des Genies vorzog.

Die Anzahl der Schäferdramas war ſo groß, daß dieſelbe in den erſten dreißig Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bloß die öffentlich herausgegebenen gerechnet, (denn der ungedruckten gab es ſchwerlich viel weniger) bei weitem die Summe der Komedien überſtieg, welche im ganzen Jahrhundert erſchienen. Und ſo wie dieſe Gattung erſt von den Schriftſtellern mit Beifall aufgenommen war, ſo konnte es ihr wohl ebenfalls bei den Zuhörern nicht daran fehlen; nicht allein darum, weil die Vorſtellung den herrſchenden abentheuerlichen Geſchmack traf, ſondern auch weil die darin auftretenden Schäferkaraktere zu ſehr von der Natur und Wahrheit abwichen, um irgend jemandem perſönlich durch eine Aehnlichkeit anſtößig zu werden. Denn wer kann es leugnen, daß die eigentliche Komedie zwar dem Zuſchauer eine ſehr angenehme Unterhaltung gewähre, daß ſie aber zuweilen ebenfalls mit etwas Bitterem vermiſcht ſey? — Jeder von den Anweſenden erwartet darin die Fehler lächerlich gemacht und das Laſter von der ſcharfen Geißel der Satyre beſtraft zu erblicken; wenn aber irgend ein Hieb von dieſer unerwartet auf ihn vorbeifällt, wird ſein Herz darüber gelaſſen und ganz ruhig bleiben? Wird er dem Dichter Beifall ertheilen, und der Beluſtigung ſelbſt viel Geſchmack abgewinnen? Auf dieſe Art erzeugt der Komedie gerade dasjenige, was ihre allgemeinere Nutzbarkeit und folglich ihren Hauptwerth beſtimmt, zugleich tauſend erbitterte Widerſacher, die ſie der erſten, beſten Nebenbuhlerin aufzuopfern immer bereit ſind.

Wirklich führte ſich zu der nämlichen Zeit, wo die Schäferdramen eine Menge von Bewunderern auf Unkoſten der guten Komedie anlockten, noch eine andere Art von theatra-

lischer Vorstellungen ein. Diese bestand in einer wunderlichen Zusammensetzung von mannichfaltigen Theilen, die man beiden, sowohl dem Trauer- als dem Lustspiele, abborgte, und ohne Anordnung und Regel in ein Ganzes verschmolz, das auf diese Art weder dem einen noch dem andern ähnlich blieb. Die Dichter bildeten sich ein, in einem und demselben Schauspiele Größe und Niedrigkeit, Ernst und Lächerliches, die erhabensten und kleinlichsten Leidenschaften schicklich vereinbaren, und daraus eine Schöpfung hervorbringen zu können, welche die Vorzüge aller andern enthielte. Dies Ungeheuer (wie man es nennen muß) ließ beynahe immer die beiden Quellen des wahren Tragischen, das Schrecken und das Mitleid, vernachläßigt liegen, und schränkte sich darauf ein, dem Trauerspiele das Edle des Gegenstandes und der Materie abzuborgen. So entlehnte es gleichfalls aus der Komedie nicht etwa die Nachahmung der Sitten und die Bestrafung des Lasters, sondern bloß die Ueberladung der aufgestellten Karaktere und irgend einen oder den andern Zug des Lächerlichen. Die heroischen Leidenschaften und kriegerischen Zwiste werden von Zeit zu Zeit auf der nämlichen Bühne von den Zänkereyen der Bedienten und den Intriguen der Hofnarren unterbrochen, welche mehrentheils die Handlungen ihrer Herren bloß parodirten. Es schien gleichsam, als ob die Schauspieler auf zwey ganz verschiedene Klassen von Zuhörern, auf eine rohe und auf eine gebildete, Rechnung gemacht hätten, und eine und dieselbe Handlung daher für diese in einem edlen und anständigen, für jene in einem schlechten und niedrigen Gewande darstellen wollten. Clytemnestra's Untreue, die Liebschaften Dido's, die Bezauberungen Armidens wurden auf eine drolligte Art von den schlauen Hofdamen, oder den einfältigen Landmädchen nach-

geäfft, die in einem furchtsamen Schildknappen, oder in einem spashaften Bedienten, ihren Aegist, ihren Aeneas, und Rinaldo antrafen. Was für ein ekelhaftes Gemisch mußte nicht die Verbindung so verschiedenartiger Dinge hervorbringen, und wie übel die ungeheure Menge solcher damals ans Licht kommenden Vorstellungen dem gemeinsten Menschenverstande behagen!

Vielleicht mindert selbst der Gedanke, daß das italienische Theater diese Gattung von Schauspielen keinesweges erfand, sondern andern Nationen lediglich nachahmte, seine Schuld und Schande nur sehr wenig. Wäre die englische Litteratur zu jener Zeit so bekannt in Italien gewesen, als sie es jetzt ist, so könnte man muthmaßen, daß dem unvergleichlichen und unerreichbaren Shakespeare diese Eigenheit abgesehen wurde, dem erhabensten Tragischen niedrige und komische Episoden anzuschließen; und es wäre um so schmerzhafter, daß man in der Nachahmung alle außerordentlichen Vorzüge dieses Schriftstellers übergangen habe, und gerade bey einem Fehler stehen geblieben sey. Allein nicht die englische, sondern die spanische diente hierin der italienischen zum Vorbilde. Die Aehnlichkeit der Sprachen, die Gemeinschaft und Vertraulichkeit zwischen beiden Nationen, die Unterwerfung mehrerer italienischen Provinzen unter dem spanischen Szepter, machten hier ebenfalls das spanische Schauspiel ziemlich gemein, und von ihm, das sonst einen Ueberfluß an lebhaften, witzigen und fruchtbaren Schriftstellern besaß, entlehnte der üble Geschmack, welcher damals herrschte, gerade seine abentheuerlichste Mißgeburt.

Bey dieser Klasse von Geisteswerken erkannte man die komische Kunst lediglich in einzelnen Szenen, und gleichsam nur funkenweise, während daß der Haupttheil der Vorstellung von der heroischen Handlung ausgefüllt wurde, in der doch für

einen gereinigten Geschmack das eigentliche Lächerliche des ganzen Stückes liegt. Um endlich diesem Ungeheuer auf der Bühne den Vorzug vor der wahren und guten Komedie zu verschaffen, trug noch ein Großes die Bequemlichkeit bey, welche dasselbe an die Hand gab, den ganzen Pomp der Dekorationen auszukramen, welche damals ungemein Mode waren, und von jeher einen beträchtlichen Schwarm von Verehrern gehabt haben; denn was in die Augen fällt, ist am leichtesten verstanden, und bringt daher immer den größten Theil der Zuschauer auf seine Seite. Einem verwirrten Gemengsel von Tragischen und Komischen fügte man noch Zweykämpfe, Schlachten, Stürme, Schiffbrüche, Feuersbrünste, Triumphe, Aufzüge, und jeden andern nur denkbaren Gegenstand einer prachtvollen Verzierung hinzu. Auch die Mythologie und Allegorie gaben fabelhafte oder idealische Zwischenredner zu den Auftritten her, welche alles in sich vereinigten; und mitten unter dem Spaß der Bedienten, und den unbedeutendsten Witzeleyen stiegen auf einmal die Gottheiten des Olymps majestätisch herab, kamen die Najaden aus dem Silberschaume der Gewässer hervor, ließen sich die Dryaden halbversteckt hinter den Gebüschen erblicken.

Doch dies reichte noch nicht hin. Und als eröfne die Fabel einer zügellosen Einbildungskraft ein noch zu enges Feld, suchte diese sich ein weiteres und fruchtbareres im Reiche der Magie und der Bezauberungen. Hier fand sie neue Quellen des Wunderbaren, womit sie auch in der That den gemeinen Haufen überraschte und hinriß. Ich behaupte keinesweges, daß dieser letztere eines Gefühles für das wahre Schöne und Delikate ganz unfähig sey, nur glaube ich, daß er einer Vorbereitung, Gewöhnung, und vielleicht selbst einer Anweisung bedürfe, wie er

es recht zu schmecken habe; indeß auf der andern Seite das Erstaunen keines hinzukommenden Hülfsmittels bedarf, um sich den Weg zu Aller Herzen zu bahnen. Mit einem Schlage erschüttert es den ungewahrsamen Zuschauer, und läßt ihm im Rausche seiner Lebensgeister weder Zeit noch Raum zu einem kühleren Nachdenken über die eigentliche Natur des Objekts.

Während daß die theatralische Dichtkunst mit den Schäferdramen den feinern Geschmack auf ihre Seite zog, und zugleich durch die beschriebenen tragi-komischen Ungeheuer ebenfalls die Stimme des gemeinen Haufens gewann, entdeckte sie noch eine andere Quelle von unterhaltender Neuheit, und rief eine Gehülfin herbey, die mit ihren süßen Melodien jedes fühlbare Wesen bezauberte, und den Worten, welche sie damit begleitete, eine um so stärkere Deutung verschaffte. So entstanden die Dramen für die Musik. Diese einzige Lieblingstochter des Glücks unter den schönen Künsten machte sich bald zur unbeschränkten Gebieterin des Theaters, und dehnte hier selbst ihren Despotismus nach und nach so weit aus, daß sie darauf nur noch selten der vernachläßigten Tragedie, so wie der herabgewürdigten Komedie einen Zutritt verstattete.

Der Gesang war dem Schauspiele in der That nie ganz fremd gewesen, und selbst in den ersten unvollkommenen Versuchen von diesem hatten zwischen den Aufzügen und unter den Scherzen der Possenreißer immer ernsthaftere Lieder und unterhaltende Tänze ihre Stelle gefunden, aber erst nach dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts trug es sich zu, daß die Musik, anstatt wie sonst zu irgend einer Episode des Schauspiels zu dienen, sich zu dem vorzüglichsten Theile desselben machte, und die Poesie, von der sie doch eigentlich nur zu Hülfe gerufen war, selbst undankbar in ihre Fesseln schlug. Entweder

borgte Ottavio Rinuccini dem Horazio Vecchi diese Idee ab, oder beide fielen, ohne von einander zu wissen, beynahe zu gleicher Zeit auf den nämlichen Gedanken, (ein Ereigniß, welches sich sehr leicht zutragen kann, und womit man sich, wohl beherzigt, so manche unnütze Untersuchung über Schriftstellerplagiate ersparen möchte) genug, nicht eher als im Jahre 1597 erhielt Italien ein vollständiges musikalisches Drama von der Hand des Vecchi, und die andern drey, welche ohngefähr in diesem Zeitpunkte, oder kurz nachher Rinuccini schrieb, traten nicht eher als 1600 ans Licht. Alle vorhergehenden Spuren des Melodramas wurden gänzlich von den Werken des zweyten dieser Schriftsteller verwischt, und der Euripides, das beste unter Rinuccini's Dramen, welches allen Bemühungen einer großen Anzahl von Dramatikern zum Trotz, ein ganzes Jahrhundert lang unübertroffen blieb, verschaffte der Musik einen vollständigen Triumph auf der Bühne.

Dies Zeitalter, das so begierig nach dem Ruhme neuer Erfindungen geizte, konnte mit Recht dies Schauspiel als seinen Zögling betrachten, und stolz darauf seyn. Auch der Sucht nach dem Großen, Wunderbaren und Prächtigen, welche damals herrschte, eröfnete es ein weites Feld, ihren ganzen Pomp auszukramen. Man möchte selbst noch hinzufügen, daß die Vernachläßigung des einfachen Naturganges vielleicht dazu beytrug, einen solchen Fanatismus für die Musik zu erwecken, die (mit Erlaubniß ihrer Verehrer sey es gesagt) doch nur eine sehr fremdartige und beynahe unkenntliche Nachahmung der Natur ist. Ich weiß es sehr wohl, daß die Musik eigentlich mehr auf Erhabenheit und Veredlung, als auf Treue in dieser Nachahmung Ansprüche macht, indem sie dem Ausdrucke unserer Leidenschaften Stärke und Lebhaftigkeit zu ertheilen sucht,

und

und dieselben gleichsam idealisirt, ohngefähr wie die Griechen die Schönheit ihrer Gestalten. Aber wenn man auch der Musik den Vorzug dieses Zweckes einräumte, wer kann nun beweisen, daß sie, im Ganzen genommen, ihn jemals erreichte? Wir finden, es ist wahr, außerordentliche Beyspiele des Schönen und Erhabenen, und überhaupt (wie Engel es nennt) der musikalischen Mahlerey hin und wieder in unsern Dramen verstreut, aber nur höchst selten, oder vielleicht niemals vereinigt zu einem makellosen und in allen seinen Theilen vollkommenen Ganzen. Vielleicht zeigte die Kirchenmusik unter philosophischen Händen mehr als alle ihre übrigen Schwestern, was die Tonkunst vermöge, wenn sie erhabene Worte mit einer angemessenen Würde begleitete. Aber diese einzelnen Fälle machen im Grunde nur noch den Mißbrauch sichtbarer, wozu sie sich auf der Schaubühne herabwürdigen ließ.

Indeß zog die Musik jede Klasse von Zuhörern an, und beherrschte in kurzer Zeit die berühmtesten Theater. Die Sänger wurden zu Lieblingen der Höfe, und die beyspiellosen Kontributionen, welche dieser unersättliche Haufe dem Publikum abzwang, dienten nur dazu, ihn noch im Ansehen höher zu bringen, weil von jeher die Größe der Belohnung in den Augen der Thoren, woraus der gemeine Haufe fast allein bestehet, zugleich auch die Größe des Verdienstes bestimmte. Die Satyriker, welche mit ihrer scharfen Geißel im Grunde dem Zeitalter einen wahren Dienst erweisen, dessen Laster sie zur Belehrung auf die Nachwelt zu bringen suchen, eiferten sehr laut wider die sinnlose Verschwendung, womit man im siebenzehnten Jahrhundert die Verschnittenen und Phrynen des Theaters verwöhnte. Doch allen beißenden Einfällen eines Abbati und Rosa zum Trotze erhielt das Gegurgel einer klaren

Stimme nicht weniger Beyfall, und blieben die Theaterdichter nicht minder armselig.

Im Grunde war dies freilich ein sehr erklärbares Ereigniß. Die Komedie hatte nie einen andern Zweck als den des Nutzens und Unterrichts, die Musik hingegen lediglich den der Unterhaltung, und die Menschen waren von jeher geneigter, die Beförderer ihres Vergnügens als die ihrer wahren Vortheile zu belohnen. Auf diese Art fand die Poesie, welche die Musik zuerst auf die Schaubühne rief, bald Ursach genug, diesen übereilten Schritt zu bereuen, indem sie neben ihr zu einer verachteten Sklavin herabsank; und was noch übler war, so konnte sich die Komedie zu ihrer Selbstvertheidigung nicht einmal mehr ihrer eigenen Waffen, des Lächerlichen, bedienen, weil die Musik es nicht unter ihrer Würde glaubte, von ernsthaften Gegenständen zu Scherz und sogar zu Possen niederzusteigen.

Wenn indeß auch diese erwähnten drey Arten theatralischer Vorstellungen einige Lauigkeit gegen die eigentliche Komedie hervorbrachten, so wurde dieselbe doch darum nicht gänzlich vernachläßigt, ob sie gleich wieder auf der andern Seite von der litterarischen Verderbniß des Zeitalters sehr vieles litt. Außer den Mitgliedern der Akademie der Intronati, welche in Siena mit der der Rozzi zu wetteifern begann, kann man höchstens den Stellati, Altani, den Duca Gaetani, den Maggi, und einige wenige andere als Verfasser regelmäßiger Komedien aufführen; und wollte man ebenfalls noch einige zu diesem Jahrhundert zählen, welche darin starben, aber schon im vorhergehenden geblühet hatten, so verdienen mehrere berühmte Namen, und unter diesen besonders Guarini, Verfasser der Wassersüchtigen, hier einen Platz. Doch

über alle ragt alsdann Johann Baptista della Porta, ein neapolitanischer Edelmann, hervor, der sich schon im vorhergehenden sechszehnten Jahrhundert durch seine Bemühungen in ernsthafteren wissenschaftlichen Fächern auszeichnete, sich aber mit zunehmendem Alter der Schauspielkunst widmete, welche er schon von früher Jugend an geliebt hatte. Ob man gleich über die eigentliche Zeit der Bekanntmachung von seinen Komedien ungewiß ist, so muß er doch (da er im Jahre 1615 starb) von den neunzehn gedruckten und mehreren andern Schauspielen, die, wie man weiß, von ihm herrühren, einige im sechszehnten Jahrhundert geschrieben haben.

Diese genannten Schriftsteller folgten alle getreulich dem Gange der Komedie des vorhergehenden Jahrhunderts, und selbst Della Porta wich nicht davon ab. Doch kann man ihm das Verdienst nicht absprechen, daß er der komischen Handlung mehr Stärke und Nachdruck, dem Knoten derselben eine anmuthigere Verwickelung und ein allgemeineres Interesse zu geben versuchte. Der Vorgang in seinen Stücken besitzt gewöhnlich viel mannichfaltigen Reichthum, doch ohne Unwahrscheinlichkeit; ist mit Feinheit verwebt und verschlungen, doch ohne Verwirrung; löst sich mit Schnelligkeit auf, doch ohne Unschicklichkeit. Auch der Styl, worunter ich hier die Kunst des Dialogs verstehe, hat seinen Theil von rascher und fester Entschlossenheit, und ahmt das vertraute Gespräch aufs vollkommenste nach, frey von langweiligem Geschwätz und unnützen Seitensprüngen; einem Lieblingsfehler der Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, welche darüber Fortgang und Handlung ungestört einschlummern ließen.

Wenn er indeß auch diese Gebrechen vermied, so gelang es ihm nicht so gut in Rücksicht der Einförmigkeit seiner Ka-

raktere. Dieselben affektirten Pedanden, die nämlichen prahlerischen und feigen Soldaten, zänkischen und knauserigen Alten, und verschlagenen, hinterlistigen Bedienten kommen fast in allen seinen Komedien vor, und es liegt etwas höchst sonderbares in dem Umstande, daß dieser philosophische Schriftsteller, der eine so außerordentliche Mannichfaltigkeit in den Nuancen der Gesichtszüge entdeckte und genau unterschied, nie auf den Gedanken fiel, daß der innere Karakter der Menschen vielleicht nicht geringeren Abartungen unterworfen sey. Man könnte daher die Personen seiner Schauspiele füglich mit den Kartenbildern vergleichen, vermittelst deren zwar in verschiedenen Kombinationen ebenfalls ein verschiedenes Spiel herauskommt, die aber darum nicht weniger die nämlichen Figuren bleiben.

Auch in den Liebhaber-Karakteren verfiel er in diese Monotonie. Denn da er sie, der im Schwange gehenden Mode nach, weniger die Sprache des Herzens als die des Witzes reden ließ, so suchten sie in einem wichtigen und rührenden Moment oft nach dem Golde im Haare der Geliebten, nach den Rosen auf ihren Wangen, den Korallen auf ihrem Munde, dem Schnee auf ihrem Busen, und wenn sie nach so wunderlichen Ausschweifungen ja ein wenig Athem schöpften, so verschwendeten sie ihn auf der andern Seite wieder dazu, mit sophistischer Spitzfündigkeit vom Feuer zu schwatzen, worin sie brannten ohne vernichtet zu werden, von einer Leidenschaft, die sie verzehrte ohne sie zu tödten. Della Porta machte unterdessen ein ansehnliches Glück auf der Bühne, seine Komedien wurden nicht bloß in Neapel, sondern auch durch ganz Italien mit dem nämlichen Beyfall gegeben, und wären vermuthlich selbst nach einer so langen Zeit nicht gänzlich vernachläßigt,

wenn sie nicht einige Makel in der zu freyen Sprache gehabt hätten, die man nachher mit so großem Rechte vom Theater verbannte. Vorzüglich auf Rechnung dieses Schriftstellers, außer der Verbreitung des spanischen Geschmacks in Italien, muß man es schreiben, daß man jetzt in der Komedie eine feinere Verschlingung und schwierigere Auflösung des Knotens zu schätzen anfing.

Dies waren (die beiden berühmten und vortreflichen Stücke des Bonarroti ausgenommen, die einem ganz andern Zeitalter anzugehören scheinen, und wegen Behandlung ländlicher Gegenstände vielmehr zu den Schäfergedichten gerechnet werden können,) die wenigen guten Werke, welche dies Jahrhundert hervorbrachte. Die übrigen sind nun gänzlich vergessen, füllten deshalb aber damals die Bühne nicht minder, noch mit geringerem Beyfalle aus. Das Aufgeblasene, welches im sechszehnten Jahrhunderte alle wissenschaftlichen Zweige ansteckte, ließ die Komedie eben so wenig verschont. Zu viel Verwickelung, zu viel Scherz und Laune, zu viel Geist und Scharfsinn rückten den Komikern alle Begriffe von Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Natur aus den Augen. Der Gegenstand der Komedie ward nicht mehr von irgend einem Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft hergenommen, sondern die bloße Einbildungskraft, ohne sich vom Beobachtungsgeiste rathen zu lassen, wählte dazu eine Zusammenreihung ungewöhnlicher Ereignisse, die, nach einem langen Hader und Wettstreite unter einander, endlich zu einer eben so wunderbaren und unerwarteten Entwickelung kamen. Noch dazu war man in der Auswahl der Mittel, womit man die Handlung hier und da in ihrem raschen Fortgange aufhielt, oder zuletzt den Knoten löste, nicht sonderlich delikat, sondern setzte meistens unter allen erdenk-

lichen gerade die abentheuerlichsten und abgeschmacktesten ins Werk. So wurden zu Zeiten die verborgensten Geheimnisse, von denen die ganze Entwickelung des Stückes abhing, dadurch enthüllt, daß zwey Personen von zwey verschiedenen Seiten sehr müßig auf die Bühne herschlenderten, sich in einem höchst unnützen Selbstgespräche mit demjenigen bekannt machten, was sie schon lange gewußt hatten, so einer von dem andern behorcht wurden und ihn wieder behorchten, aber doch nie auf den Einfall geriethen, sich umzudrehen und sich zu erkennen. Oder ein unbedeutendes Mißverständniß, das mit einem einzigen Worte mehr, aufgeklärt oder vermieden wäre, erzeugte eine wüthende Eifersucht, die an wichtigen Begebenheiten schwanger war; einen Unwillen, aus dem eine unversöhnliche Feindschaft entsprang; eine Täuschung, welche sich mühsam zwischen den andern Ereignissen hin- und herwand, den Knoten schürzte, und selbst aufgelöst ihn am Ende unbehülflich zerriß.

Umsonst würde man alle Ungereimtheiten herzählen wollen, die von den Komikern aus bloßer Sucht nach Neuheit ersonnen wurden; aber noch weit mehr befleißigten sie sich des Ungewöhnlichen im Titel ihrer Stücke, als in der Wahl der Materien; spannten, um es hervorzubringen, ihren ganzen Witz auf die Folter, bedienten sich oft dazu eines Wortspieles, oder eines scheinbaren Widerspruches, wie: Der betrogene Betrug, die Freyheit in Ketten, die todte Lebendige, die mitleidige Grausamkeit, das tugendhafte Laster, u. s. w., erzeugten so Ueberschriften, worauf sie sich mit Recht etwas zu gute thaten, weil sie dieserwegen des unbegränzten Beyfalles eines jede Abentheuerlichkeit liebenden Publikums im Voraus gewiß waren.

Diese Schauspiele enthielten auch nicht die geringste Ver-

schiedenheit in den Karakteren; etwas, das in der That Schriftsteller unmöglich erreichen konnten, welche die Natur, die allereinzige Quelle alles Schönen und Wahren, so wenig studirten. Sie verfielen daher in den Fehler der manierirenden Maler, welche sich in der Form der Körper, im Ausdruck der Physionomien ohne Unterlaß wiederholen. Auch verwendeten sie wahrscheinlich nicht viel Mühe auf diese Dinge; denn die Einführung der Masken, von denen ich unten werde weitläuftig reden müssen, schien eine Mannichfaltigkeit in den lächerlichen Theilen des Stücks beynahe überflüßig zu machen, und um die ernsthaften bekümmerten sie sich nur sehr wenig. Der Dialog machte den großen und fast einzigen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit aus, und mit diesem erzwangen sie eigentlich das Beyfallgeschrey und Händeklatschen der Zuhörer, die ihrer Meynung nach eines Künstlers würdigste und angenehmste Belohnung.

Den Dialog konnten sie nämlich mit allen Blümchen verzieren, welche man in dieser herrschenden Jahrszeit des Geschmacks gern sah, und jedem andern Schmucke vorzog. Die ganze unermeßbare Reihe von Allegorien, Anspielungen, Antitheſen und Wortspielen, wovon alle poetischen Schöpfungen übervoll waren, fand ihr Plätzchen im komischen Gespräche. Zwar ließ man den Wortschwall und die Weitschweifigkeit des funfzehnten Jahrhunderts einigermaßen bey Seite, und ertheilte der Unterredung ein gewisses, mehr nervigtes und gedrängteres Wesen; doch nicht etwa aus Liebe zur Natur und zur Wahrheit, sondern lediglich um mit seinem Witze und Scharfsinne mehr Aufsehen zu machen. Auf diese Art webten sie oftmals lange Szenen von wechselnden Fragen und Erklärungen über nichtswürdige Einwendungen, übelverstandene

Worte, halb ausgedrückte und halb begriffene Ideen ohne alle Bedeutung zusammen, worüber die Zwischenredner vom interessanten Gegenstande, der eigentlich das Gespräch hervorgebracht hatte, nach und nach gänzlich abwichen, aus einem Mißverständniß ins andere, aus dem Hundertsten ins Tausende geriethen, und endlich mit einem Wettstreite von witzigen Einfällen schlossen, worüber die Hauptmaterie gänzlich in Vergessenheit kam. So vertrödelt z. B. ein alter Geizhals über solche Kleinigkeiten die edle Zeit, in der er einen vortheilhaften Kauf abschließen konnte; bald zerstreuten sich damit ein Paar eifersüchtige Nebenbuhler, welche mit gezogenem Degen schon zu einem Zweykampfe bereit standen; bald vergaß darüber ein erzürnter Vater die Strafpredigt, welche er einem liederlichen Sohne zugedacht hatte; bald ward dadurch das Gedächtniß zweyen unglücklichen Liebenden untreu, die sich eben auf ewig das letzte Lebewohl sagen wollten. Allegorien, ausschweifende, übertriebene Gleichnisse wurden in jeder Szene, unter allen Umständen, im Munde einer jeden Person, ohne Geschick, Maaß und Unterschied auf einander gehäuft; der Hausherr, welcher den Bedienten ihre Arbeiten zutheilt, ward mit einem Schiffe verglichen, das die erzürnten Wogen ungestüm hin- und herschleudern, und die Bedienten legten ihm hierauf Rechenschaft von ihrem Tagewerke unter der Allegorie eines Pilgrimms ab, der, von der Dunkelheit der Nacht im Gebüsch und Sümpfen irregeführt, endlich den verlohrnen Pfad wiederfindet. Da die Schriftsteller sich außerdem in den komischen Auftritten das unwandelbare Ziel vorsteckten, Lachen bey jedem Worte zu erregen, so mußten sie nothwendig ins Niedrige, Unanständige, Langweilige und Abgeschmackte verfallen; denn indem der Dialog nicht immer vollkommen genau am

Faden der Handlung aufgereiht werden kann, so suchten sie das Lächerliche weit öfter durch Ausdrücke als durch Begebenheiten hervorzubringen.

Diesen Bemerkungen über die Ungestalt der Komedie des siebzehnten Jahrhunderts muß ich noch einige andere über zwey Gebräuche hinzufügen, welche sich darin eingeführt hatten: nämlich über die Vorstellungen aus dem Stegereife, und das Auftreten der Masken. Beide entstanden zwar nicht eigentlich in diesem Jahrhundert, aber beide gewannen darin einen so unbeschränkten Einfluß auf die Bühne, daß man sie im Anfange unsers Zeitalters beynahe als die einzigen Beherrscher derselben ansehen kann.

(Wird fortgesetzt.)

III.

Ueber das Privatleben der Deutschen nach der Völkerwanderung und vor Karl dem Großen.

Von

Herrn Herzog.

(Beschluß.)

4. Ueber die Verhältnisse, in denen beide Geschlechter gegen einander standen.

Die Achtung, welche man früh schon in Deutschland dem weiblichen Geschlechte gezollt hatte, dauerte fort, und wurde in Europa allgemeine unterscheidende Sitte. Die Morgenländer und Völker anderes Stammes sahen in den Weibern nur Schwäche, und ließen sich von ihnen ehren, wie man sich von Sklaven ehren läßt. Das Weib gehört nicht zum Volke, nimmt an keinen männlichen Gesellschaften und Gastmählern Theil, und führt ein ödes einförmiges Leben. Nicht so bei den Germanen. Frauen und Jungfrauen waren die schönste Zierde ihrer Gesellschaften. Man bezeigte ihnen seine Ehrfurcht durch einen Handkuß, oder auch wohl dadurch, daß man sich vor ihnen auf ein Knie niederließ. Sie hatten dabei noch immer die Aufsicht über das Hauswesen, und der Mann ließ sich ihre Anordnung gefallen.

Wie fein man in der Behandlung edler Frauen und Jungfrauen war, erhellet unter andern aus einer Erzählung des Paul Warnefried a). Als Autharis unerkannt, an dem Hofe des Herzogs von Baiern, den Willkommen aus den Händen seiner ihm bestimmten Braut Theudelinde empfing — er hatte sich unter die longobardische Gesandtschaft gemischt — wurde er von ihrer Schönheit so berauscht, daß er sich vergaß, ihre Hand mit seinem Finger berührte, und endlich sogar ihr Gesicht streichelte. Das gute Mädchen erschrak, ließ sich aber nichts merken, sondern erzählte nachher mit Unwillen ihrer Hofmeisterin, was sich der junge Mann, im Gefolge des longobardischen Gesandten, gegen sie herausgenommen habe. Diese tröstete sie aber mit der Versicherung, das könne nur der König der Longobarden selbst gewesen seyn, denn ein andrer würde es nicht gewagt haben, sie zu berühren. Diese Vermuthung bestätigte sich bald. Als die Gesandtschaft in Begleitung mehrerer vornehmen Baiern auf der italischen Gränze angekommen war, und Baiern und Longobarden sich trennen wollten, warf Autharis seine Streitart so mächtig, als er konnte, in einen Baum mit den Worten: Solche Hiebe pflegt Autharis zu thun! Theudelinde erwarb sich in der Folge die Liebe der Longobarden in einem so hohen Grade, daß man sie, nach ihres Gemahls Tode, der schon nach sechs Jahren erfolgte, fortzuregieren, und sich aus den longobardischen Edeln einen neuen Gemahl zu erkiesen bat. Die Wahl fiel auf den Herzog Agilulf, einen nahen Verwandten des Autharis, einen schönen und tapfern Mann. Er wurde nach Hofe beschieden, ohne daß man ihm die Absicht kund that. Er er-

a) Paul. Diac. L. III. c. 31.

schien. Die Königinn eilt ihm entgegen, und als er mit ihr in das Zimmer tritt, ergreift sie einen Pokal, trinkt zuerst, und reicht ihn dann dem Agilulf. Kniend empfängt dieser den Pokal aus ihren Händen, die er dankbar küßt. Erröthend hebt sie den Herzog auf, und lächelnd spricht sie die Worte: Wer Erlaubniß hat, mir den Mund zu küssen, darf mir den Handkuß nicht geben a).

In den ältesten Gesetzen finden wir die deutlichsten Spuren der Achtung gegen das weibliche Geschlecht. Das Wehrgeld für den Todtschlag einer schwangern Frau betrug bei den salischen Franken 700, für eine Frau, die bereits gebohren hatte und noch gebähren konnte, 600 Schillinge; indeß das Wehrgeld für den Mord eines freien Mannes nur 200 betrug b). Bei den Allemannen wurde der Mord eines Frauenzimmers immer doppelt so hoch gebüßt, als der einer Mannsperson c). Wer ein freigebohrnes Frauenzimmer eine Hure oder eine Hexe schalt, ohne den Vorwurf beweisen zu können, mußte ihr 187 Schillinge erlegen, fast so viel, als der Mord eines freien Mannes kostete d). Wer bei den Saliern einem freien Frauenzimmer, wider ihren Willen, den Finger berührte, mußte sie mit 15 Schillingen entschädigen; gerade so viel, als er bezahlen mußte, wenn er einem freien Manne den Mittelfinger abgehauen hätte. Berührte er den Arm, so wurde das Wehrgeld auf 30 Schillinge erhöhet; kam er mit seiner Hand über den Ellenbogen des Mädchens, so mußte er 35 Schillinge

a) Neues Gött. hist. Mag. 1. Bd. 1. St. Beiträge zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der ältesten Deutschen.

b) L. Sal. Tit. 26. 44.

c) L. Alam. Tit. 68. §. 4.

d) Leg. Sal. Tit. 67. §. 2.

erlegen, und berührte er sogar ihren Busen, so kostete das 45 Schillinge; gerade so viel, als er hätte bezahlen müssen, wenn er einem freien Franken drei Finger oder die Nase abgeschnitten hätte. Niedriger als bei den Franken, stand das Wehrgeld auf dergleichen Verletzungen der Anständigkeit, bei den Baiern und den Allemannen, theils vielleicht, weil das Geld weniger häufig bei ihnen war, theils aber auch, weil sie, weiter entfernt von den verderbten Römern, dergleichen strenge Gesetze nicht nöthig hätten. Wenn jemand einer Jungfrau öffentlich das Haar losriß, oder sie so entblößte, daß ihr Knie sichtbar wurde, so mußte er sechs, und entblößte er sie bis an die Schaam oder den Hintern, zwölf Schillinge bezahlen; womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde büßen konnte. War es eine verheirathete Person, so mußte er doppelt so viel entrichten a). Nothzucht in dem vordern Frauenhause kostete sechs, in dem hintern nur drei Schillinge. Was ein öffentlicher Anstoß werden konnte, wurde also höher gebüßt und schärfer gestraft.

Man sieht aus diesen und ähnlichen Gesetzen, wie sehr man Mißhandlungen, die an Frauenzimmern geschahen, bestrafte, und wie sehr man für die Unverletztheit der weiblichen Schamhaftigkeit und Keuschheit Sorge trug. War gleich, unter den in Gallien lebenden Franken, in dieser Hinsicht eine gewisse römische Libertinage eingerissen, daß es sogar ein allge-

a) Si qua libera femina virgo vadit in itinere suo inter duas villas, et obviavit eam aliquis, et per raptum denudat caput ejus, cum sex solidis componat. Et si ejus vestimenta levaverit, ut usque ad genicula denudet, cum sex solidis componat. Et si eam denudaverit, ut genitalia ejus appareant vel posteriora, cum duodecim solidis componat. — Si autem mulieri haec fecerit, omnia dupliciter componat. Leg. Alam. Tit. 48.

meines Gelächter erregte, als ein edler Franke seine mit einem Andern durchgegangene Frau zurückforderte a): so war das eigentliche Deutschland doch von dieser Sittenlosigkeit frei geblieben, und besonders hielten die Altsachsen ungemein auf Heilighaltung des Ehestandes, und auf Unverletztheit der jungfräulichen Keuschheit. Bonifaz schreibt an einen sächsischen König, Ethelbald in England b): „Diese Heiden, welche „den wahren Gott nicht kennen, thun von Natur, was göttlichen Gesetzes ist. Sie leben in einer heilig gehaltenen Ehe, „und strafen Hurer und Ehebrecher. Wenn in Altsachsen eine „Jungfrau das väterliche Haus beschimpft, oder ein verheirathetes Weib die Ehe bricht, so zwingt man sie zuweilen, „sich selbst zu erhenken, und ihren Verführer henkt man über „den Scheiterhaufen, auf welchem ihr Körper verbrannt wird. „Zuweilen wird die Strafe noch empfindlicher. Es versammelt „sich ein Haufen Weiber, welche sich mit Geißeln und Ruthen „bewaffnen. Sie reißen der Sünderin die Kleider bis auf den „Gürtel vom Leibe, und treiben sie so von einem Hofe zum andern. Der Haufen der Strafenden vermehrt sich mit jedem „Schritte. Oft haben sie sogar kleine Messer, mit denen sie „diesen armen Schlachtopfern so lange zusetzen, bis sie entweder ganz todt, oder wenigstens ohnmächtig zu Boden stürzen: und das thun sie, setzt Bonifaz hinzu, um andern „jungen Weibern und Mädchen einen Abscheu gegen Ehebruch „und Hurerei einzuflößen."

Auch unter den Longobarden herrschte noch in der Mitte dieser Periode eine ziemliche Sittenreinheit. Ein merkwürdiges

a) Aimoin. de gest. Franc. L. III. c. 6.

b) Ep. 19.

Beispiel davon erzählt Paul Warnefried a). Ein Chan der Avaren hatte bei der Eroberung einer longobardischen Stadt vier edle Longobardinnen zu Gefangenen bekommen. Sie fürchteten für ihre jungfräuliche Ehre, und banden deshalb rohes Hühnerfleisch unter ihren Busen, das durch die Wärme ihres Körpers sehr bald in Fäulniß überging. Hierdurch wurde ein übler Geruch um sie her verbreitet, und da die Avaren sich ihnen nähern wollten, wurden sie durch denselben zurückgeschreckt. In der Meinung, alle Longobardinnen röchen so, ließ man die edeln Mädchen unangefochten, und befreiete sich sehr bald von ihnen. Sie wurden in der Folge alle an deutsche Fürsten vermählt.

Die Ehen wurden, nachdem durch die Probenächte die Tüchtigkeit beider Theile bewährt war b), durch die Hand des Priesters bestätigt. Wann dies zuerst geschehen, weiß ich nicht. Gekauft wurde die Braut von ihren Aeltern keinesweges, man müßte denn das einen Kauf nennen, daß bei der Verlobung den Verwandten ein Schilling und ein Denar bezahlt wurde. Sogar König Chlodwig zahlte bei Empfang der burgundi-

a) L. IV. c. 38.

b) Außer dem, was Fischer in dem bekannten Buche über diesen Gegenstand S. 45. angeführt hat, habe ich keinen Beweis für die Sitte der Probenächte in dieser Periode gefunden. Nach dem 53sten Gesetze der Allemannier, mußte Jemand, der seine Braut aufgegeben hatte, schwören, daß er sie weder aus Argwohn irgend eines Gebrechens auf die Probe gestellt, noch auch wirklich etwas dergleichen gefunden habe. Das Gesetz selbst lautet so: Si quis filiam alienam desponsatam dimiserit et aliam duxerit, componat eam quam desponsavit et dimisit cum quadraginta solidis, et cum duodecim sacramentalibus juret, cum quinque nominatis et septem advocatis, ut pro nullo vitio nec tentatam eam habuisset, nec vitium in illa inveniſſet, sed amor de alia eum adduxerit, ut illam dimisisset et aliam habuisset uxorem.

schen Prinzessinn Chlotildis nicht mehr a). Unter den Burgundern erhielten die Verwandten, bei der Heirath eines Mädchens aus ihrer Familie, von dem Bräutigam etwas, das den Namen Wittemon führte, woraus in der Folge Witthum entstand; aber auch dies kann nicht als Kauf angesehen werden. Es war vielmehr nur ein Geschenk, welches nach dem Tode des Mannes, bei einer zweiten Heirath der Frau, von den Verwandten des ersten Mannes wieder in Empfang genommen, bei der dritten Heirath aber von der Frau selbst behalten wurde b). Den Frauen wurde, bei den vornehmern Franken wenigstens, auf den Fall, daß der Mann früher stürbe, ein Leibgedinge (dotalitium, auch wohl dos genannt) ausgemacht c), und Tags nach der Hochzeit erhielt die junge Frau ein Geschenk, welches noch, unter dem Namen der Morgengabe, in den deutschen Rechten bekannt ist d).

Das Mädchen, welches heirathen wollte, blieb frei, und konnte, wie bei den Deutschen zu Tacitus Zeiten, von ihren Bewerbern wählen, wen sie wollte, einzelne Fälle ausgenommen. Zuweilen nahmen sich wohl die fränkischen Könige heraus,

a) Fredegar, bei der Erzählung von der Verlobung der Chlotildis, sagt: Legati offerentes solidum et denarium, ut mos est Francorum, eam partibus Chlodovaei sponsant.

b) Lex Burg. Tit. 66. 69. 86.

c) So schickte König Chilperich eine Gesandtschaft nach Spanien, um das Leibgedinge in Augenschein zu nehmen, welches seiner Tochter daselbst gemacht worden. Greg. Tur. L. VI. c. 18.

d) De civitatibus vero ... quas Gailesvindam, germanam dominae Brunechildis, tam in dote, quam in morganegiba h. e. matutinali dono, in Franciam venientem, certum est acquisisse. Greg. Tur. L. IX. c. 20.

aus, so wie über eigene und fremde Kirchen- und Fiskalgüter, so auch über Weiber und Mädchen, nach Belieben zu schalten. Bis zu Chlotar II hin, der auf einer Nationalversammlung 615 dies abstellen mußte, hatten sich Römer und Franken nicht selten von den Königen eine Gemahlinn erbeten. Einen so willkommenen Zuwachs der Macht konnten diese unmöglich ungenutzt vorbeigehen lassen: sie gaben, was man verlangte, und sie zu geben kein Recht hatten. Es kam damit so weit, daß jedes junge Mädchen von Vermögen, jede reiche Wittwe, alle Augenblicke gewärtig seyn mußte, die Gattinn eines Mannes zu werden, den sie in ihrem Leben nicht gesehn hatte a). Aber die Nation war noch nicht so tief gesunken, daß sie sich diese Tyrannei hätte gefallen lassen sollen: sie schüttelte ihr Joch in dem genannten Jahre ab.

Häufiger vielleicht als ehedem, waren jetzt die Entführungen und der Frauenzimmerraub. Die Gesetze dagegen, und gegen Nothzucht, sind in großer Menge, und betreffen oft so kleine Umstände, daß man nicht anders als vermuthen kann, es sey nothwendig gewesen, solche Gesetze zu machen. Sogar die Todesstrafe wurde einmal auf den Frauenzimmerraub gesetzt, und selbst dann, wenn der Raub mit Bewilligung des Mädchens geschehen, sollten beide sterben, wenn sie sich außer der Kirche betreffen ließen. Wie so ganz verschieden von den Deutschen zu Tacitus Zeiten, wo der höher geehrt war, der Muth und Kraft hatte, sich sein Mädchen zu rauben! Die Geistlichen waren indessen, bei Beurtheilung einer vorgefallenen Entführung, sehr gelinde. Kam ein Fall vor, so gaben

a) Beispiele davon liefert Gregor von Tours sehr viele, z. B. L. IV. c. 47. VI. c. 16.

sie sich alle Mühe, die Sache in Güte beizulegen. Die Aeltern des Mädchens traten hinzu, und waren zufrieden, wenn ihrer Tochter nur ein gutes Witthum ausgesetzt wurde a). Schlug der Vater eines Mädchens dem Freier seine Tochter ab, so wurde er zuweilen von diesem zum Kampfe herausgefordert. Siegte der Freier, so mußte die Tochter ihm ausgeliefert werden b).

Um die Weiber so viel möglich vor gewaltsamen Umarmungen zu schützen, ließ man sie in besondern Frauenhäusern (Genitiis, gebildet nach dem griechischen Gynaeceis) wohnen. Hier arbeiteten und schliefen sie abgesondert von den Männern. In dem Bezirke dieser Häuser waren zuweilen für die Töchter des Herrn besondere wohlverwahrte Behältnisse, Schrannen, screonae, genannt, um den Räubern den Zugang noch mehr zu erschweren c). Das bloße Erbrechen einer solchen Schranne, ohne etwas daraus zu rauben, kostete funfzehn Schillinge d). Bei den Allemannen, wo es ein doppeltes Frauenhaus gab, ein vorderes, wahrscheinlich für die Töchter des Herrn, und ein hinteres für das weibliche Gesinde, war die Buße geringer. Nothzucht in dem ersten wurde mit sechs, in dem letzten mit drei Schillingen gebüßt und vergütet e). Daß die Sachsen, auch bei der Ahndung dieser Verbrechen, strenger waren als die südlichen Deutschen, ist nach dem, was oben von ihnen gesagt ist, zu erwarten. Sie

a) Schmidts Gesch. der Deutschen. Th. II. Kap. 3.

b) Fischers Sitten und Gebräuche der Europäer im 5ten und 6ten Jahrhundert, aus einem alten Denkmahle. S. 139.

c) Lex Sal. 14, 1.

d) l. c. 25, 54.

e) Lex Alam. Tit. 81. §. 2. 5.

straften den schon mit dem Tode, der in einer Schranne etwas stahl a).

An eine zweckmäßige Erziehung der Jugend dachte man nicht. Sie wuchs auf, ohne daß man sich um sie bekümmerte. Waffenübungen und Gewöhnung zur Jagd, bei dem freigebohrnen Knaben und Jünglinge, und frühe Arbeit bei den Kindern der Leibeigenen, waren ihre Beschäftigungen Für Geistesbildung hatte man noch keinen Sinn. Zwar entstand hie und da eine Schule; aber nur Geistliche wurden darin gebildet.

In den Familien wurde ein Tag verlebt, wie der andere. Die freigebohrnen Mannspersonen jagten, kriegten, schmauseten außer dem Hause, oder thaten nichts. Ihre Weiber und Töchter waren in ihren Frauenhäusern, spannen und webten, und nahmen nur dann an den Mahlen Theil, wenn in dem eigenen Hause ihres Gatten und Vaters, eine Gesellschaft zusammenkam. Das Leben des Leibeigenen war ewige Arbeit. An Abwechselung war bei ihm nicht zu denken. Nur an kirchlichen Feiertagen, welche an die Stelle der früheren heidnischen Festtage getreten waren, genoß er seines Daseyns; dann aber auch gewöhnlich auf eine ausgelassene Weise. An den Vergnügungen, welche der Freigebohrne sich verschaffen konnte, durfte er nicht Theil nehmen.

a) Lex Sal. Tit. 4. §. 5. Da sich die Mannspersonen in der Folge doch den Zutritt verschafften, und darin viel unerlaubte Romane spielten, so erhielt allgemach das Wort Frauenhaus einen zweideutigen Sinn, und bekam endlich die Bedeutung eines öffentlichen Gemeinorts der sinnlichen Wollust; auf eben die Art, wie es mit dem Ausdrucke Bordell gegangen ist, der ursprünglich ganz anständig war, und vom Altsächsischen Bord, Haus, ein Häuschen bedeutete. Fischers Gesch. des deutschen Handels. Th. I. S. 5.

Eine Lieblingslust des Freien, außer der Jagd, waren die Ritterspiele und Kampfübungen, welche unter den Franken nicht minder, als unter Theodorichs Gothen, im Schwange gingen. Es giebt wohl kein Volk in Europa, das nicht in seinen frühesten Zeiten dergleichen Kampfspiele gehabt hätte. Sie wurden die Veranlassung der ritterlichen Turniere des eilften und der folgenden Jahrhunderte. Der gothischen Kampfspiele geschieht häufig Erwähnung. Dieterich behauptete, lange vorher, ehe es zu einem Kriege käme, müsse man die Waffen gebrauchen lernen. Wenn die Kriegskunst keine müßige Vorspiele anstellt, sprach er, so fehlt sie uns, wenn wir ihrer bedürfen a). Totilas verstand schon recht turniermäßig sein Pferd zu tummeln, und so viele Künste mit den Waffen zu machen, daß männiglich darüber in Stäunen gerieth b).

Ueber diese Kampfspiele, welche eher mit dem Charakter der Deutschen stimmten, als die circensischen Spiele der Rö-

a) Apud Rhenan, p. 348. Ars bellandi, si non praeluditur, cum necessaria fuerit, non habetur. Discat miles in otio, quod proficere possit in bello. Man glaubt Friedrich den Großen, bei einer Musterung, zu hören. — Eine andere Stelle findet sich im Ennod. Paneg. p. 314. Mitten im Frieden, heißt es, spielt die Jugend Krieg, und übt ihre Arme. Zum Scherz und zum Vergnügen betreibt man, was in der Folge Tapferkeit wird.

b) Procop. L. IV. c. 31. Ipse equo eximio vectus, inter geminas acies, armorum ludum scite ludebat. Equum enim circumagens ac reflectens, utroque versum, orbes orbibus impediebat. Sic equitans hastam in auras jaculabatur, eamque, cum tremula relaberetur, arripiebat mediam, et ex altera manu in alteram trajiciens ac dextera mutans, operam huic arti feliciter navatam ostendebat: resupinabat sese, et, flexu multiplici, nunc huc nunc illuc ita inclinabat, ut appareret, diligenter ipsum a pueritia didicisse saltare. In has ludiera exercitatione tempus omne matutinum contrivit.

mer, wurden diese letzten bald vergessen; obgleich Chilperich zu Soissons und zu Paris ein Paar Cirkus anlegen ließ a). Ob Thierhetzen, Stiergefechte, Hahnenkampf und Harlekinaden, wie Krause vermuthet, darin angestellt, oder ob auch diese Gebäude zu kriegerischen Schauspielen angewendet wurden, vermag ich nicht zu entscheiden. Sie wurden wenigstens bei einer Gelegenheit errichtet, wo Chilperich angegangen wurde, einen freien Platz zu kriegerischen Uebungen und Kampfspielen zu bestimmen. In der Folge werden diese Cirkus nicht wieder erwähnt.

Eine Hauptbelustigung der vornehmern Franken waren die, in dieser Periode zuerst vorkommenden, Gaukler b) und Possenreißer, welche zu Karls des Großen Zeiten schon so gemein waren, daß er den Geistlichen untersagte, dergleichen Leute in ihren Sold zu nehmen c), und daß er für gut fand die Verordnung zu machen, bei öffentlichen Possenspielen sollten keine geistlichen Kleider auf die Bühne gebracht werden d). Wahrscheinlich führten diese Gaukler schon vor Karln ein herumziehendes Leben, und suchten sich dadurch, daß sie andre belustigten, ein Stück Geld zu verdienen. Auch finden wir in dieser Periode bereits eines förmlichen Hofnarren erwähnt, in einer Stelle, welche Flögeln in seiner Geschichte der Hofnarren entgangen ist. Gregor von Tours in seinem Buche de miraculis S. Martini L. IV. c. 7. sagt von

a) Greg. Tur. L. V. c. 18.

b) Von dem lateinischen Worte joculatores gebildet.

c) Cap. III. ad. an. 789. ap. Georg. p. 576. Ut Episcopi et Abbates et Abbatissae cuplas canum non habeant, nec falcones, nec accipitres, nec joculatores.

d) Capit. L. V. §. 88.

einem sveviſchen Könige Miro, der zu den Zeiten Chlotars II lebte, er habe einen Mimus gehabt, qui ei per verba jocularia laetitiam erat ſolitus excitare.

Auch Muſik gehörte zu den Dingen, wodurch ſich die Deutſchen dieſer Periode zuweilen ergötzten. Man liebte Geſang und Spiel; aber alles war noch roh. Der Lebensbeſchreiber Gregors des Großen ſpricht den Deutſchen allen Geſchmack an Muſik ab, und König Chlodwig ſcheint auch die Vorzüge, welche die Italiäner ſchon damals in dieſer Kunſt beſaßen, anerkannt zu haben, indem er ſich von dem Hofe Dieterichs einen guten Tonkünſtler ausbat, weil er von der Muſik, die dieſer König bei ſeiner Tafel zu haben pflegte, viel hatte rühmen hören a). Wie Gaukler, ſo zogen auch Harfner im Lande umher, wahrſcheinlich in Begleitung jener.

Uebrigens hatte man wohl keine andern öffentlichen Beluſtigungen, wenn man nicht die feierlichen kirchlichen Prozeſſionen dahin rechnen will.

In Hinſicht der Erbſchaften blieb es größtentheils bei der alten urſprünglichen Einrichtung. Der älteſte Sohn erbte den größten Theil der liegenden Güter, und zahlte den jüngern Brüdern eine verhältnißmäßige Summe. Der ganze Stolz des Deutſchen war die Erhaltung des Glanzes der Familie. Die Töchter erhielten von liegenden Gründen nichts. Von den Lehngütern verſtand ſich dieſes von ſelbſt; und in Abſicht der Alloden iſt das berühmte Geſetz vorhanden: De terra vero ſalica in mulierem nulla portio hereditatis tranſit, ſed hoc virilis ſexus acquirit. Die Unterſuchungen über die Frage, warum ein ſolches Geſetz gemacht worden, ſind unnö-

a) Maskow Geſchichte der Teutſchen. Th. II. S. 62.

thig: es war eine uralte Sitte, die man nur beibehielt, und mit einem schriftlichen Gesetze bekräftigte a). Wenn von Erbschaften der Töchter die Rede ist, so sind das entweder Ausnahmen von der Regel, und wurden durch Testamente veranlaßt, oder sie erstreckten sich nur auf Hausgeräth, Geld oder Sklaven, nicht auf liegende Güter. Der dritte Theil der während der Ehe erworbenen Schätze fiel nach dem Tode des Mannes der Frau anheim, wenn sie noch lebte.

a) Daß die terrae salicae Alloden gewesen, beweisen einige andre Gesetze, z. B. die ripuarischen Tit. 56., wo sie hereditas aviatica; die sächsischen Tit. 7., wo sie geradezu hereditas heißen; und die der Angeln und Weriner Tit. 6. Hier ist das Gesetz vorzüglich deutlich. Hereditatem, heißt es, defuncti filius, non filia suscipiat. Si filium non habuit, qui defunctus est, ad filiam pecunia et mancipia, terra vero ad proximum paternae generationis consanguineum pertineat. Nur erst, wenn im fünften Grade keine männlichen Verwandten übrig waren, konnte hier die ganze Erbschaft ad fusum a lancea (von der Lanze an die Kunkel) fallen.

IV.

Ueber die innere Einrichtung der Stiftshütte.

Ein Beytrag zur Geschichte der Elektricität.

An Herrn Hofrath und Professor Lichtenberg in Göttingen.

— — Im Götting. Magazin, 3. Jahrg. 5. Stück, wie auch in J. D. Michaelis zerstreueten kleinen Schriften, 3. Liefer. p. 387 f. findet sich ein Schreiben, worin der sel. Ritter Michaelis bey Ihnen anfragt: ob die Spitzen an dem Tempel Salomonis nicht das Gebäude vor dem Einschlagen des Blitzstrahls gesichert haben könnten? Michaelis, der diese Spitzen beym Josephus beschrieben findet, wollte oder konnte nicht über die Muthmaßung seines Gewährsmannes hinausgehen, und nimmt daher mit ihm an, daß die Spitzen, ursprünglich zu Vogelscheuchen bestimmt, den Dienst als Blitzableiter nur zufällig verrichtet haben.

In der Folge dieses meines Schreibens glaube ich aber zeigen zu können, daß die Stiftshütte zu Moses Zeiten einen ziemlich vollständigen Apparat elektrischer Instrumente enthalten, und überdies auch Wirkungen geäußert habe, die wir jetzt durch die Lehre von der Elektricität so ziemlich verständlich erklären. Wäre es, bey dieser Voraussetzung, zu viel gewagt, wenn ich glaubte, daß die Spitzen auf dem Tempel Salomonis

absichtlich, nicht zu Blitz ableitern, sondern zu Blitzleitern dienten, um nämlich die Luft-Elektricität in die Bundeslade zu leiten?

Dieser Muthmaßung, weiß ich recht wohl, stehen zwey Schwierigkeiten entgegen. Denn erstlich würden die Wirkungen der Stiftshütte, solcher Gestalt als natürliche Erscheinung betrachtet, aufhören wunderbar zu seyn. Zweytens aber wird man sich nicht gern bereden wollen, daß die damalige Zeit schon so weit in der Kenntniß der Natur gekommen sey, um mit Hülfe von Maschienen Wirkungen hervorzubringen, die uns selbst noch nicht immer glücken wollen.

Hätte ich Lust mit Worten zu spielen, so könnte ich sagen, daß die zweite Schwierigkeit die erste hebt. Eben weil die Menschen der damaligen Zeit, der Voraussetzung zufolge, die Kenntnisse nicht auf einem natürlichen Wege gesammelt haben können, und die Thatsache, wofern man nicht alle Glaubwürdigkeit der Geschichte läugnen will, doch zugegeben werden muß; ist die Erscheinung, wenigstens für damals, ein Wunder gewesen: es war etwas Uebernatürliches, wenn auch nichts Widernatürliches.

Allein ich glaube nicht zu dieser Spitzfindigkeit meine Zuflucht nehmen zu müssen, die noch überdies voraussetzt, daß Moses seine Stiftshütte, wie Herr Jourdan beym Moliere seine Prosa, gemacht habe, ohne eigentlich zu wissen, was er macht. Nach den Begriffen, die der Rabbi Moses Ben Maimon in seinem Werke More Nebochim (Wegweiser für Irrende) von den Wundern giebt; nach den Begriffen, die der Pentateuch, Christus und die Apostel von den Wundern gehabt haben müssen, heißt ein Wunder nichts anders, als: die ungewöhnliche Benutzung und Anwendung einer physischen

Kraft auf physische Gegenstände, als Beweis, daß derjenige, der diese Nutzanwendung macht, ein Mensch von ungewöhnlichen Einsichten sey, und daher größeres Zutrauen bei seinen Mitmenschen verdiene, wenn er sie über die Lehre von Gott — damals ebenfalls einen Theil der Naturlehre — unterrichtet.

Daß dieser Begriff von den Wundern, den der Rabbi aufstellt, nach rein mosaischer Lehre, ächt orthodox sey, zeigt folgende Stelle aus dem fünften Buche Mosis, wo es K. 13. V. 2 f. heißt: „Wenn ein Prophet oder Träumer dir „ein Wunder oder Vorzeichen verspricht, und nun dich dadurch „zur Abgötterey verleiten will; so sollst du ihm, selbst wenn „das Wunder oder Vorzeichen eintrifft, dennoch „nicht folgen." Beweis genug, daß das Wunder keine Lehre begründen, nur Zutrauen erwerben sollte, und daß daher der Mann, der es macht, das Zutrauen verscherzt, sobald seine Lehre es nicht verdient.

Deshalb sagte auch Christus (Matth. 5. 17.): „Ich „bin nicht kommen aufzulösen, sondern zu erfüllen;" und Paulus (Röm. 3. 31.): „Wie? heben wir denn das Gesetz „auf durch den Glauben? das sey ferne! sondern wir richten „das Gesetz auf." Beyde wußten es nämlich wohl, daß die allerauffallendsten Wunder keinen Beweis für Lehren und Sätze abgeben konnten, und daß sie ihre Wunder nur verrichteten, um Zutrauen bey dem Volke zu erhalten, wenn sie das, als wahr anerkannte Gesetz, anders als die Pharisäer auslegten.

Mag daher ein Wunder immer eine natürliche Erscheinung seyn, und uns jetzt sogar möglich fallen es nachzuahmen; immer wird es einen Beweis ablegen, daß der Mann, der es damals machte, große Einsichten in die Kenntniß der Natur besessen, und daher mit Recht Zutrauen verdient habe.

Nach diesen Belegen, glaube ich, würde selbst Herr Pastor Götze seligen Andenkens, nichts von der theologischen Seite gegen meine Muthmaßung einzuwenden gehabt haben. Allenfalls wäre ihm vielleicht der Wunsch aufgestiegen, daß ich hätte mögen Latein schreiben, um das Aergerniß zu vermeiden; aber hierüber denke ich mit Hieronymus (in Math. XII.): „Si ex veritate nascitur scandalum, utilius permittitur nasci scandalum, quam veritas amittatur;“ und ich kann daher zur Hebung der zweyten Schwierigkeit schreiten.

Da ich mir selbst, und nicht Sie die Schwierigkeit in den Weg geworfen; so werden Sie mir erlauben, wenn ich sage, daß sie eigentlich auf einer conclusione ignorantiae beruhe: weil wir nicht wissen, wie weit es die Vorwelt in der Naturlehre gebracht habe, halten wir uns für berechtigt, ihr alle Kenntniß derselben abzusprechen. Welche Logik diesen Schluß gut heiße, kann ich nicht sagen. Vielmehr sollte ich mit dem Ritter Michaelis glauben, daß „die Zeit Mosis eine an Kenntniß reiche Vorwelt gewesen sey,“ (p. 404 der angeführten Schrift,) a); daß wir von dem, was Chaldäa, Babylon und die Egypter wußten, gar keinen Begriff mehr haben; daß diese Schulen unserer Lehrer, der Griechen und Römer nämlich, für uns ganz verschlossen seyn, und ihre Weisheit so tief unter der Asche der Alexandrinischen Bibliothek vergraben liege, daß es unserm Wissen, wie dem des Phönix in der Fabel

a) Worauf der gelehrte Ritter Michaelis diese seine Behauptung gegründet habe, ist von ihm nicht angegeben worden: aber ohne Grund schrieb dieser Mann wohl nichts. Ich will hier nur aufmerksam machen, daß Moses sechs Thiere herrechnet, die wiederkäuen, und kein gespaltenes Huf haben; und noch bis jetzt kennen wir auch deren nicht mehr als sechs, das Zebra ausgenommen, das ihm nicht bekannt seyn konnte.

ergeht! er muß durch eignes Nachdenken sich durch die Welt helfen, weil der Vater an dem Tage verbrannte, wo der Sohn gebohren ward, und er ihm daher von seinen Erfahrungen nichts mittheilen konnte.

Nach dieser, länger als ich dachte, gerathenen Einleitung, komme ich zu meinem eigentlichen Gegenstande; und da zeigt es sich, daß die in der Stiftshütte befindliche Bundeslade, eine sehr gute Leidner Flasche, mit einem allgemeinen Ausladen versehen, gewesen sey. Denn folgender Gestalt wird sie beschrieben. „Sie sollen eine Lade von Schittim- (nach Luther, Föhren-) Holz verfertigen, zwey und eine halbe Elle soll die Länge seyn, ein' und eine halbe die Breite, und ein' und eine halbe die Höhe. Du sollst sie mit reinem Golde belegen, inwendig und auswendig belegen, und einen golden Kranz herum machen." (2. Mose 25. 10, 11.) „Mach auch einen Deckel von reinem Golde, zwey und eine halbe Elle die Länge, ein' und eine halbe die Breite. Mache zwey göldne Cherubim; von getriebener Arbeit sollst du sie machen, aus den beyden Enden des Deckels: nämlich einen Cherub sollst du aus dem einen Ende heraus arbeiten, und einen Cherub aus dem andern Ende; aus dem Deckel selbst sollst du die Cherubim verfertigen, an beyden Enden. Die Cherubim sollen ihre Flügel (Abdachungen) oben ausbreiten, mit den Abdachungen den Deckel überdecken, und einer dem andern das Angesicht (Spitzen) zuwenden: jedoch so, daß die Spitzen der Cherubim gegen den Deckel sich neigen." (ibid. 17—20.)

Ehe ich weiter gehe, muß ich diese unverkennbare Beschreibung der Leidner Flasche und des allgemeinen Ausladers mit einigen Anmerkungen begleiten. Ob das Holz Schittim, woraus der Kasten verfertigt war, wirklich, wie Luther meint,

Fören- oder Fichtenholz gewesen sey, läßt sich eben so schwer erweisen, als widerlegen. Wenn er Gründe für diese Uebersetzung gehabt hat; so erhält meine Muthmaßung einiges Gewicht mehr dadurch, da diese Holzart sehr viele harzige Bestandtheile enthält, und trocken einen guten negativen idioelektrischen Körper abgiebt. Daß aber Gold eine wirksamere Belegung als Staniol sey, erhellet nicht nur aus den Versuchen des Herrn von Mahon, sondern noch aus der Analogie mit der thierischen Elektricität, bey der, nach den neuesten Versuchen, Gold die stärkste Wirkung hervorbringt.

In Ansehung der Art, wie die Belegung gemacht wurde, sind die Kommentatoren unter sich selbst nicht einig. Einige behaupten, die Belegung sey mit dem hölzernen Kasten nicht luftdicht verbunden gewesen: so, daß die ganze Lade eigentlich aus drey in einander geschobenen Kasten bestanden, von denen jeder äußere Gold, und der mittlere Holz war. Hingegen trift man im Medrasch Schir Haschirim rabba, oder Abhandlung über das hohe Lied (Gesang 1, 11.) die Behauptung, daß die Goldbelegung an den hölzernen Kasten luftdicht angeschlossen, und mit ihm nur einen ausgemacht habe, sehr gründlich durchgeführt.

Auch darüber, wie weit die Belegung hinaufging, findet sich einige Verschiedenheit unter den Kommentatoren. In der Bereitha demelecheth Hamischkan oder Lehre von dem Bau der Stiftshütte (Abschnitt 7.) wird behauptet, die positive Seite sey mit der negativen dadurch verbunden gewesen, daß die äußere Belegung über den hölzernen Kasten hinweg geragt, nach innen zu hineingebogen und eingesprengt war. Alsdann fände freylich gar keine Ladung statt. Allein diese Behauptung gründet sich auf keine Tradition, sondern auf

eine den Thalmudisten, nicht beym Aristoteles erlernte, eigene Urtheilsform: auf die Wiederholung des Wortes thezapenu, du sollst ihn belegen, das im eilften Verse zweymal vorkommt a). Vielmehr ist es gewiß, daß die äußere Belegung mit der innern gar nicht zusammenhing, sondern mit dem Deckel oder Kaporeth durch den Kranz verbunden war. Denn der Kranz ging als eine Fortsetzung von der äußern Belegung über den Deckel, und bedeckte dessen Spitzen und Ecken.

Welche Gestalt übrigens die Cherubim, die ich für den allgemeinen Ausladen halte, gehabt haben mögen, und worüber die Kommentatores eben so wenig einig sind, als Herr Ritter Michaelis die Sache (zweyte Lief. p. 157 f.) zur Gewißheit bringt; so ist doch die Meinung derer verwerflich, die ihnen eine Kinder- oder Löwengestalt geben, und ihre Hypothese mit einer Parallelstelle aus Ezechiel belegen wollen. Denn da sie das Wort Kenaphim (Flügel) im buchstäblichen Sinne nehmen; so müßte der Cherub mit dem barocken Sphinx der Griechen Aehnlichkeit gehabt haben, welches um so weniger zu vermuthen stehet, da bekanntermaaßen jede Abbildung körper-

a) Denen zu Gefallen, die noch immer hoffen, eine neue Kategorie zu entdecken, will ich diese Urtheilsform hier mit wenigem anführen. Ist sie richtig, so haben die Kantianer den Prozeß verlohren, denn ich gestehe es gern, daß ich sie unter keine Kategorie subsummiren kann. Wenn nämlich an zwey Stellen der Bibel, oft sehr ungleichen Inhalts, ein und das nämliche Wort überflüßig zu seyn scheint, so wird eine Parallele zwischen beyden Stellen gezogen, und eine Anwendung von dem einen Gesetze auf das andere gemacht. So wenn z. B. bey den Gesetzen von den verbothenen einjährigen Früchten das Wort und überflüßig stände, und ebenfalls überflüßig bey dem Gesetze von der Behandlung der gefangenen Weiber; so würde der Talmudist urtheilen: an eroberte Weiber darf man eben so wenig riechen, wie an verbothene Früchte. Sie nennen das ein Urtheil der Gleichheit: ich mögte es ein Urtheil der Schiefheit nennen.

licher Gestalten zu machen, aufs strengste verboten war. Mir ist daher wahrscheinlich, daß weder das Wort Panim (Gesicht), noch das Wort Kenaphim (Flügel) im eigentlichen, sondern bildlichen Verstande zu nehmen sey. Dann würde das Wort Panim, wie das oft geschieht, die vordere Seite, oder eine Spitze, und Kenaphim eine Abdachung bedeuten. Dem sey wie ihm wolle, so endigten sich die Cherubim, die aufs wenigste zum Geschlecht der Vögel gehörten, in zwey Spitzen, die gegen einander gekehrt, und etwas abwärts gebogen waren. Ich kehre wieder zum Texte zurück.

„Lege den Deckel auf die Lade, und in die Lade das Bewußte, das ich dir geben werde." (l. c. 21.) Nicht um eine Uebereinstimmung mit dem Folgenden, zu Gunsten meiner Hypothese, hineinzuzwingen, weiche ich hier in der Uebersetzung des Wortes Haeduth (das Bewußte) von Luther und Mendelssohn ab, welche es mit dem Worte das Zeugniß geben; sondern der Geist der Sprache scheint mich dazu zu berechtigen. Eduth kann nämlich beydes bedeuten: sowohl das Zeugniß, als das Bewußte. Aber wenn in der Schrift von einem Bündniß die Rede ist, das zwischen zwey Partheien geschlossen worden, und durch irgend etwas bezeugt werden soll; so heißt das Zeugniß nicht Eduth, sondern Berith (Bund). Nur bey dem Bunde zwischen Jacob und Laban (1. Mos. 31, 47. 48.) liest man Ed, wo aber das Wort ist fehlt, und übersetzt werden muß: der Steinhügel ist Zeuge. Die Tafeln, die demnach in die Lade gelegt, und Luchath Haeduth genannt wurden, waren daher bewußte Tafeln, und vielleicht von den Gesetztafeln verschieden: welches letzte auch Göthe schon irgendwo in seinen Schriften gemuthmaßt hat.

„Verfertige auch einen Tisch von Schittimholz, zwey Ellen die Länge, eine Elle die Breite, ein und eine halbe Elle die Höhe. Belege ihn mit reinem Golde. Mache einen goldenen Kranz umher: nämlich du machest einen Rand daran eine Hand breit, rings herum, und an diesem Rande führest du den goldenen Kranz umher.“ (l. c. 23—24.)

Die einzige Anmerkung, die ich hier zu machen habe, ist, daß bey aller sonstigen Genauigkeit in der Beschreibung, hier kein Wort von der Beschaffenheit der Füße dieses Tisches erwähnt wird. Daher die Kommentatores darin von einander abweichen, daß einige das angegebene Höhenmaaß für die Dicke der Platte allein halten, andere aber, welches auch wahrscheinlicher ist, Platte sammt Füße darunter verstehen. Waren nun die Füße von Förenholz, und nicht belegt, so konnte der Tisch ein sehr gutes Isolatorium abgeben.

„Verfertige auch einen Leuchter von reinem Golde; getriebene Arbeit soll der Leuchter gemacht werden. Fuß und Schaft, Kelche, Knöpfe und Blumen, sollen aus ihm herausgearbeitet seyn. Sechs Arme sollen aus seinen Seiten herausgehen: nämlich drey Arme des Leuchters aus der einen Seite, und drey Arme des Leuchters aus der andern Seite. Drey mandelförmig verzierte Kelche an dem einen Arm, ein Knopf und eine Blume, und drey mandelförmig verzierte Kelche an dem andern Arme, ein Knopf und eine Blume: so an allen sechs Armen, die aus dem Leuchter herausgehen. An den Leuchter selbst kommen vier Kelche, mandelförmig verzierte Knöpfe und Blumen. Ferner ein Knopf, in welchem ein Paar Arme sitzt, noch ein Knopf, in welchem das andere Paar Arme sitzt, und noch ein Knopf, in welchem das dritte Paar Arme sitzt: so an allen sechs Armen, die aus dem Leuchter herausgehen. Ihre Knöpfe und

Arme

Arme müssen aus ihm selbst heraus gearbeitet werden, ganz aus einem Stücke reinen Goldes getrieben. Verfertige auch dazu sieben Lampen. (Wenn man die Lampen anzündet, soll es leuchten gegen die Vorderseite über.)" (l. c. 31—37.)

Dieser Leuchter stand vor der Bundeslade, etwas nach Norden zu; und ob ich gleich nirgends eine Spur finde, die mir darthäte, daß er isolirt gewesen war, so läßt doch sein Bau seine Bestimmung als Konductor leicht vermuthen. Denn die Knöpfe, deren Anzahl sich auf sechs und dreißig belief, hatten, nach Maimonides, eine eyförmige Gestalt, waren also weder vollkommen spitz, noch vollkommen rund, und daher grade so, um das Mittel zwischen den beyden Meynungen der Neuern über die Gestalt der Blitzableiter zu halten.

Ueberdies hatte der Leuchter, durch das Getriebene der Arbeit weder Spitzen, noch scharfe Ecken, die bey unsern besten Konductoren die Wirkung schwächen, und nur durch die äußerste Sorgfalt vermieden werden können.

Dazu kommt noch, daß alle Knöpfe, Blumen und Lampen nach der Seite des Deckels der Bundeslade gerichtet waren; und die Leitung mußte um so mehr befördert werden, als die in den Lampen stets brennend unterhaltene Lichtflamme selbst ein guter Leiter ist.

Bey der Beschreibung des Zeltes selbst, und der Stellung der heiligen Geräthschaften, werde ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, die Worte der Schrift bloß auszugsweise anführen. — Das innere Zelt bestand aus zehn gewirkten Teppichen von Garn, blauer-, purpur- und hochrother ausländischer Seide a). Je fünf und fünf wurden sie an einander geheftet,

a) Gewöhnlich übersetzt man das Wort Moschsar nicht so; aber Mehschi heißt ja Seide, und Sar fremd, ausländisch.

und beyde Theile hingen dann, vermittelst funfzig Schleifen von blauer ausländischer Seide und eben so vieler goldenen Spangen, zusammen. Ueber dieses innere Zelt war eine Decke von Ziegenfell gezogen, die um zwey Ellen länger war, als das Zelt selbst: so, daß diese zwey Ellen auf die Erde herab hingen. Auch war die Decke um vier Ellen breiter als das Zelt, von denen zwey Ellen über einander geschlagen wurden, und ebenfalls frey herunter hingen.

Vor dem Allerheiligsten, d. h. vor dem Orte, wo die Bundeslade stand, war ein Vorhang von blauer, purpur- und hochrother Seide, an vier von Schittimholz mit Gold belegten Säulen befestigt. Die Säulen selbst ruheten auf silbernen Füßen. Außerhalb des Vorhanges stand der Leuchter auf der nördlichen, der Tisch auf der südlichen Seite, der innere Brandaltar zwischen beyden, etwas mehr nach Westen zu.

Nachdem ich Ihnen nun den Apparat beschrieben habe, will ich so frey seyn, Sie auf einige Wirkungen desselben aufmerksam zu machen.

Erstlich brauchte kein Küchenfeuer auf den Brandaltar gebracht zu werden, um das Opferholz anzuzünden; sondern es zündete sich stets selbst an durch einen Funken, der aus dem Deckel der Bundeslade zwischen den Cherubim hervorquoll, und sich auf dem Altar entladete. Ja, Kohlen oder sonst Feuer — einen starken Leiter — in das Allerheiligste zu bringen, war äußerst streng verboten, und die beyden Söhne Arons, Nadab und Abihu, wurden das Opfer dieser Unvorsichtigkeit. „Sie brachten fremdes Feuer in das Allerheiligste, und fielen, vom Blitzstrahl getroffen, mit unversehrtem Körper todt zu Boden.“ (3. Mos. 10, 1. f.)

Um nun ähnlichen Unfällen vorzubeugen, und überhaupt mehr Behutsamkeit zu empfehlen, wurde selbst dem Hohenpriester untersagt, täglich in das Allerheiligste zu gehen. Nur einmal des Jahres, am Versöhnungstage, war ihm der Zutritt verstattet, und auch da nur mit Ablegung alles auf seinem Ornate befindlichen Goldschmuckes, bloß in einer einfachen leinenen Kleidung, die, wie alle Kleider der Israeliten, durch blaue Fäden isolirt war. (3. Mos. 17, 1—14.)

So sehr aber alles dieses einem elektrischen Apparat ähnlich sieht, in welchem Reibezeug, Leidner Flasche, allgemeiner Auslader und Konductor kaum zu verkennen sind; so wenig findet sich doch eine Spur von einem idioelektrischen Körper, der gerieben wurde. Und doch muß einer vorhanden gewesen seyn, da in dem zweyten, zu Cyrus Zeiten, erbauten Tempel das Allerheiligste vollkommen nach der Vorschrift Mosis verfertigt wurde, und die Hauptwirkung der Bundeslade dennoch ausblieb. Kein heiliges Feuer strömte mehr von den Cherubim aus, und zündete das Opferholz auf dem Altar an. Nach den Talmudisten und der Tradition hatte der Prophet Jeremias dies heilige Feuer auf dem Wege zur Wanderschaft nach Babylon verborgen: so daß es, ob man gleich den Ort gewußt, wo er es verborgen hatte, doch bey der Erbauung des zweyten Tempels nicht mehr zu finden war. Dies gab die erste Veranlassung, daß ich im einundzwanzigsten Verse das Wort Haeduth durch das Bewußte übersetzte. Denn mögen auch immer in der Bundeslade die Gesetztafeln gelegen haben, gewöhnliche Bildhauerarbeit waren sie nicht, da alle Buchstaben, wie die Thanaim behaupten, frey schwebten: ein Umstand, der nur durch Elektricität oder Magnetismus bewerkstelligt werden kann. Auch diese Tafeln fehlten bey dem zweyten Tempel;

und es waren daher bewußte Tafeln, die man nicht so leicht nachmachen konnte.

Daß aber die Elektricität aus der Luft abgeleitet wurde, und dazu, in der Mosaischen Stiftshütte, die zwey Ellen herabhangender Ziegenfelle, als Elektrophor, und im Salomonischen Tempel, die vom Herrn Ritter Michaelis erwähnten Spitzen, gute Dienste leisten konnten, ist mir erstlich aus der erstaunlichen Wirkung, die sie an den Kindern Arons bewies, als auch aus folgenden Versen wahrscheinlich.

„Als nun Moses das Werk vollendet hatte, bedeckte die Wolke das Stiftzelt, und die Herrlichkeit des Ewigen erfüllte die Wohnung. Mose konnte nicht hineingehen, denn die Wolke ruhete darauf, und die Herrlichkeit des Ewigen erfüllte die Wohnung. — Des Tages war eine Wolke des Ewigen auf der Wohnung, und des Nachts leuchtete ein Feuer darinn, vor den Augen des ganzen Hauses Israel und ihren Zügen." (2. Mos. 40, 34—38.)

Wem das Experiment mit dem elektrischen Drachen nicht unbekannt ist, wird die Erläuterung der vorigen Verse eben so wenig von mir verlangen, als den Grund zu folgenden Versen.

„Also geschah es, daß des Tages die Wolke, und des Nachts die Gestalt des Feuers sie bedeckte; und nachdem die Wolke sich aufhub von der Hütte, so zogen die Kinder Israel weiter, und an welchem Orte die Wolke blieb, da lagerten sich die Kinder Israel." (4. Mos. 9, 16 f.)

Um Sie noch auf eine oder die andere Wirkung aufmerksam zu machen, bitte ich Sie das fünfte und sechste Kapitel im ersten Buche Samuel nachzuschlagen, wo von der Gefangenschaft der Bundeslade die Rede ist, und wo im Grundtexte überall, nicht wie Luther übersetzt, eine heimliche Plage,

sondern ein Brennen erwähnt wird, welches gerade die Empfindung bezeichnet, die der Elektricität ungewohnte Leute bey einem Schlage aus der Leidner Flasche zu verspüren glauben.

Eben so bitte ich Sie folgende Verse zu beherzigen. „Und da sie kamen zur Tennen Nachon, griff Usa zu, und hielt die Lade Gottes; denn die Rinder traten bey Seite aus. Da ergrimmte des Herrn Zorn über Usa, und Jehova schlug ihn daselbst um seines Frevels Willen, daß er daselbst starb bey der Lade Gottes.“ (2. Sam. c. 5, v. 6)

Dies sind alle Data, die mir bekannt sind, und dazu dienen können, meine Muthmaßung zu unterstützen. Wie wahrscheinlich es dadurch geworden ist, daß die Elektricität schon zu Moses Zeiten bekannt gewesen sey, will ich nicht entscheiden. Wahrscheinlicher wenigstens kommt mir dies vor, als die Behauptung eines gewissen Exjesuiten, daß der Pater Jesuit Boskowitsch in seinem Lehrbuche schon längst Kants, Lamberts und Herschels Theorien des Himmels vorgetragen habe, weil er den Satz, den niemand vor ihm wußte, aufstellt, daß — o höre es, Welt, und erstaune! — daß die Fixsterne — keine Planeten sind! Ich bin ꝛc.

Berlin.

L. Bendavid.

V.

Ueber Liefland.

Vierter Brief, von H.

Die vorzüglichsten Handelsartikel, größtentheils zum auswärtigen Vertrieb bestimmt, sind Getreide, Leinsaamen, Flachs, Hanf, Masten u. s. w. Den ansehnlichsten Theil dieser Produkte liefert das ehemalige Polen. Die Herbeischaffung derselben geschieht zu Anfange des Frühjahrs auf Barken, die hier Strusen heißen, oder auf Flößen, die die Düna herunter kommen; im Winter auf Schlitten. Die Fahrt auf der Düna, oberhalb Riga, ist einigen Schwierigkeiten unterworfen, indem Felsklippen, die im Wasser verborgen liegen, den Barken gefährlich sind; man hat Versuche gemacht, die Steine zu sprengen, ob aber der Erfolg den Erwartungen entspricht, weiß ich nicht, da ich nicht Gelegenheit gehabt, diese Gegenden zu bereisen; man hat mir zwar versichert, daß durch das Sprengen Felsstücke in das Fahrwasser geworfen sind, wodurch die Schwierigkeiten der Fahrt vermehrt worden, indessen will ich diese Nachrichten nicht für gewiß ausgeben.

Es gab sonst mehrere wohlhabende Handlungshäuser in Riga, aber seit mehreren Jahren haben ansehnliche Häuser Bankerotte gemacht, wozu der entferntere Grund in der Einführung des neuen Zolltarifs liegen mag.

Die Kultur der Einwohner ist zu einem ziemlich hohen Grade gediehen; sie erstreckt sich bis auf die niedere Klasse von Menschen. Wahre Aufklärung herrscht freilich nicht so allgemein; aber wo findet man diese? man wird also auch nicht erwarten können, daß Riga ausschließlich im Besitz derselben seyn sollte. Indessen findet man verhältnißmäßig in Riga mehr aufgeklärte Menschen, als in irgend einem andern Orte. Insonderheit zeichnet sich der Kaufmann in dieser Hinsicht auf eine sehr vortheilhafte Art aus: einen Theil der Zeit, die von seinen Geschäften übrig bleibt, wendet er zur Lektüre und andern nützlichen Beschäftigungen an. Er läßt es aber nicht blos am Wissen bewenden, sondern handelt auch. Menschen, die durch Unglücksfälle in üble Lagen versetzt worden, werden thätig unterstützt; dieses geschieht ohne Prahlerei, und oft im Stillen. Kurz, es herrscht in Riga ein Ton, der selbst den Menschenhasser mit der Menschheit aussöhnen könnte: freilich giebt es Ausnahmen, die leider einen häßlichen Schatten auf das Ganze werfen, aber man kann zufrieden seyn, wenn mehr Licht als Schatten da ist. Das Charakteristische der Einwohner Riga's überhaupt ist, daß sie gastfrei, offen, dienstfertig sind, und einen großen Hang zum Wohlleben und Vergnügungen haben. Man findet vielleicht selten an einem Orte von dieser Größe so mannichfaltige Gelegenheiten, um diesen Hang zu befriedigen, als hier; die Kaffeehäuser, Weinhäuser werden sehr fleißig besucht, indessen geht man nicht hin, um blos den Gaumen zu kitzeln, sondern auch um die Zeit in einem Zirkel von gebildeten Menschen auf eine nützliche und zugleich angenehme Art zuzubringen. Ein gut eingerichtetes Theater, Klubs von verschiedenen Gattungen, Pickenicks, Bälle, kurz alle mögliche Arten von Belustigungen sind hier anzutreffen. Unter

den Klubs zeichnete sich sonst die sogenannte Muße aus, deren Mitglieder aus dem gebildetesten Theil der Einwohner bestanden. — Die Schulanstalten sind nicht übel: es giebt Schullehrer, die würdig sind dieses wichtige Amt zu verwalten. Ausser den öffentlichen Schulen, giebt es noch Pensionsanstalten, insonderheit für junge Frauenzimmer. Ueber den Werth derselben läßt sich kein bestimmtes Urtheil fällen. So viel ist gewiß, daß auch diese Anstalten, so wie alles in der Welt, einer Verbesserung bedürfen; indessen gewinnt die Erziehungsart von Zeit zu Zeit in Riga ein besseres Ansehen; man entfernt sich je mehr und mehr von Steifheit, das Bestreben aus allen Kindern Gelehrte bilden zu wollen, findet man hier zum Theil lächerlich, und nach und nach wird diese Pedanterei gänzlich aufhören. Es ist nur Schade, daß die so glückliche Mittelstraße verfehlt wird; denn auf der andern Seite wird zu wenig gethan, das Aeußere wird polirt, darin setzt man einen so wesentlichen Vorzug, daß man's bei weitem für die Hauptsache hält.

Oeffentliche Bordelle werden in der Stadt nicht geduldet, desto mehr findet man dieses Uebel in den Vorstädten. Die Lustmädchen werden verhältnißmäßig besser bezahlt, als anderswo, welches auch schon in Mietau, Liebau, Memel und Königsberg bekannt ist, woher die mehrsten Geschöpfe dieser Art nach Riga kommen. Die Königsbergschen Fuhrleute sind die gewöhnlichen Kommissionäre dieser verderblichen Waare; selten kommt ein Fuhrmannswagen nach Riga, der nicht eine oder mehrere solcher elenden Kreaturen mit sich führte. Die Mädchen, die an benannten Orten eine Reihe von Jahren dieses schändliche Handwerk getrieben, spielen hier die Betrogenen, die Verführten, und ziehen durch diese Kunstgriffe die unerfahrne Ju-

gend an sich, die endlich mit Verlust ihres Vermögens und ihrer Gesundheit einsehen lernt, daß sie betrogen sey.

Die Leichname der Verstorbenen werden hier außerhalb der Stadt begraben, welches ein nachahmungswürdiger Gebrauch ist; man ist indessen in dieser Hinsicht noch nicht über alle Vorurtheile hinweg, es finden noch Begräbnisse mit vielem Prunk Statt, insonderheit geschieht dieses, wenn jemand stirbt, der zu einer von den dasigen Garden gehörte. Die Gardisten begleiten eine solche Leiche in völliger Uniform, mit allem Pomp, der beim Militair gebräuchlich ist. Sie können sich's vorstellen, daß dies hier sehr in's Lächerliche fällt; indessen thun sich die rigischen Einwohner, freilich nicht alle, doch ein Theil derselben, darauf viel zu gute. Es giebt nämlich zweierlei Garden, die blaue und die grüne. Die Benennung rührt von der Farbe der Röcke her. Zu der ersteren gehören unverheirathete Kaufleute und Kaufdiener, zu der letzteren verheirathete Kaufleute und Professionisten. Diese Garden ziehen einmal im Jahr durch die Straßen zu Pferde. Die Wachen treten in's Gewehr, und geben, wie man's nennt, die Honneurs ab, welche aber nicht die Gardisten gelten, sondern ihre Standarte. Einen komischeren Aufzug kann man nicht leicht zu sehen bekommen: Leute, die das ganze Jahr hindurch bei der Elle und in der Werkstatt sich steif gestanden und gesessen haben, steigen nun zu Pferde, die sie eben so wenig zu regieren verstehen, als sich selbst, und der Gutmüthigkeit dieser Thiere es zu verdanken haben, daß sie nicht Hals und Bein brechen. Nach beendigtem Ritt laufen die jungen Stutzer unter ihnen, wie unsinnig in den Strassen herum, um sich ihren Dulcineen in der Montur zu zeigen.

Sonst gab es hier eifrige Freimaurer, die aber so wenig frei waren, daß die zwei Logen, nämlich die Apollo- und

Schwerd-Loge, mit einander nie stimmten. Die Brüder, die zu der einen Loge gehörten, stichelten gelegentlich auf die, welche die andere besuchten, und so umgekehrt. Nachdem die Kaiserin Katharina alle Logen aufgehoben hat, so glaube ich wohl, daß die rigischen eben dasselbe Schicksal werden gehabt haben, und daß dadurch allem Streit werde ein Ende gemacht seyn. Die Brüder der Schwerdloge errichteten vor mehreren Jahren eine Schule, worin eine bestimmte Anzahl armer Kinder unentgeldlich unterhalten und unterrichtet wurden, und dafür können sie auf den wärmsten Dank jedes Redlichgesinnten rechnen. Indessen haben sie dieses nicht als Maurer gethan, sondern als Menschen, deren Pflicht es ist Menschenwohl zu befördern, ohne zu irgend einer Sekte oder Parthei zu gehören.

Der jetzige Kaiser hat die von Katharina eingeführte Rechtsform in Riga abgeschafft, welches mir leid thut, indem ich glaube, daß es kaum eine bessere Form geben könne, als die abgeschaffte war; daß er das Gewissensgericht aufgehoben habe, läßt sich bezweifeln, da dieses Gericht eins der vortreflichsten ist, das unter dem Monde existirt. Ich würde es mir nie vergeben können, darüber nichts zu sagen. Es besteht aus einem immerwährenden Präsidenten, zwei Beisitzern aus dem Adel, zwei aus dem Bürgerstande, und zwei aus dem Landvolk. Die Beisitzer werden alle drei Jahr gewählt; sollten also unwürdige gewählt worden seyn, so ist es doch nur auf eine kurze Zeit, nach deren Verlauf andre gewählt werden können. Indessen läßt es sich nicht erwarten, daß ganz unwürdige Menschen dazu gewählt werden, da ein jeder der Wählenden sich den Fall als möglich denken kann, vor diesem Gericht entweder als Kläger oder Beklagter zu erscheinen; und wer wünscht nicht gute Menschen zu Richtern zu haben? mithin

fällt gewöhnlich die Wahl auf Menschen, die von einer guten Seite bekannt sind. Der Kläger oder der Beklagte, er gehöre zu einem Stande, zu welchem er wolle, hat mit seines Gleichen zu thun, zu dem er in der Regel mehr Zutrauen haben kann, als zu Personen, die entweder mehr oder weniger sind, als er selbst. Die Mitglieder dieses Gerichts werden um so unpartheyischer zu Werke gehen, da sie sich die Möglichkeit denken können, in der Zukunft als Partheien vor denen zu erscheinen, deren Richter sie jetzt sind. Alle Streitigkeiten gehören vor dieses Forum, selbst Verbrechen, die durch einen Zusammenfluß von Umständen veranlaßt worden. Ein jeder, er stehe auf der höchsten oder der niedrigsten Stufe im Staate, muß sich vor dieses Gericht stellen, und zwar persönlich, nicht etwa durch Bevollmächtigte. Wenn man Forderungen an Jemanden hat, die nicht schriftlich dargethan werden können, so kann man ihn vor dieses Gericht einladen. Sporteln oder andre Erpressungen werden nicht gestattet: der Prozeß wird unentgeldlich geführt. Die Pflicht der Richter ist, die Partheien durch Vernunftgründe zu überzeugen, und sie zum Vergleich zu bewegen; sind die Streitenden zu heftig, so werden Mittelspersonen, die eine jede Parthei aus ihren Freunden, die nicht in diesem Gericht sitzen, sich wählen darf, angenommen, welche denn eher, da sie kaltblütiger die Sache behandeln, zum Vergleich zu bringen sind. Gelingt es den Richtern nicht die Partheien zu vergleichen, so hört der Prozeß auf, und die Streitenden werden an andre Gerichte gewiesen, die alsdann entscheiden, wie Recht ist von Rechtswegen. Indessen erreichen die Richter in den mehrsten Fällen ihren Zweck, und es wird dadurch vielen Uebeln, die aus langwie-

rigen Prozessen entstehen, vorgebeugt. Die Vertheidigung der Unmündigen, die ein Verbrechen begangen haben, muß dieses Gericht ebenfalls übernehmen. Wenn Jemand arretirt worden, und in drey Tagen nicht verhört wird, so hat das Gewissens-Gericht das Recht, ihn, sobald er demselben davon Nachricht ertheilt, aus dem Arrest zu befreien, sobald der Eingezogene nicht des Hoch- oder Landesverraths, Mordes, Räuberei und Diebstahls sich schuldig gemacht. Ueberhaupt ist dieses Gericht eine wahre Aegide vor dem Despotismus der Großen, die mit dieser Einrichtung eben nicht sehr zufrieden sind.

Die Polizeianstalten sind nicht ganz schlecht. Von Bettlern wird man nicht angefallen, wie es wohl an Orten geschieht, die mit ihren Polizeianstalten prahlen. Ein Jeder, der außerhalb Landes reisen will, muß es dreimal in den Intelligenzblättern bekannt machen lassen, sonst wird ihm der Paß verweigert. Diese Einrichtung ist löblich, und es kann sich nicht leicht ein Fall ereignen, daß ein Schuldner davon geht, ohne seine Gläubiger befriedigt zu haben. An der Gränze muß ein Jeder, der aus russischen Staaten kömmt, einen solchen Paß vorzeigen, sonst wird er unter keiner Bedingung fortgelassen, er muß ohne weitere Umstände wieder zurück. Kein Befehl wird wohl so strenge beobachtet, als dieser; es ist weit leichter zu kontrebandiren, als ohne Paß fortzukommen.

Jährlich wird im Herbst, außerhalb der Vestung, dreimal Markt gehalten, der unter dem Namen Hunger-Kummer bekannt ist. Woher eigentlich diese Benennung rühren möge, konnte ich nicht erfahren; was ich davon weiß, ist dieses. Es solle nämlich zu irgend einer Zeit eine Hungersnoth in Riga geherrscht haben; die Becker faßten den großmüthigen

Entschluß, den Armen an bestimmten Tagen unentgeldlich Brod zu geben, und zum Andenken dieser edlen Handlung wurde die Erlaubniß zu diesen Markttagen bewilligt a).

Vor mehreren Jahren hatte ich Gelegenheit, in Riga einige Samojeden zu sehen, die mit Rennthieren dahin gekommen waren; diese Menschen unterscheiden sich von den Thieren fast durch weiter nichts, als daß sie aufrecht gehen, und brav Branntwein saufen können. Ihre Vaterlandsliebe geht so weit, daß sie unter keiner Bedingung von den Ihrigen entfernt zu leben sich entschließen können. Man fragte einen von den Samojeden, indem man ihm ein Bierglas voll Branntwein anbot, ob er wohl in Riga bleiben möchte, er sollte so viel Branntwein zu trinken bekommen, als er nur wünsche? Er versicherte, daß ihn nichts dazu bewegen könne. Diese Menschenfiguren sind klein, unansehnlich, haben kleine Augen, einen dünnen Bart, aber schöne weiße Zähne; sie tragen Kleidungen von Rennthierfellen, die so verfertigt sind, daß Rock, Mütze und Handschuh aus einem Stück bestehen. Die Rennthiere vertragen das wärmere Klima nicht; man hat Versuche gemacht, sie den Sommer hindurch in diesen Gegenden zu erhalten, indessen ist es nicht gelungen.

a) S. Hrn. Brandes über Riga im 2ten Jahrgange dieser Zeitschrift.

VI.

Elegie von P. Lotich [a]).

Erstes Buch, achte Elegie.

Ob, den Lüften ein Spiel, auch wieder mit den Gewölken
Meine Klagen verwehn — o sie sind dennoch gerecht!
Hört sie dann, Wälder, aufs neu', und rinn' in der schäumenden Elbe
Fluten, o Thränenstrom, wieder aufs neue hinab!
Denn die geängstete Brust zerreissen herbere Schmerzen,
Und kein tröstender Freund, leihet der Klage sein Ohr.
Lauschet, Buchen, ihr dann, und lauscht, Gestäude des Haines!
Hallet, Lüfte, sie mir von den Gebirgen zurück!
Welches Verbrechen beging ich, daß mein so bitter die Gottheit
Zürnet, welches Gestirn leuchtete meiner Geburt? —

---

a) P. Lotich war 1528 im Hanauischen geboren, wo seine Eltern vom Ackerbau lebten. Sein Vaterbruder, dem er seine erste Erziehung dankt, war Abt des Benediktinerklosters zu Schlüchtern. Im Jahr 1544 ging er nach Marpurg, bald darauf aber nach Wittenberg, wohin der Ruf Melanchthons und Kamerarius, welche dort lehrten, von allen Orten Studirende zog. Als 1546 der schmalkaldische Krieg ausbrach, zog sich Melanchthon in Begleitung seiner Schüler, unter denen sich Lotich befand, nach Magdeburg zurück. Aber auch hier blieb es nicht lange ruhig. Melanchthon verließ Magdeburg wieder; Lotich aber blieb mit wenigen Freunden zurück, ergriff die Waffen, und vertheidigte sein Vaterland gegen Karl V. — So viel wird zur Erläuterung dieser Elegie hinlänglich seyn, die im tiefen Schmerz über die Gräuel jenes Krieges und seine individuelle Lage geschrieben ist.

Ich, ein friedlicher Jünger Apollons, welcher noch jüngstens
Vor der Drommete Klang bebt' und dem Lärmen des Kriegs,
Treibe, nachdem ich kaum sah zwanzig Lenze verblühen,
In des stürmischen Mars drohenden Wogen herum.
Gehe, die schwache Seit' umgürtet mit schrecklichem Schwerdte,
Waffne oft mit dem Schwerdt meine gereizete Hand,
Lüge rauhe Sitten, begehre gefürchtet zu werden,
Und mit finsterem Blick schreck' ich den Nahenden weg.
Darum, o theure Eltern, gebeugt vom Alter, und Oheim
Mit ergrauendem Haupt, darum entwand ich mich euch,
Daß ich, meinem Verein mit den heiligen Musen entsagend,
Mich in die große Schaar mischete, die sie nicht kennt.
Hätte mir jemand dies beim Abschied neulich geweissagt:
Waffen zu schwingen eilst du in das fremde Gefild!
Nun dann, hätt' ich gesprochen, dann steigst du auch in die verbotnen
Wellen des westlichen Meers, Arktos, vom Pole herab. —
Taucht parrhasische Stern' euch nun in die schimmernde Welle,
Denn in der fremden Flur schwing' ich die Waffen anitzt.
O geliebten Freunde, die ihr mich beweinet, o möge
Mein unfreundlich Geschick warnende Lehre euch seyn.
Seid ihr weise, wohlan so gedenkt der Wandlung des Schicksals,
Lächelt die Sonn' auch itzt, Wolken verhüllen sie bald!
Süß, o Musen, ist mir der seligen Zeiten Erinnrung,
Wo noch jegliche Flur Ruhe des Friedens umfing;
Wo bei zärtlichem Reigen noch frohe Lieder ertönten;
Keine gekämpfte Schlacht Stoff zu Gesängen verlieh.
Schmach des Cäsar, woher, o Hunnen? — Was tränket der braune
Sohn Iberia's sich aus dem arktoischen Strom? —
Mögen die Rächerinnen, die schwarzen Erinnyen, ewig
Dir, und wer du auch seyst, folgen zum Lohn des Verraths,

Dir, der die friedliche Ruhe des Volks durch Furien stören
Ließ, und diese Schaar seinen Geschwadern verband.
Ha! mein Fluch wird erfüllt, es nickten die Wipfel der Eichen,
Und der erhabene Wald rauscher' Erfüllung mir zu.
War dir, als du zur Schmach, zu des Vaterlandes Ruine
Stürztest, das heimische Schwerdt nicht zum Verbrechen genug?
Schauer durchbebt mein innerstes Mark; es blutet das Herz mir,
Führt die Erinnerung, was ich erblickte zurück.
Wehe wie lechzt ihr nach unserm Blut mit gezogenem Schwerdte!
Welche Mordsucht tobt euch in der rasenden Brust!
Härterem, als dem Tod', erbeben die züchtigen Jungfraun
Und entfliehen; es fliehn Mütter den Säugling im Arm.
Ach, wenn durch pfadlose Wege sie lenken die zitternden Tritte
Schreckt sie das Lüftchen, das sich hinter den Wandelnden regt.
Ach, wenn im Wipfel des Hains die Blätter rauschen, so fürchtet
Dieser, es folge schon hinter den Fersen der Feind.
Reisige Truppe schwärmen umher aus fernen Gefilden,
Und den Pfad, den sie gehn, zeichnet Erschlagener Blut.
Flammen entlodern dem Feld' und den Wipfeln umwaldeter Berge;
Ehern ist dessen Brust, welcher darob nicht erbebt.
Aber wenn von der Warte die Kriegsdrommete das Zeichen
Gab, und die Trommel dumpf wirbelt, die Zinke beginnt,
Auf zu den Waffen, ertönet dann lautes Geschrei, zu den Waffen,
Und von den Mauern ruft alles: die Feinde sind da!
Alles: die Feinde sind da! — Von mächt'gem Geschosse beflügelt
Kreuzen alsdann in der Luft eherne Klumpen umher.

Fort

Fort nun stürmen die Krieger; so stürzen von hohem Gebirge
Keuler, fliehend den Biß wütender Doggen hinab.
Denn der gerechteste Schmerz befeuert den Zorn, und den Muth stärkt
Innres Gefühl; die Wuth stählet die Nerven des Arms.
Aber der feige Hunne, sobald er die Krieger gewahrte
Spornet die Rosse, verhängt ihnen die Zügel, und fleucht.
Zu dem Himmel erheben von Staub sich schattende Wolken,
Und die Erd' erbebt unter den Schlägen des Hufs.
Kraftlos kehren die Mütter zurück und die schüchternen Jungfraun
Ob die wallende Saat oder der Hain sie verbarg.
Dann erblicken sie, ach! die rauchenden Dächer des Weilers
Und von ihnen strebt keine zu löschen den Brand;
Sondern, als möchte dieser die lodernde Flamme bezähmen
Rinnet der Thränenstrom ihnen die Wangen hinab.
Den unmenschlichen Feind mit Fluch zu verfolgen nur dies bleibt,
Wenn sie alles gebüßt, ihnen die einzige Lust.
Ernst verscharren sie dann die zerriss'nen Glieder, die Leiber,
Die auf den Aeckern zerstreut liegen in heimischer Flur.
Glückliche Seelen! Euch ward nun Fried', in des Vaterlands Schooße
Schlummert ihr ruhig, für das ihr nicht zu sterben gescheut.
Uns, in fliehender Hoffnung umthürmen die Gräber der Todten,
Und in des Krieges Noth härmt sich noch unsere Brust.
Ach indessen entfliehet die theure Zeit, sie entfliehet,
Und ist sie einmal dahin, kehret sie nimmer zurück! —
Also umkränzt die Schläfen mir nie der Jonische Lorbeer,
Nimmer sing' ich ein Lied, werth der Geweihten Apolls!
Aber auch dies (denn Herberes trug ich schon) will ich ertragen
Wenn im Kriege nur nicht größere Noth auf mich harrt.

Wehe mir, welcher Ruf erschallt zurück von den Klüften?
Vorbedeutend ertönt's mir von den Felsen: sie harrt!
Alle Freud' ist dahin! Nur Trauer verkündet uns alles
Was auch das Schicksal droht, bitterer ist es gewiß.
Ja ein Schreckbild sagte mir dies in der gestrigen Nacht an,
Und es deutete mir dieses der Eule Geheul. —
Aber empfang', o Baum, von unserm Kummer dies Denkmal,
Wenige Züge nur nähr' in dem wachsenden Stamm,
Daß der Vorübergehend' in deiner grünenden Rinde
Lese welche Zeit ich in den Waffen verweint:
Und die Kräuter, belehrt vom flücht'gen Glücke, mit seinen
Thränen benetz', auf die öfters die meinige rann.
Doch was klag' ich Armer! Der Elbe schäumende Wogen
Fluten dem Ozean, nichtige Klagen, euch zu.
Dennoch, o dennoch will ich die Klagen immer erneuen,
Dann wenn der Krieg verstummt, dann nur verstummet auch ihr!

S . . . . . n.

VII.

Die Vernunft.

Eine Satyre.

O göttliche Vernunft, wo bist du hingeflohn?
Klingt unterm Monde noch dein leichtverhörter Ton?
Besuchst du irgend wo noch stille Hütten,
Bewohnt von schlichtem Sinn und unverdorb'nen Sitten,
Wo einen Karst das Kind in kleiner Rechte wägt,
Und nicht nach Trommel nur, Sponton und Degen frägt?
O Göttin, machst verkleidet du noch wo
Ein arm Kartoffelmahl durch deine Rede froh;
So lisple mir den Ort, und laß bei dir mich wohnen,
Und deinen Lieblingen, ob auch in fernen Zonen.
Einst als der junge Mensch im Walde nackend lief,
Vom Quell trank, Wurzeln aß, und Wiederhallen rief,
Da sandt' ein Gott ihm dich, und du erzogst in Hainen,
Am Wasserfall, im Thal, den unschuldsvollen Kleinen.
„ Kind, sprachest du, die Eichel, die bis jetzt
„ Dich Unerfahrenen genährt hat und gelezt,
„ Ist herbe Kost. Sieh! Jener Halme Körner
„ Ernähren leicht im Lenz und Sommer dich, und ferner,
„ Wenn du sie sä'st und sammlest; aber du
„ Willst ruhen nur. Ach! Reue folgt der Ruh. —
„ Der flachen Steine Paar soll ungenüzt dir bleiben?

„ Nein; jene Körner, Kind, mußt du damit zerreiben.
„ Den Staub vereint das Naß, das oft der Quell dir bot,
„ Und Feuer härtet dir den Teig zu Brodt. —
„ Die Wurzel auch, die du der Erd' entrissest,
„ Und von der Hand, nur halb gereinigt, issest,
„ Nährt besser, mundet besser dir vielleicht,
„ Wenn Feuer sie und Wasser dir erweicht. —
„ An einem Ort mit Rindern, Böcken, Schafen,
„ Sah ich dich oft im kalten Grase schlafen,
„ Wo du ermüdet bliebst. Kaum schirmten, schauerlich
„ Und feucht und schlangenvoll, bisweilen Höhlen dich.
„ Streckt jener Baum die Zweig' umsonst gen Himmel?
„ Bewohnt unlehrreich sie der Vögel laut Gewimmel?
„ Nein; wenn du größer bist, so helf' ich dir ihn hau'n,
„ Und deinem Weib' und dir die erste Hütte bau'n.
„ Schau, jener Berg, bedeckt von schwärzlichen Gehölzen,
„ Birgt blank Gestein; ich lehre dich es schmelzen;
„ Ich hämm're Säge dir, und Axt und Meissel draus,
„ Und aus der Hütte wird ein Haus,
„ Um das die Heerde dann, die bald dich Nackten kleidet,
„ Und Groß und Klein ernährt, mit vollen Eutern weidet."

So lehrtest du, und keinen Laut verlor
Des Knaben unbefangnes Ohr.
Bald klang der Werkstatt Schlag, bald wuchsen Städt' empor,
Wo Sumpf und Moor gedampft. Wo Löw' und Panther brüllten,
Da sah man Heerden, die die Thäler füllten.
Der Friede schliff die Sens', und Kunst frohträllernd bog
Zur Sichel das Metall, das sie der Erd' entzog.

Ihr Menschen konnte nicht dies stille Glück euch gnügen?
Muß rastlos euer Geist in graue Fernen fliegen?
Warum den Berg hinan? Ein kühler Ort
Winkt hier am Quell. — Umsonst! sie eilen fort.

Aus wessen Hand ist einst der erste Pfeil geflogen?
Wer schwamm, der Erde satt, zuerst auf Meereswogen?
Schlug, Jäger erst, bald Mörder und Tyrann,
Nimrod zuerst den fremden Ackermann,
Und mähte seine Saat, und trieb davon die Heerden
Des Jammernden, um weltberühmt zu werden?
Wer öfnete zuerst der Erde tiefsten Schooß,
Und hohlte Gold? Der Thor! Der Hölle ganzer Troß
Brach mit hervor; Neid, Geiz, und List, und ihr Gefährte
Gewalt, mit doppeltscharfem Schwerdte,
Brach an das Licht, und, satt der holden Meisterin
Vernunft, gab sich der Mensch den Ungeheuern hin.
Bisher sich gleich, beglückte Brüder,
Horcht' oft der Väter Kreis auf seiner Kinder Lieder,
Wenn unter Linden rings die große Freundschaft sang,
Und sich des Abends freut', auch ohne Becherklang.
Da war kein Herr, kein Knecht. Den Herrn allein, der oben
In Wolken thront, pflegt' oft ein Rundgesang zu loben.
Bald ward die Menschheit kultivirt;
Bald ward nur Krieg gedacht, nur Krieg geführt.
Bald sah man manches Volk mit tollen Alexandern,
Für dummer Enkel: „Ha!" zu fernen Landen wandern.
Um Geld, und falsche Ehr' und Ruhm
Trat Kortez in den Staub Recht, Treu' und Eigenthum.
Das Thier sieht man ein ähnlich Thier verschonen,
Doch raucht ein Menschenschwert von Menschenblut, so lohnen
Den Mörder — zwar nicht Seelenruh;
Die sendet Nemesis zum Lohn Sokraten zu —
Doch Schranzenlob, und Gold, und Band und Kronen.
All überall verschleift zu Thorheit sich
Vernunft, wo nur der Wälder Dunkel wich.
Der Welten Lauf soll hier des — Menschen Thun verkünden;

Ein hingemordet Schaf büßt dort des Mörders Sünden.
In myſtiſchem Geſchirr ſucht ſelbſt ein Semler Gold;
Ein — ſchwärmet, eiteln Träumen hold.
Den Lehrer ſieht man hier, mit Ruhm, für große Summen,
Durch Viel zugleich und halb das kluge Kind verdummen.
Ein Beaumarchais heißt fein, Kartuſche heiſſen klug,
Und Held ein Mörder, weil er Viel' erſchlug.

Ja, mehr: noch wähnt die Welt, ein Führer wilder Horden
Könn' Anſehn und Verſtand auf ſeinen Stamm vermorden;
Noch preiſet, ach! der Kirche blinder Sohn
Das todte Formular Religion.
Des namenloſen Herrſchers Name
Wird ſeinen Kindern noch des Bürgerkrieges Saame;
Der Liſt fröhnt ſchlichte Treu', die Weisheit überſchreit
Gewalt mit Stentorſtimm', und ſchleppet in den Streit
Ein thöricht Volk, wenn wo ein Nachbar ſeiner Rechte
Erſtickte Kraft an den Erſtickern rächte.
All überall thut faſt die kluge Welt
Nur zweierlei: ſie tödtet oder fällt.
Wohin nur zwei vernünft'ge Weſen zogen,
Betrügt man ſchon und wird betrogen,
Denn dafür iſt man klug.
O göttliche Natur,
Und du, Vernunft, entthront von deinem Kind Kultur,
An welchem Südſeekap, in welchen fernen Gründen,
Wird dich die Menſchheit wiederfinden?

Bothe.

VIII.

Der redende Hut.

Nachdem Wilhelm Selbig unter den Mädchen seiner Bekanntschaft hin und her gewählt hatte, blieb er zuletzt gerade bei einem stehen, wo man es am allerwenigsten dachte. Leonore Burgdorf, obgleich von guter Geburt, schien doch nichts anderes als diese zu ihrer Empfehlung zu haben; ohne eine besondere Schönheit, ohne ein sehr geübtes, ausgebildetes Talent, endlich beinahe ohne alles Vermögen erreichte sie ihr achtzehntes Jahr ebenfalls fast ohne Hofnung, mit dem Verdienste, das in ihr verborgen lag, jemanden anders als sich selbst glücklich machen zu können.

Bescheidener noch, als die junge erröthende Rose, die ihren duftenden Busen hinter schützenden Blättern verbirgt, bekümmerte sie sich auch auf ihrem stillen Throne um nichts weniger, als um die Huldigungen der Welt. Zufrieden mit ihrer Lage, unbesorgt über die Zukunft, verwendete sie den Zeitraum des Lebens, der sich in ihrer Gewalt befand, zur Ausbildung des edelsten, gefühlvollsten Herzens, und trachtete dahin, die Gunstbezeugungen des Glücks vielmehr zu verdienen, als zu erzwingen.

Diese anspruchslose Duldsamkeit, deren Aeußeres ganz mit dem einer Temperaments-Gleichgültigkeit übereinkam, hätte leicht zu der Muthmaßung verführt, Leonore fühle nichts als was sie ganz unmittelbar berühre, und auch dies Wenige

nur leicht und oben hin. Aber bei der mindesten näheren Betrachtung erkannte man darin eine gelassene Schwermuth, die eben von einer zu übertriebenen Empfindlichkeit herrührte, die ohne einen besonderen Grund und Gegenstand zu haben, sich auf alles mit ihren Bedürfnissen und Wünschen bezog, und die aus einem Herzen strömte, das vielleicht „nur einem Einzigen geweiht, doch die ganze Welt umschloß."

Dies so unglaublich empfindungsvolle, allen Entzückungen und Schmerzen der Liebe, der Ehre, und jeder feineren Leidenschaft so gänzlich aufgeschlossene Herz, übergab sich endlich mit Freuden dem jungen Selbig, der von demselben seine künftige Glückseeligkeit forderte. Was konnte Leonore wohl anders vermuthen, als daß Ludwig, was er von ihr erwarte, selbst zu gewähren entschlossen sei? — Ihrem ganzen weiblichen Stolze entsagte sie darum, kettete sich mit unauflöslichen Banden an ihren Freund an, machte von seinen Empfindungen ihre Glückseeligkeit, ihre Ehre, ihr Leben abhängig — und nach zwei Jahren ihres Ehestandes sank sie in ein unverdientes frühzeitiges Grab, von einem inneren Wurm zernagt, ein Opfer ihres eigenen Gefühles.

Zwei Jahre? sage ich. Nein, sie befand sich noch in den zwölf ersten Honigmonden ihrer neuen und so sehnlich gewünschten Verbindung, worin sonst die Liebe noch alle Objekte vergoldet, und die trunkene Seele mit Hofnungen einer unvergänglichen Dauer bekränzt; — da ereignete sich etwas — vielleicht ein nichtsbedeutender Zufall — allein ihr plötzlich verstimmter Geist hätte sogar Gift aus der lieblichsten Blume gesogen — ohne Klage zehrte sie sich ab, ward bleicher und hinfälliger, verschmähte die Hülfsmittel und Aussichten der Zeit und Vernunft, wieß sogar den Trost ihrer Freunde zurück, und er-

losch sacht und gelassen, dem Anscheine nach jedermann ein Räthsel.

Nicht so ganz für ihren Gemahl. Denn sein Schmerz schien kurz nach ihrem Tode nur gelinde oder vielmehr betäubt, ward aber immer unmäßiger, und was noch mehr Verdacht erweckte, so bekam er zuletzt Anfälle von Wuth, und in den ruhigeren Zwischenräumen derselben schien er sehr viel zu bereuen. — Was? — blieb ein Geheimniß, das seine Freunde sich vergebens zu enthüllen bemühten; denn niemand hatte von Leonoren eine Klage gehört, und noch niemals starb ein Weib im ersten Jahre einer aus Liebe geschlossenen Ehe an einer bloß übeln Behandlung ihres Gemahles.

Selbig verließ endlich die kleine Stadt, in der er bis zu dieser Zeit so harmloß gelebt hatte, und bezog ein Gütchen, das er in einem nicht sehr weit davon entlegenen Dorfe besaß. Hier fing er sehr ernstlich darauf zu sinnen an, wie er den eingebüßten Frieden wohl am ehesten und sichersten wiedererhalten möchte? Aber wie konnte ihm dies wohl gelingen? Er war lediglich mit Gegenständen umringt, die ihn an vergangene Zeiten und an Leonoren erinnerten, und hätten sich ja darunter fremdartige eindrängen und ihn mit andern Gedanken zerstreuen wollen, so wußte er sie schnell zu entfernen. So hätte er seiner Schwermuth so gern entsagen mögen, und that doch alles, um sie zu nähren.

Berger, unter allen seinen Bekannten der vertrauteste und am meisten geliebte, hielt es endlich für seine Pflicht, sich des Verlassenen anzunehmen. Trost giebt es für solche Leiden nur sehr wenig, wußte er wohl, aber ein Betrübter wird schon heiterer, wenn er sich nur nicht allein in der Welt sieht. Berger umschwebte seinen Wilhelm ohne Aufhören gleich einem

freundlichen Schutzgeist, entfernte ihn besonders aus der Gesellschaft seiner eigenen Gedanken, leitete alles ab, was ihn an seiner schmerzhaftesten Seite zu berühren drohte, fand unermüdlich tausenderlei auf, was seine Seele nach einer anderen Richtung hinlenkte, und brachte es durch eine kluge Vermischung von heiterem, passenden Scherze, und ernster, theilnehmender Schwermuth endlich so weit, daß Selbigs Stirne von Tage zu Tage sich mehr aufklärte. Nur gewisse Dinge gab es noch, die ihn zuweilen in seinen ersten Unmuth zurücksinken ließen. Gewisse Erinnerungen mochten damit wahrscheinlich zusammenhängen. Berger getraute sich nicht, darnach zu fragen. Mit der Zeit konnte jener wohl selbst ein Bedürfniß nach einer unverschlossenen, gänzlichen Mittheilung fühlen.

Unter diesen war besonders ein Hut, den Selbig in der Mitte seines Wohnzimmers aufgehängt hatte. Er war mit einem Federbusche geschmückt, und schien, nach dem goldenen Latze und den Quästen zu urtheilen, einem Officiere anzugehören. Soviel aber Berger wußte, diente sein Freund niemals, und es schwebte ihm daher zehnmal des Tages eine Frage danach auf den Lippen; doch hielt ihn die Klugheit und eine gerechte Besorgniß zurück, er möchte damit vielleicht selbst etwas höchst unangenehmes erfahren.

Einige Wochen vergingen auf diese Art, ohne daß einer dem andern damit um sehr vieles näher gekommen wäre, bis endlich eines Abends, als Selbig den Blick seines Freundes ohne Unterlaß auf diesen so merkwürdigen, ihnen gerade gegenüber befindlichen Hut geheftet fand, das Bedürfniß eines offenen Ergusses immer unwiderstehlicher wurde. Vertraulich saßen sie beide neben einander. Die heimliche Stille, welche ihre Gedanken ordnete und beruhigte, ladete sie zu jener Vereinigung

der Herzen ein, worin man die Bekümmernisse des Lebens entweder gänzlich vergißt, oder sie selbst zu Beweggründen von wiederkehrender Hofnung und Freude macht.

„Du siehst so starr auf jenen Fleck hin, Berger, — fing zuletzt Selbig an, — was findest du so wunderbares daran?"

„Hierum gerade möchte ich dich befragen, Wilhelm," — antwortete jener, — „denn sehr oft habe ich deine verirrten Blicke bis dahin verfolgt, hier festhangen und unbeweglich werden, sich verstören und bewölken gesehen, und nicht selten schlich an Deiner Wange eine zitternde Thräne nieder. — Was hast du, theurer, geliebter Freund? und was bedeutet dieser Gegenstand, der deine Wunde immer von neuem wieder aufreißt?"

Selbig hatte es vielleicht erwartet und gehoft, endlich zu einer Art von Erklärung gezwungen zu werden. Doch als er sich ihr auf einmal so nahe erblickte, schauderte er vor derselben, wie vor einem Abgrunde, zurück. Doch ermannte er sich, ließ erst den hervorbrechenden Thränen einen ungehinderten Lauf, und umarmte endlich seinen verwunderten Freund. — „Dieser unglückliche Hut — sagte er, — ist allein Schuld an meinem Kummer, — denn er kostete Leonoren das Leben."

„Dieser Hut? — wiederhohlte jener äußerst erstaunt. — Sonderbar!"

„Und doch ist es so! — In den unschuldigsten Dingen liegt ein verborgenes und selbst tödtliches Gift, wenn nur das Schicksaal heimtückisch genug ist, es daraus bereiten zu wollen. Höre meine Geschichte, und erstaune noch mehr!"

„Du wirst dich noch der ersten Seeligkeiten erinnern, der ich im Besitze meiner Leonore genoß? — Besonders war es die unbeschreibliche Fühlbarkeit ihrer schönen Seele, welche meine Trunkenheit auf das höchste brachte. Denn so wie sie, mit die-

ser gänzlichen Hingebung, mit dieser, möchte ich sagen, Vernichtung ihrer eigenen Gedanken, Begierden und Wünsche hat noch kein anderes Weib geliebt. Da gab es keinen Gegenstand, worin sie nicht irgend eine Beziehung auf mich fand, nichts, das ihr nicht mein Bild in das Gedächtniß zurückrief, und was sie darum nicht liebgewann. Der Abgott ihres Herzens verklärte alle Dinge, und machte sie zur stillen, hülfreichen Freundin der ganzen übrigen Welt."

„Du begreifst leicht, Freund, daß diese ungewöhnliche Empfindlichkeit in dieser zärtlichen Seele ihre allgemeine Würkung hervorbrachte, und mit der Leichtigkeit sich zu verstimmen, alle die angenehmen Momente, welche sie selbst erzeugte, meistens auch sehr schnell wieder verdarb oder verkümmerte. Leonore genoß selten ununterbrochen einer ganz heiteren Stunde, und um dies Uebel noch größer zu machen, so kehrte die Freude nicht halb so geschwind zu ihrem Herzen zurück, als sie daraus entwichen war. Meine wärmsten Liebkosungen reichten daher nicht immer hin, ihr die gute Laune wieder zu verschaffen, welcher sie das kleinste Auffahren, ein augenblicklicher Unmuth, selbst eine bloße Zerstreuung und Geistesabwesenheit von meiner Seite beraubte. Nicht daß sie deshalb jemals mit mir unzufrieden seyn konnte, ihre strenge Tugend suchte die Quelle selbst des unbedeutendsten Mißverständnisses mit einer unbestechbaren, ängstlichen Sorgfalt in ihrer eigenen Brust auf, und in der heißen Begierde, mir zu gefallen, und darum immer an sich selbst zu verbessern, vernachläßigte sie die Mittel, mich durch eine zärtliche, schmeichlerische, zuvorkommende Sanftmuth, für den hohen Grad ihrer moralischen Vollkommenheit fühlbar zu machen."

„Ich bemerkte im Anfange bloß mit einer allgemeinen,

theilnehmenden Betrübniß dieſen unglücklichen Zug in Leonorens Charakter, und glaubte, daß ich meiner Pflicht vollſtändig nachkäme, und zugleich ihre eigenen Erwartungen erfüllen müßte, ſobald ich nur jede Gelegenheit ihn zu wecken behutſam vermiede. Als aber in einer ſehr kurzen Zeit dieſer mißgeſtimmte Ernſt ſehr tiefe Wurzeln ſchlug, ohne daß meine Aufmerkſamkeiten und Anſtrengungen das geringſte mehr darüber vermochten, ſo leitete mich eben dieſe Unerklärbarkeit deſſelben auf die Muthmaßung, daß ſein Grund vielleicht ein ganz anderer ſei, als meine Unwiſſenheit über Leonorens Geſchichte mich vorher glauben machte."

„Gab ſie in der That meinen Wünſchen aus Neigung zu mir nach, und befriedigte ihr eigenes Herz, indem ſie meine Gattinn wurde? — Oder hatte daſſelbe ſchon lange vorher gewählt, und ſich itzt nur in den Willen und die Ermahnungen ihrer Mutter gefügt, deren Güte meine Fürſprecherinn wurde? — Dieſer bedenkliche Zweifel, wozu ich ein Recht erhalten zu haben glaubte, ſchwächte bald die Stimme meiner Vernunft, und machte die erſten warmen, ungeheuchelten Liebkoſungen Leonorens, die ihm widerſprachen, durch den Schein von Verſtellung, womit er ſie befleckte, zu eben ſo viel neuen Verbrechen. Tauſend Kleinigkeiten wuchſen unter der Hand der gereizten Eitelkeit und der beleidigten Liebe zu Ungeheuern an; nicht nur die Beſorgniſſe vor einer gefährlichen Zukunft, ſondern auch die Erinnerungen aus einer zweifelhaften Vergangenheit hielten die Eiferſucht beſtändig in Athem, und es war natürlich, daß der Argwohn, der alles verſtellt, ſich ebenfalls an jeder auch noch ſo nichtswürdigen Vorfallenheit nährte."

„Ein unglücklicher Zufall vollendete den Ruin unſeres häuslichen Einverſtändniſſes, verleitete mich zu einen unverzeih-

baren Fehler, und bereitete meinem schuldlosen Weibe ein unverdient frühzeitiges Grab. Da ich mir weniger als sonst bei ihr gefiel, so ließ ich sie oft des Abends allein, und im Mangel aller anderen Zerstreuungen, vertrieb sie sich gewöhnlich, außer den Besuchen, die sie zuweilen meiner Schwester abstattete, die Langeweile einer so gänzlichen Einsamkeit mit ihren weiblichen Arbeiten, oder mit ein wenig Musik und Lektüre. Zum wenigsten glaubte ich so, und ihrer selbst nur zu oft vergessend, schmeichelte ich mir doch immer noch mit der Einbildung, daß sie sich in ihrem Kummer mit niemandem anders als mit mir zu unterhalten wisse. Es ist dies ein gewöhnlicher und grausamer Zug im Herzen eines untreuen Liebhabers, daß er sich noch im Stillen für angebetet hält, wenn er sich doch schon lange vorher der gemeinsten Achtung unwerth gemacht hat."

„Als ich daher eines Abends etwas früher als sonst aus meiner Gesellschaft nach Hause kam, und geradezu in Leonorens Zimmer eilte, wunderte ich mich sehr, sie weder an ihrem Flügel, noch bei ihren Büchern zu finden. Ich erkundigte mich bei dem Gesinde nach ihr. Man hatte sie vor einer Viertelstunde in den Garten gehen gehört. — Vor einer Viertelstunde? In den Garten? wiederhohlte ich mir selbst. Das Wetter draussen war regnigt und windigt. Es gab kein unbequemeres zu einem Spatziergange. Eine Hinterthür aus dem Garten führte auf die Straße. Der Schlüssel dazu hing sonst an diesem Schreibpulte; jetzt war er an keinem Orte mehr anzutreffen."

„Zahllose Vorstellungen, eine schwärzer, ängstigender, verzweiflungsvoller als die andere, betäubten meine beklommene Seele, verwirrten die Sinne, und machten mich aller Ueberlegung unfähig. Fast ohne Gedanken rannte ich in den Garten, um meines Unglückes zum wenigsten gewiß zu werden.

Denn, was ich am mehrsten befürchtete, war Leonorens Entweichung. Im plötzlich erwachenden Gefühle meiner eigenen Schuld kam mir keine andere Idee in den Sinn. Mit Vogelschnelle eilte ich die Gänge hindurch. Ich sah und hörte nicht mehr. Wäre mir selbst Leonore begegnet, wer weiß, ob ich sie in meiner Betäubung erkannte? So ganz war mein Geist auf die erwähnte Pforte gerichtet, so allein bezog er alle Wahrnehmungen auf diesen einzigen Gegenstand, und gar nichts waren die andern sinnlichen Eindrücke für ihn."

„Aber trotz meiner übergroßen Eilfertigkeit kam ich doch um nichts weniger zu spät. Noch war ich ohngefähr dreißig Schritte von der Thüre entfernt, und befand mich gerade in einer Krümmung des Ganges, als ich sie auch vor mir zuschlagen und den Schlüssel davon abziehen hörte."

„Mein Elend schien nun völlig entschieden. Wie vom Donner gerührt stand ich still, meine Glieder waren gelähmt, und in der ersten Ungewißheit fand ich nicht einmahl Kraft genug, um auf die Thüre zuzugehen. Nach einer geraumen Weile erst schlich ich weiter, untersuchte die Pforte, fand sie dicht und fest zugeschlossen, legte das Ohr daran, und lauschte, ob ich nicht aus der Ferne noch irgend einen Ton erhaschen möchte; als ich aber gar nichts, als ein regnigtes Flüstern und Ziscbeln in den umstehenden Büschen vernahm, gerieth ich in eine Art von Wahnsinn, stampfte mit den Füßen, schlug stark an die Thür an, versuchte sie aufzubrechen, rief laut Leonoren beim Nahmen, und gleichsam im Jammer untergehend und meine ganze Mannheit verliehrend, endete ich damit, daß ich in Thränen und in ein wütendes Schluchzen ausbrach."

„Dies erleichterte mich etwas, und ich ging ins Haus zurück. Gleichsam instinktmäßig suchte ich hier Leonorens Zimmer

auf, setzte mich gedankenvoll in ihrem Lehnstuhle nieder, starrte die Gegenstände neben mir an, und schien in meiner verzweiflungsvollen Unentschlossenheit einen jeden von ihnen um Rath zu befragen. Es waren meine alten Bekannte, so oft waren sie von meiner Glückseeligkeit Zeugen gewesen, mit meinem ganzen Innern mußten sie darum vertraut seyn."

„Da hielt meinen irrenden Blick auf einmal ein mir ganz fremdes Objekt fest. Ich sprang vom Sitz auf. Ich flog darauf zu. Es war jener Hut dort. Er gehörte einem Fremden, er gehörte einem Officier an. Unter allen meinen Bekannten gab es keinen solchen. Leonorens Schwermuth und Unzufriedenheit mit mir, ihre Abwesenheit heute Abend, eine Viertelstunde im Garten bei diesem Winde und Wetter, meine zu frühe, unerwartete Rückkunft nach Hause, das Abschnappen der Hinterthüre — Himmel und Hölle! darunter lag eine Geschichte verborgen, die schon mit ihren leisen Ahndungen mich hätte rasend machen können."

„Verrätherische Schlange — rief ich mit einem Unmuthe aus, der mir das Herz hätte abdrücken mögen — du verbargst dich schmeichlerisch in meinem Busen, um in der Stille und desto sicherer meine Glückseeligkeit zu vergiften. Doch zu rechter Zeit noch entdeckte ich dich, und könnte dich itzt erdrücken, wenn ich dich nicht noch mehr verachtete als haßte. Sollst du aber im Wahn bleiben, mich ungestraft betrogen zu haben? — Nein, mit dem nehmlichen Werkzeuge will ich mich rächen, womit du mich beleidiget hast."

„Damit setzte ich mir mechanisch den Hut auf, und zog mich lauernd auf mein Studierzimmer zurück. Es fiel mir nun gar nicht mehr bei, daß Leonore vielleicht entflohen seyn möchte, wie mir das Abschnappen der Hinterthüre vorher glaublich

gemacht

gemacht hatte, sondern ich war überzeugt, sie habe in dem Augenblick gerade ihren Liebhaber herausgehen lassen, und während meiner Erstarrung selbst Zeit gefunden, sich im Gebüsch unsichtbar zu machen. Sie mußte mir daher, wenn ich nicht in meiner Muthmaßung irrte, sehr bald ins Haus nachkommen, und es war alsdann der günstigste Zeitpunkt, meinen kleinen Entwurf von Rache sogleich in Ausübung zu bringen."

„Ich betrog mich keineswegs hierin; denn bald nachher hörte ich Leonorens Zimmerthür leise auf- und wieder zugehen. So sehr ich aber dies auch erwartet, und mich selbst darauf vorbereitet hatte, so fing es mir doch in der Brust etwas heftig zu pochen an. Es bedurfte einer gewissen inneren Anstrengung, um mir neuen Muth zu verschaffen. Doch kam er augenblicklich zurück, sobald ich nur recht lebhaft an das Ungeheure der Beleidigung dachte. Damit zog ich eine stählerne Mauer um mein weichliches Herz, entsagte kühn jeder zukünftigen Glückseeligkeit, und beschränkte alle meine Wünsche auf den einzigen Genuß, den Verlust der übrigen an der Urheberinn meines Elendes bestrafen zu können."

„Eine höchst triumphirende Miene nahm ich daher an, und als käme ich halbtrunken aus einer lustigen Gesellschaft, erkünstelte ich nach Vermögen das Rauhe und Polternde der ausgelassenen Freude. Leonore sah im Anfange etwas bestürzt aus, als sie mich wider alle Gewohnheit so ausschweifend munter erblickte; doch verfiel sie bald darauf wieder in den ehemaligen gelassenen Ernst. Ihr Auge sank alsdann bescheiden und äußerst beschäftigt auf die kleine Arbeit vor ihr nieder, und was ich auch thun, sagen und faseln mochte, so schien es doch unmöglich, ihm noch einen einzigen kleinen Blick abzugewinnen."

„Da wagte ich endlich das Letzte, um in meiner Absicht weiter zu kommen. Mit einer Ueberwindung, die mir hätte das Leben kosten mögen, trat ich wohlgemuth zu ihr hin, umarmte sie, und drückte ihr einen verrätherischen Kuß auf die Lippen. Dabei suchte ich aber vor allen Dingen, sie recht stark und auffallend mit meinem großen Hut zu berühren.“

„Sie nahm meinen Kuß weder an, noch lehnte sie ihn ab, gleich einem bescheidenen Mädchen, das über ihre Einwilligung, sich zur Braut machen zu lassen, noch höchst ungewiß ist. Aber wie hätte sie hierbei nicht auf dasjenige aufmerksam werden sollen, das sie so wunderbar und ungewöhnlich in ihrem angenommenen Gleichgewicht störte? Ein Blick darauf — ein zweiter — und noch einer. Alles mußte ihr undeutlich werden, denn sie starrte den Hut gewiß eine halbe Minute lang an. Wie sie ihn zuletzt erkannt haben mochte, versteinerte und verglaste das Auge, eine Todtenblässe drängte mit einem Pulsschlage den hochauflodernden Purpur ihrer Wangen hinweg, und man sah es ihr an, sie erwehre sich nur durch eine außerordentliche Anstrengung einer gefährlichen und verrätherischen Ohnmacht.“

„Wie gefällt dir dieser Hut, Leonore? — rief ich mit einem grausamen und nur zu verständlichen Hohngelächter aus — steht er mir nicht so gut, wie jedem andern? Mit dieser soldatischen Miene macht man bei euch Weibern Eroberungen. Glaubst du wohl, daß du mir jetzt widerstehen könntest, wenn du nicht schon in mich so sterblich verliebt, oder vielmehr, wenn du nicht eine so treue Gattin wärest. — All mein Gift, mit der entäußerten Eitelkeit bitterem Tone, legte ich in dies Wort, und es drang damit tief in ihr verwundetes Herz. Sie zitterte, sie krümmte sich gleichsam vor dem heran-

nahenden Verderben; aber — ich wage es itzt kühn zu behaupten — der Stolz ihrer noch unverletzten Tugend flößte ihr Kräfte zum Widerstand ein.“

„Im Anfange schien es mir, daß ihr Blick ein gewisses Bedenken ausdrücke, ja daß er, so wie er auf mich gerichtet wurde, um Schonung bitte; aber bald begriff ich, daß ich mich ausnehmend geirrt habe, und daß sich darin nichts als die tiefste Verachtung befinde. Es war gewiß, daß, hätte Leonore sich mir zu Füßen geworfen, und alles gestanden, ich ebenfalls den Vorgang vergessen haben würde; aber diese Geringschätzung, die sie, meiner Meinung nach, weit eher als ich verdiente, bestärkte mich nur immer noch mehr in meinem genommenen Entschlusse.“

„Ich bediente mich daher von diesem Tage an beständig dieses Hutes, und wenn ich ihn abnahm, hängte ich ihn gerade an jenen Ort, der sich ihrem gewöhnlichen Sitze gegenüber befand. Leonore, deren Seelenkummer ihre Gesundheit nur noch wenig angegriffen hatte, verfiel itzt in ein Kränkeln, das nach und nach zu einer Auszehrung wurde.“

„Tausendmal befand ich mich während dieser Zeit in Versuchung, den gehässigen Gegenstand, der diese hervorbrachte oder wenigstens unterhielt, endlich ihren Augen zu entziehen, und es bei dieser Strafe bewenden zu lassen; aber eine unglaubliche Verblendung, die in Leonorens Betragen immer noch einige Verstellung wahrnehmen wollte, eine abscheuliche Neugierde, hiervon das Ende abzuwarten, ließen mich den rechten Punkt verfehlen, wo ich sie vielleicht noch hätte erhalten mögen.“

„Nur erst als sie bettlägerig wurde, begann ich einen Irrthum, oder doch eine zu weit getriebene Rache zu ahnen.

Die bloße, einfache Natur führte mich zum richtigen Wege zurück, den eine unreife Ueberlegung mich hatte verlassen machen, meine Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, wenn sie auch nicht ihre erste Wärme sogleich wiedererhielten, wurden doch angelegentlich und beflissen, und wenn Leonorens gebrochenes Herz noch eines Trostes fähig gewesen wäre, so hätte es denselben im Aeußeren von einer Reue finden können, die ich nicht immer unsichtbar zu machen verstand. So aber blühete sie vollends ab, und alle Hofnung verschwand zu einer Genesung."

„Ich hielt es daher für meine Pflicht, ihrer Mutter, die sogleich nach unserer Verheirathung in eine andere Stadt zog, etwas von dem Zustande ihrer Tochter wissen zu lassen. Es vergingen kaum zwei Tage, als dieselbe auch gleichsam in halber Verzweiflung zu uns kam. Sie befand sich in Gesellschaft eines mir unbekannten jungen Menschen, und näherte sich mit demselben dem Bette ihres sterbenden Kindes."

„Meine theure, theure Leonore — sagte sie — wer hätte dies jemals geglaubt, als ich dich im Besitz eines geliebten Gatten so unaussprechlich glücklich verließ. — Und nun noch gerade zu einer Zeit, als ich dich mit einer neuen Freude zu überraschen gedachte. Erinnerst du dich wohl noch, mich oft von einem Sohne sprechen gehört zu haben, der uns in seiner frühesten Jugend abhanden kam? Er ist wiedergefunden, wiedererkannt, und ich stelle dir denselben hier als einen Bruder vor, der deine Liebe verdient."

„Alsdann nahm sie den jungen Menschen bei der Hand, und führte ihn näher ans Bett. Leonore hatte sich von ihrem Kopfkissen in die Höhe gerichtet, um ihre Mutter zu umarmen, und den wiedergefundenen Bruder zu bewillkommen. Ein sanfter Rosenschmelz überflog auf einen Augenblick die kranken

Wangen, und im Funkeln des Auges drückten wiedergebohrne Empfindungen sich aus. Als sie aber den Ankömmling näher betrachtete, erblaßte sie von neuem, und sank auf ihr Bett ohnmächtig nieder."

„Die Mittel, welche man auf der Stelle anwandte, brachten sie bald zu sich selbst. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, winkte sie mich an ihr Bett heran, nahm meine Hand, küßte sie, und drückte sie an die Brust. — Mein geliebter Gemahl — sagte sie mit matter Stimme — ich kann nicht aus diesem Leben hinwegscheiden, ohne dich eines unwillkührlichen Fehlers halber um Verzeihung zu bitten. Du weißt, ich ging zuweilen zu deiner Schwester. Eines Abends fand ich diesen jungen Menschen bei ihr, und ohne zu wissen und mir erklären zu können, warum? faßte ich eine höchst unschuldige, doch starke Zuneigung zu ihm. Da ich nichts darin bemerkte, was die Schranken einer bloßen Neigung überschritten, oder was deine Rechte auf mich beeinträchtigt hätte, so ließ ich ihr vielleicht einen etwas zu freien Lauf, und dies ist das einzige Versehen, dessen ich mich schuldig gemacht habe. — Endlich drang er sich mir einmal zum Begleiter nach Hause auf; nachdem er hier einige Zimmer unserer Wohnung im Augenschein genommen hatte, war er neugierig ebenfalls den Garten zu sehen. In dieser Zeit kamst du zurück, und in der ersten Verwirrung begierig, alle Anlässe zu vermeiden, die deine üble Laune hätten vermehren können, bat ich meinen Gast, daß er sich durch die Hinterthür entfernen möchte, in der du selbst, wie du dich itzt kaum erinnern wirst, den Schlüssel am Nachmittag stecken ließest. Niemand dachte in der Eile an den unglücklichen Hut, den mein Bruder im Zimmer vergaß, den

du fandeſt, und zu meiner Beſtrafung und deiner Rache gebrauchteſt.“ —

„Leonore wollte noch weiter fortfahren, allein ich erſtickte ihre Worte mit meinen Küſſen. Was that ich nicht alles, um ihre Verzeihung zu erhalten, und ſie mit mir, mit dem Leben, und der Zukunft wieder auszuſöhnen? Aber es war keine Zeit mehr. Ihr Inneres war von einem langen Kummer angegriffen und zerrüttet. Kaum drei Tage noch genoß ſie des Glücks, ihre Mutter und einen geliebten Bruder um ſich zu ſehen.

C. Groſſe.

IX.

Das ächte Glück.

Eine Epistel.

Folge der Natur, und entsage dem Wahn. Kein Stand ist zu niedrig die Glückseligkeit zu erreichen; kein Kopf zu hart sie zu begreifen; ihre Geschenke liegen vor Augen; sucht sie nicht in Extremen. Man braucht nur gut zu denken, und es aufrichtig zu meinen.

Wisse, alles Glück das Menschen finden, alles was uns Gott und Natur zudenkt, alles Vergnügen der Seele, alle Freude der Sinnen, liegen in den drei Worten, Gesundheit, Frieden und Auskommen. Aber Gesundheit besteht nur mit Mäßigkeit; und Frieden — o Tugend! — wohnt nur an deiner Hand.

Pope's Versuch über den Menschen, nach der Schlosserischen Uebersetzung.

Längst war, was Menschenglück sey, das Problem der Weisen:
Ein jeder schuf sich seine Theorie.
Wer glücklich ist, dem darfs kein Zeno erst beweisen;
Die Mittel, es zu seyn, schenkt uns ein Lehrsatz nie.
Wen Krankheits-Schmerzen im Gebrauch der Kräfte stöhren,
O der studiert umsonst selbst Epikurus Lehren,
Des Weisen, den so mancher nicht verstand,
Deß Schicksal war, zu seyn, was mancher ist — verkannt.
Erwarte nicht von mir, dir dieß Problem zu lösen:
Das Glück berechnet sich nicht wie der Meßkunst Größen,

Und dieser Zeilen Zweck ist keine Theorie.
Man kann sehr glücklich seyn durch die Philosophie,
Doch Tausend sind's nicht minder — ohne sie,
Auch dann, wann sie's zu seyn nicht schienen.
Bewusstseyn, Glücksgenuß durch Tugend zu verdienen.
Gefühl von eignem innern Werth,
So lebhaft Phanias das Gegentheil auch lehrt — a)
Doch ward der Weise von Musarion bekehrt —
Kann nicht dem Kampfe widerstreben,
Den Lage, Widerwärtigkeit,
Schmerz, Menschen, Alter, Schwachheit, Zeit,
Oft gegen unser Glück erheben.
Was nützt, wenn ein Verlust die Hand dem andern beut,
Wenn Wolken sich auf Wolken thürmen,
Auf unser Glück Orkane stürmen,
Dann das Gefühl von Werth und von Erhabenheit?

a) Es ist hier vorzüglich auf die bekannte Stelle in Wielands Musarion angespielt:

In unsrer eignen Brust
Da, oder nirgends, fließt die Quelle wahrer Lust,
Der Freuden, welche nie versiegen,
Des Zustand's dauernder Vergnügen,
Den nichts von außen stört. —

Ich glaube, bemerkt zu haben, daß diese Stelle häufig mißverstanden, und für eine Maxime aus der Philosophie der Grazien, welche Wieland in diesem Meisterstücke lehrt, angesehen zu werden pflegt; da doch einestheils eine solche transcendentale Weisheit in das System der Philosophie der Grazien durchaus nicht paßt, anderntheils aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellt, daß Wieland diese Maxime, so wie mehrere andere von ähnlichem Schlage, dem Phanias, der sie von seinen inconsequenten Lehrern gelernt hatte, nur deswegen in den Mund legt, um sie von der an Geist und Körper liebenswürdigen Musarion widerlegen zu lassen.

Den armen Sterblichen ist doch hienieden
Vollkommenheit ja nicht zum Loos beschieden.
Zwar steht im Unglück auch der Weise hehr und fest,
Und kämpft mit Muth, wenn ihn der Schwache sinken läßt:
Doch fühlt er drum des Unglücks Schlag nicht minder:
Er ist ein Mensch, wie andre Adamskinder,
Hat Leidenschaft und Nerven so, wie sie.
Die Frage, wie mich dünkt, ist die:
Kann Reichthum, hoher Stand, und können Würden, —
Dem Weisen oft die schwersten Bürden,
Die eingebildten Werth nur eiteln Thoren leihn, —
Und kann des Ruhms verführerischer Schein
Dem Menschen sichres Glück gewähren?
Frag' die Erfahrung, sie sagt: Nein!
Wie manche sehn wir glücklich seyn,
Die diese Güter all' entbehren!
Und Hunderten ist ihr Besitz
Nur Zusatz zu den tausend Plagen,
Die an dem Glück der Menschen nagen,
Und zur Zufriedenheit unnütz a).
Wer an dem Pfad des kurzen Lebens
Der Freude Blumen weise pflückt;
Wem selbstverschuldter Gram nicht das Gewissen drückt;
Wer nach Vollkommenheit des Glücks vergebens
Nicht mit verlohrnen Kräften ringt;
Wer seinen seltnen Gram vertanzt, verlacht, versingt;
Wer, ohne reich zu seyn, doch nicht mit Mangel ringt,
Als Schmeichler nicht vor Königen sich beuget,

a) Wegen dieses fehlerhaften Gebrauchs eines Spondäen für einen Jambus bitte ich Hagedorns und Gellerts Manen, so wie, wegen der vernachläßigten Versification überhaupt, die Kenner um Verzeihung.

Den Sinn des Bidermanns auf ofner Stirne zeiget,
Geſetze gern verehrt, doch nicht zum Sklaven ſinkt,
Mit Weisheit Luſt aus dem bekränzten Becher trinkt;
Wen, mäßig im Genuß, der Aeſkulape Lehren
Nicht im Gebrauch der Lebensfreuden ſtöhren;
Wer, wo er kann, bedürftgen Brüdern nützt;
Wer, von der Lieb' und Freundſchaft Hand geleitet,
Sanft durch die Krümmungen des Erdenlebens gleitet,
Der nur iſt glücklich, der beſitzt
Das Gut, nach dem die Weiſen ſtreben,
Das ächte Glück im Menſchenleben.
Der Tod ſogar, was iſt er ihm? — Ein Freund,
Der mit Geliebten ihn vereint.

Friedrich von Zinck.

X.

Der Friede.

Glücklicher, den auf der Heimath Fluren,
Sicher vor den Flammen der Panduren,
Seines Weizens goldner Halm umwallt!
Weilst du ferne von den Hochaltären,
Wo frohlockend in des Volkes Chören
Die erflehte Friedenshymne schallt?

Wähnst du nicht der Feinde Zorn besieget,
Weil dein Geist sich noch in Fesseln schmieget?
Ach, wohl nichtig ist des Lorbeers Ruhm,
Rauben prangend in Triumphakkorden
Dir der Leidenschaften wilde Horden
Deines Herzens sel'ges Heiligthum.

Sieh' die goldnen Tage sich verklären,
Libyen ein Friedensthal gebähren,
Heilsaft dir die Brillenschlange sprühn,
Eine Wohnung Aar und Taube bauen,
Und der Hirtin folgend zu den Auen
Mit dem Lamme die Hyäne ziehn.

In des Oehlbaums Schatten winkt der Friede
Dir vergebens; bei dem Bundesliede
Aller Wesen trau'rst du Armer stumm,
Toben in der Brust die Ungeheuer,
Feindlicher, als Agamemnons Feuer
In der jammervollen Ilium.

Kämpfe muthig in dem Geisterreiche!
Soll dir dort der Oehlzweig blühn? Verscheuche
Kühn die Feinde deiner Seelenruh!
O dann singe Friedenshymnen, Krieger!
Zog aus Zama's Feldern einst der Sieger
Hannibals erhabener, als du?

Freudentheil.

XI.

Raphael, von sich selbst gemalt, im vatikanischen Pallast.

Nach dem Italiänischen des Zappi.

Von

J — n — sch.

Dies ist Raphael! Dies — das volle Denkbild *) des hohen,
edlen Genius, und jener holdsel'gen Gestalt,
welcher die Schöpferin, Natur, so viel Gaben gespendet,
als der Künstler ihr selbst mit dem Pinsel geraubt.
Zürnend, immer bis jetzt nur andre auf farbiger Leinwand
zu verewigen, malt' einstens der Künstler sich selbst.
Höheres könnt' er nichts malen! Da kam der Tod, und erblickte
hier eine Doppelgestalt, beide — ein Stolz der Natur.
Plötzlich erstarrt ihm die Hand am schwarzen verderblichen Bogen.
„Welche, rufet er aus, ist hier die wahre Gestalt?"
„Welcher von beyden galt der Schluß im Rathe des Schicksals?"
Spricht's, und zweifelt, und schwankt, er, der Entscheidende! schwankt.
„Diese nichtige, brechliche Hüll'," (erwiederte die Seele,
die in dem Sterblichen wohnt) „diese erziele dein Pfeil."
„Nicht das Farbengebilde. Unsterblich leben wir beyde."
„Mir verlieh es ein Gott: diesem des Raphaels Hand!"

*) Denkbild. Denn so übersetzen ja unsere Puristen, nicht unglücklich, das lateinische Ideal. Im Italiänischen heißts: Ecco l' Idea del nobil genio.

XII.

Auf den berühmten Marmor-Koloß, Moses, in der Peterskirche, von Michel-Angelo.

Aus dem Italiänischen des Zappi.

Von

J — n — sch.

Wer? wer ist es, der hier, in hartem Marmor gehauen,
also gigantisch dasitzt, das lebendige Wort
auf der athmenden Lippe . . . Ich hör's! . . . Er Moses ist's;
Moses:
Denn dies kündet mir hier diese Ehre des Kinns;
Dies der Doppelstrahl an der Stirne. So stieg er vom Berge,
als er Jehovens Glanz *) halb in dem Antlitz noch trug.
Also trat er einher vor der stolzen Schaar in der Wüsten:
also öfnet' und schloß er in dem Meere den Pfad.
Wie er majestätisch hier sitzt, so herrschte der Führer.
Aber, wie dieser Stein, wareſt du Pharao's Herz.

*) E gran parte del Nume avea in volto. Ich hätte dies sehr leicht „er trug noch halb den Gott im Antlitz" übertragen können. Aber hier ist die Rede von der wahren Gottheit; und das italiänische Nume bedeutet, wie das lateinische Numen, weniger als Gott.

XIII.

Rangſtreit des Degens und der Feder.

Degen.

Ich ſchüze Recht und Eigenthum,
Erhalt' und ſtürze Thronen um,
Und ſchirme ganzer Völker Recht,
Und Stadt und Flur und Herrn und Knecht.

Feder.

Du wüßteſt weder Recht noch Pflicht,
Lehrt' ich vorher dir beides nicht.
Auch zeig' ich erſt dem Helden an,
Wie er dich klug gebrauchen kann.

Degen.

Unſterblich wird durch mich der Held
Und hochgefeirt von ſeiner Welt,
Und von der Nachwelt eingeweiht
Im Tempel der Unſterblichkeit.

Feder.

Es wären deine Thaten all'
Ein kurzer leichter Wiederhall,
Wär' ich nicht, die der ſpäten Welt
Die Thaten rühmend aufbehält.

Degen.

Nichts widerſtehet meiner Pracht
Und meiner ſieggewohnten Macht;
Und jedes Volk, von mir bedroht,
Erwartet Leben, oder Tod.

Feder.

Es ſteh auch alles unter dir;
Du aber ſteheſt unter mir!
Ich ſchicke dir die Ordre zu,
Befehlend Thaten, oder Ruh.

Sangerhauſen.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

November 1797.

I.

Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten.

Am Anfange des Octobers 1797.

Wenn am Anfange des verflossenen Monats ein von England aus verbreitetes Gerücht die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England verkündigte, und einen nahen Definitivfrieden, der zu Udine verhandelt wird, als eine sichere Folge der zu Lille abgeschlossenen Unterhandlungen hoffen ließ, so sehen wir dagegen am Anfange des jetzigen Mondes nicht allein die Unterhandlungen in Lille gänzlich abgebrochen, und den englischen Geschäftsträger auf der Rückkehr nach seiner Heimath, sondern es ist auch zu besorgen, daß die Geschäfte der Friedensvermittler in Udine ein gleiches Schicksal haben werden. Die Blätter des Tages theilen auch schon eine weitläuftige Erklärung des französischen Direktoriums mit, vermöge deren dasselbe sich durch seine Feinde, die den ihnen angebotenen Frieden ausgeschlagen, die Unterhandlungen verzögert, und die dadurch gewonnene Zeit zu Machinationen gegen die Republik, welche sie anzuerkennen im Begriff waren, gemißbraucht hätten, gezwungen sieht von neuem die Waffen zu ergreifen, und

vermittelst deren es zugleich alle Verantwortlichkeit für die Greuel eines Kriegs auf diejenigen, die dasselbe in die Nothwendigkeit setzten, ihn wieder anzufangen, vor den Augen einer theilnehmenden und richtenden Mitwelt wirft.

Der erschütternde Schlag, welcher diese große Veränderung in der Lage Europens hervorbrachte, geschah zu Paris in der Nacht von dem 3ten auf den 4ten September, und verdient um so mehr unsre ganze Aufmerksamkeit, da durch ihn das System der neuesten Weltbegebenheiten ganz und gar verändert ist. Die Leser dieser Blätter werden sich erinnern, daß wir schon vor einiger Zeit nicht ungegründete Besorgnisse wegen der gelinden und gemäßigten Maaßregeln hegten, welche seit einiger Zeit die Beschlüsse der beiden Räthe in Paris charakterisirten; das Räthsel ist jetzt gelöst, und die sonderbare Erscheinung aufgeklärt; beyde Räthe wurden von einer Parthei beherrscht, welche jetzt entdeckt und ihrer Strafe überliefert ist. Der Zusammenhang der Begebenheit ist ungefähr folgender.

In der Nacht vom 3ten auf den 4ten September (18ten Fructidor) wurden um 3 Uhr die Lärmkanonen gelöst; General Augereau, an der Spitze der 17ten Division, ließ den Generalmarsch schlagen, umringte die Sitze der beiden gesetzgebenden Räthe, die Garde des gesetzgebenden Corps verhaftete ihren Anführer Ramel; Augereau drang in den Saal der Versammlung, wo gerade die Saalinspektoren eine nächtliche Sitzung hielten, und verhaftete sie. Mehrere Deputirte wurden auf Befehl des Direktoriums in ihren Häusern arretirt, auch die Direktoren Carnot und Barthelemy sollten verhaftet werden, indessen war ersterer schon entkommen. Die Invaliden beschützten den Pallast Luxem-

burg, wo die Direktoren reſidiren. Mit Kanonen waren die Brücken und der Eingang zu den Tuillerien einige Tage beſetzt, die Säle der beiden Räthe geſchloſſen, welche ſich nun, der Rath der Alten in dem Amphitheater der Chirurgieſchule, der Rath der Fünfhundert im Saal des Odeums verſammelten. Der erſte Beſchluß, welchen der Rath der Fünfhundert faßte, und der ſogleich vom Rath der Alten angenommen wurde, war, daß es dem Direktorio erlaubt ſey, Truppen über die konſtitutionelle Gränze von 12 Lieues nach Paris vorrücken zu laſſen; man wählte neue Saalinſpektoren, und beide Räthe erklärten ihre Sitzungen für permanent. Das geſetzgebende Corps hat ſich in einer Erklärung an die Armeen gerechtfertigt, hat eine Menge der vorigen Beſchlüſſe widerrufen und vernichtet, und die Beſchlüſſe von 42 Wahlverſammlungen annullirt, indem es folgende Perſonen zur Deportation verurtheilt hat: Aubry, Job Aimé, André von der Lozere, Boiſſy d'Anglas, Bornes, Bourdon von der Oiſe, Cadroi, Couchery, Clermonteau, Delahaye von der Niederſeine, Delarue, Doumerc, Dumolard, Duplantier, Duprat, Gilbert Desmolieres, Henri-Lariviere, Imbert-Colomes, Camille Jordan, Jourdan von Marſeille, Gau, Lacarriere, Lemarchand-Gomicourt, Lemerer, Merſan, Madier, Maillard, Noailles, Marc-Curcin, Pavie, Paſtoret, Pichegrü, Poliſſart, Quatremere de Quincy, Saladin, Simeon, Vaublanc, Vauvillers, Villaret-Joyeuſe, Willot, (zuſammen 40); vom Rathe der Alten Barbé-Marbois, Detorcy, Dumas, Ferrand-Vaillant, Lafond-Ladebat, L'homont, Muraire, Murinais, Paradis, Portalis, Rovere, Tronçon du Coudrai (zuſammen 12); ferner die Direktoren Barthelemy und Carnot, den geweſenen Polizei-

miniſter Cochon, und den geweſenen Polizeibeamten Deſſonville, die Generale Miranda und Morgan, den Kommandanten der Wache der Legislatur Ramel, den geweſenen Deputirten Mailhe, den Journaliſt Suard, und die in die letzte Verſchwörung verwickelten drei Perſonen: Brottier, Laville Heurnois, und Duverne de Presle.

Eine beträchtliche Anzahl der genannten — denn viele derſelben haben ſich verborgen — iſt ſchon in vergitterten Wagen, von einem ſtarken Militärkommando begleitet, unter dem Befehl des Generals Dutertre nach Rochelle abgeführt worden, um theils nach Guiana, theils nach Madagascar gebracht zu werden. Eben ſo iſt die Deportation aller Journaliſten beſchloſſen, deren Blätter im Sinn der Verſchwörer geſchrieben waren, und deren Zahl ſich auf 54 beläuft. Alle Geſetze, welche zum Beſten der Emigranten und der deportirten unbeeidigten Prieſter gegeben waren, ſind widerrufen; jeder Emigrant, der noch nicht von der Liſte ausgeſtrichen iſt, muß ſeinen Wohnort in 14 Tagen verlaſſen, oder befürchten, daß er 24 Stunden nachher erſchoſſen wird. Alle die zur Familie der Bourbons gehören, und zu deren Gunſten man manches Geſetz gegeben hatte, werden deportirt, und erhalten eine Penſion von ihren Gütern, die das Direktorium beſtimmt. Alle Journale und Druckereien ſtehen unter der Aufſicht der Polizei; das Geſetz gegen die politiſchen Geſellſchaften iſt aufgehoben, und nur diejenige wird geſchloſſen, in welcher konſtitutionswidrige Grundſätze vorgetragen werden; das Geſetz wegen der neuen Einrichtung der Nationalgarde iſt aufgehoben, und die Schatzkammer-Kommiſſion ſteht wieder unter der Aufſicht des Direktoriums.

Dieſes Direktorium ſelbſt iſt nun wieder vollzählig. Der ehemalige Juſtizminiſter Merlin von Douai iſt an die Stelle Barthelemy's, und der bisherige Miniſter im Innern, François de Neufchateau, an die Stelle von Carnot zum Direktor erwählt worden. Merlin tritt ſo ganz in die Rechte Barthelemy's, daß er erſt nach Verlauf von 4 Jahren über den Austritt aus dem Direktorio loſen darf. Beide haben die ihnen übertragenen Stellen angenommen, und ſcheinen eben ſo ſehr den Beifall und das Zutrauen der Nation zu beſitzen, als ihr Beitritt der ſiegreichen Pluralität des Direktoriums willkommen iſt. Eine Verwechſelung in der Friedensgeſandtſchaft zu Lille iſt eine eben ſo natürliche Folge der Bewegungen in Paris. Letourneur, Maret und Colchen ſind zurückberufen, und die Bürger Treilhard, Bonnieres und Derchés ſind an ihre Stelle getreten; erſterer hat dem Lord Malmesbury ein Ultimatum vorgelegt, und eine beſtimmte Antwort darauf von dem engliſchen Friedensgeſandten gefordert, der aber bald nachher, da er dieſelbe nicht geben konnte, Lille verlaſſen hat, und nach England zurückgekehrt iſt.

Seit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution ſind ſchon manche Erſchütterungen im Innern dieſes Staats und mächtige Exploſionen der Nationalkraft geſchehen, aber von allen trägt keine ſo ſehr den Charakter der Würde, Sicherheit und ſelbſt der Gerechtigkeit, als die des 18ten Fructidors. Es iſt nicht die Unternehmung einer Parthei gegen die andre, ſondern die Strafe, welche das Geſetz und die Freiheit an ihren Feinden vollzogen; es iſt nicht das Wagſtück der Habſucht oder Herrſchbegierde, ſondern ein nothwendiger Schritt, den die Konſtitution gegen den Royalis-

mus machen mußte. Wenn Frankreich noch zweifeln könnte, ob seine Revolution geendet, die Republik und Freiheit gegründet, und die Zeit der ungewissen Schicksale vorüber sey: so würde die Sicherheit, mit welcher das Gesetz bei dieser Unruhe auftrat, und die männliche Festigkeit und Unpartheilichkeit, mit welcher die Verwalter der Nationalmacht wirkten, jeden Zweifel an der Sicherheit und Fortdauer der Republik heben. In der That scheint es die letzte Unternehmung zu seyn, welche der Royalismus, der seine Ansprüche freilich niemals aufgiebt, gewagt hat, um sein Glück gegen die junge Republik zu versuchen. Das Gewebe war fein und sicher gesponnen, die Faden liefen von Blankenburg aus, und es ist mehr als höchst wahrscheinlich, daß sie auch in das Gewebe der Friedensunterhandlungen zu Lille und Udine diejenigen Verwirrungen brachten, durch welche der Welt das sonderbare Schauspiel gegeben ward, daß nachdem die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, dennoch die Abschließung eines Definitivfriedens nicht allein beinah fünf Monate verzögert, sondern auch beinah mit jedem Tage ungewisser wurde. Der Plan der Royalisten war auf Menschen begründet, und man muß gestehen, sie kennen die Menschen. Männer, die um die Gründung der Freiheit die anerkanntesten Verdienste hatten, welche durch das Zutrauen der Nation mit den glänzendsten Würden beschenkt waren, die mit Sicherheit darauf rechnen konnten, daß die Geschichte ihren [illegible] Sterblichkeit zuerkennen würde, ließen sich durch [illegible] Heucheleien und Versprechungen einer Parthei, von [illegible] ungewiß war, ob sie würde Wort halten können, [illegible] Vergessenheit des Glückes, das sie wirklich ge[illegible]haben, gegen den Tand und Prunk einer Verfas-

sung, welche auch durch ihre Hülfe umgeworfen war, dem wahren Verdienste und der wahren Ehre vor, strebten habsüchtig und kleinlich nach Schätzen und Vorrechten, welche sie als Verfechter der unveräußerlichen Menschenrechte hätten verachten sollen. Aber es scheint beinah, als wenn die Gleichheit, für die sie selbst geredet und geblutet hatten, ihrem Stolze zur Last gefallen wäre, als wenn sie neidisch geworden wären, daß da, wo das Verdienst jeden auffordert, sich fast täglich ein neues glänzendes Verdienst erhebt, und das ältere verdunkelt. Sie wollten allein dastehen, allein besitzen und herrschen, und auch in ihr Privatleben noch den Glanz ihrer Würden übertragen. Die Namen dieser Männer sind Pichegrü, Carnot und vielleicht auch Barthelemy.

Wenn es schon schwer ist, sich zu erklären, wie dem Charakter dieser Männer eine Gegenrevolution möglich war, so ist es beinah noch schwerer, ein solches Unternehmen mit ihrem ehemaligen Betragen, mit ihren Einsichten und der Kenntniß ihres Vaterlandes zu vereinigen. Wie oft hat nicht schon der Royalismus vergeblich gesucht seine Rechte auf Frankreich, die er für eben so unveräußerlich hält als die Bürger ihre Menschenrechte, geltend zu machen, und ist es ihm nicht jedesmal mißlungen, weil die Absichten und Wünsche einzelner gegen das allgemeine Verlangen sich erhoben? Wenn man nur mit flüchtigem Auge die gegenwärtige Lage Frankreichs betrachtet, so ist kein Zweifel, daß so manche auch mit der gegenwärtigen Form und Verwaltung der Republik mißvergnügt seyn mögen, doch die allgemeine Stimmung für diese Gestalt der Regierung ist. Hätte auch die neue Partei in den größeren Städten Frankreichs sich hie und da von käuflichem Gesindel eine noch so starke Par-

thei erworben, hätte diese selbst da wo sie auftrat, den Sieg davon getragen, so wäre sie doch noch weit davon entfernt gewesen, ihre Unternehmung für gelungen erklären zu können, denn anstatt die jetzige Verfassung zu stürzen, hätte sie nur die Fackel des Bürgerkrieges erhoben, und an den Landeigenthümern, die es sich nie würden gefallen lassen, unter das alte Joch der Lehne und der Geistlichkeit zurückzukehren, selbst an den auswärtigen Armeen, die mit unerschütterlichem Vetrauen an ihren republikanischen Führern hängen, Feinde gefunden, die alles aufbieten mußten, um einer Sache, die jene so sehr beglückte und diesen durch namenlose Aufopferungen theuer geworden war, den gebührenden Triumph zu verschaffen. Es ist unbegreiflich, wie man noch jetzt der Sage, daß die französische Nation auch nach fünfjährigen Triumphen noch die Republik nicht wolle, Glauben beimessen kann; wie man in kleinen Unruhen, in dem von der republikanischen Verfassung unzertrennlichen Widerspruche der einzelnen, in der zur Erhaltung der Freiheit nothwendigen Spannung, Bestätigung dieses Wahnes finden kann. Die stille Ruhe, welche der monarchischen Verfassung eigen ist, bleibt einem republikanischen Staate, sobald er groß und demokratisch organisirt ist, wenn er sie anders jemals erreichen kann, wenigstens in der Zeit seiner ersten Entstehung unerreichbar. Und es mag freilich bei einer noch ziemlich allgemeinen Spannung der Gemüther, besonders unter einer lebhaften und wetterwendischen Nation, dem leichtgläubigen Ehrgeize manches möglich scheinen, dessen Unmöglichkeit er zu spät erfährt.

So weit der Zusammenhang der verwickelten Verschwörung bis jetzt bekannt geworden ist, wollen wir unsern Lesern darüber Auskunft geben. Das wichtigste Actenstück, welches

in dieser Sache bekannt geworden ist, besteht in einer Schrift, die in der Brieftasche des Baron d'Entraigues, den Buonaparte im verflossenen Mai in Italien verhaften ließ, gefunden wurde. Man wird sich erinnern, daß man damals der Verhaftung dieses Emigranten mit einer besondern Auszeichnung erwähnte, und daß Buonaparte ihn unter einer ungewöhnlich starken Begleitung nach dem innern Frankreich schickte. Die Brieftasche d'Entraigues war in Gegenwart von Buonaparte und Clarke eröffnet und die Aechtheit der Schrift durch ihre Unterschrift bestätigt. Sie führte die Ueberschrift: Meine Unterredung zwischen d'Entraigues und dem Herrn Grafen von Montgaillard. Folgendes ist, so weit er bekannt geworden, ihr wesentlicher Inhalt: Pichegrü hatte, als Heerführer der Rheinarmee, öftere Unterredungen mit einem intriganten Schweizer, Namens Courent, den der Graf von Montgaillard, auf Befehl des Prinzen, an ihn abgeschickt hatte, um ihn auszuforschen. Die Anträge, welche Courent ihn im Namen des Prinzen machte, nahm Pichegrü an, und er erbot sich, seine Armee sich für die Monarchie erklären zu lassen, sie in das Innere von Frankreich zurückzuführen, und mit Hülfe der Oesterreicher und Condeer die Republik zu stürzen. Wenn man den Charakter des Eroberers der vereinigten Niederlande, der so oft mit ächt römischem Republikanism sich seinen Soldaten gleich stellte, auf welchem nie der Verdacht einer Habsucht und eines Mißbrauchs seiner Gewalt haftete, mit den Versprechungen zusammenhält, die Pichegrü von Condē gemacht seyn sollen, so möchte man an der Aechtheit der menschlichen Tugend verzweifeln; denn wenn das an grünem Holz geschieht, was soll nicht an dürrem werden. Es sey mir vergönnt, blos in dieser Rücksicht dasjenige anzuführen, was darüber bekannt ist,

ohne für die Wahrheit dieser Anführungen zu stehn. Man hatte Pichegrü, heißt es, anderthalb Millionen zum Geschenk versprochen, worunter 100,000 Thaler baar, die der Prinz gerade vorräthig hatte, ferner die Stelle eines Marechal von Frankreich, das rothe Band, 200,000 Livres Pension während seines Lebens, die Hälfte derselben für seine Gattin, wenn er sich verheirathete, und der vierte Theil derselben für alle seine Nachkommen auf immer, außerdem ein Hotel zu Paris, die Ländereien von Arbois, die seinen Namen führen sollten, und 12 Kanonen, die er den Oestreichern abgenommen. —

Wie oft hängen die Schicksale ganzer Nationen von scheinbar unbedeutenden Kleinigkeiten ab. Condé verwarf diesen ganzen Plan, weil er nicht wie Pichegrü im Einverständnisse mit den Oestreichern und Wurmser handeln, sondern diese Ehre allein genießen wollte. — Die Armee der Emigranten, welche wenn dieser kleine Umstand nicht eingetreten wäre, vielleicht jetzt im Innern von Frankreich stünde, bereitet sich jetzt um die Donau hinunter nach denjenigen Ländern abgeführt zu werden, welche Kaiser Paul ihr als Besitzungen im südlichen Theile Rußlands angewiesen hat, und welche sie ehemals, als Catharina II. ihnen ein gleiches Anerbieten that, im thörichten Vertrauen auf Hoffnungen, an deren Grabe sie jetzt stehn, verächtlich ausschlug. — Auch Pichegrü, der eingebildete Marschall von Frankreich mit dem rothen Bande ist bereits in einem vergitterten Kasten über Orleans nach Rochelle abgeführt, um da bedeckt mit der Verachtung eines ganzen Welttheils die vereitelten Plane seines Ehrgeizes zu bereuen. Wenn den einzelnen Zügen, die von seinem Betragen seit seiner Verhaftung erzählt werden, zu trauen ist, so ist der Charakter desselben ein störrischer Unwille, und Glaube an die Anerken-

nung seiner ehemaligen Verdienste, deren Erinnerung aber selbst nicht einmahl im Stande war den gemeinsten Soldaten zu täuschen. Bedeutend ist sein Wort. „Sie sind uns nur um eine Stunde zuvorgekommen, sonst hätten wir an ihnen gethan was sie jetzt an uns thun.“

Ein zweites Aktenstück in dieser Sache ist ein Brief Condés, an das Mitglied des Raths der Fünfhundert Imbert-Colemes aus Lion, der Agent des Prätendenten zu Lion war, und welchem Condé die Zufriedenheit des Prinzen zusicherte. Wichtiger als dieses ist ein drittes: eine weitläuftige Erklärung des Duverne de Presle, der unter dem Namen Dunant mit Laville-Heurnois und Brottier an der Spitze der letzten Verschwörung stand. Man wird sich erinnern, daß diese Verschwörer von einer über sie niedergesetzten Commission frey gesprochen wurden; daß aber das Directorium, unter dem Titel einer andern Anklage, über deren Entscheidung jene Commission nicht niedergesetzt, und also zu richten nicht befugt war, noch immer in Verhaft behielt. Bedenkt man nun daß bereits im Mai jene Schrift aus der Brieftasche d'Entraigues in den Händen des Directoriums war, so sieht man ein, warum es sich einen Schritt erlaubte, welchen mancher damals geneigt gewesen sein mag für despotisch zu erklären. Duverne de Presle giebt den ganzen Faden der Verschwörung unaufgefordert an, er sagt daß man die neuen Wahlen geleitet habe, daß man auf 184 Mitglieder der Legislatur sicher habe rechnen können, daß man das Directorium habe stürzen, und jedoch mit Beibehaltung der beiden Räthe einen König an die Stelle desselben habe setzen wollen. Auch dem gleichgültigsten Beobachter mußte die Nachsicht und Gelindigkeit, welche seit dem Zutritt des neuen Drittels die Beschlüsse der neuen Räthe

charakterisirte, auffallen. Die Republik war noch nicht gesichert genug um Beschlüsse zu ertragen, welche unversöhnliche Feinde, ausgewanderte Edelleute und unbeeidigte Priester in das Land riefen, allein bei der jetzigen Enthüllung der Geheimnisse bleibt kein Zweifel mehr an der Absicht jener Beschlüsse übrig. Selbst der Zwiespalt der Legislatur mit dem Directorium zeigte nur zu deutlich die Existenz zweier Partheien an, die beide alle ihre Kräfte gegen einander aufboten. Daß selbst die Majorität des Directoriums ihre Feinde nicht gering geschätzt habe, zeigt die Anzahl von Truppen, die man in die Nähe von Paris zog, und über deren Anrücken in den beiden Räthen so lebhafte Streitigkeiten entstanden. Es sey mir erlaubt, hier anzuführen, daß schon vor einigen Monaten ein genauer Beobachter der Zeit mir versicherte, Carnot und Barthelemy wären Royalisten. Von einem Manne, wie Carnot, der in den früheren Zeiten der Republik selbst unter terroristischen Staatsverwaltern saß, dies zu hören, wird einen jeden in Erstaunen setzen; in Barthelemy's Betragen indessen, selbst in seiner gezierten Vermeidung des ihm als Directot in Paris gebührenden festlichen Empfanges scheint etwas zu liegen, was die jetzige Enthüllung seiner Grundsätze minder unerklärlich macht. Ueberhaupt scheint es von der Legislatur gewagt gewesen zu seyn, einen Mann, der während aller Stürme, die die Republik auszustehen hatte, sich in einem sichern Hafen des Auslandes befand, der noch dazu in Basel, dem Vereinigungspunkte aller Machinationen der Emigranten, dem Wohnsitze Wickhams, lebte, des Geschäftsträgers eines Kabinets, welches gewiß auch bei dieser Unternehmung nicht unthätig war, und nur um sie zu befördern die Friedensunterhandlungen theils durch Befehl, theils durch seinen Einfluß hinhielt, — diesen Mann, dem alle Gele-

genheit fehlte, republikaniſchen Muth zu zeigen, dem durch ſeine Entfernung ſein Vaterland entfremdet zu ſeyn ſchien, an die Spitze eines Staats zu ſtellen, der von Gefahren umgeben iſt, und der zu ſeinem Glücke nicht allein einſichtsvoller, ſondern auch redlicher und patriotiſcher Männer bedarf. Gleichwohl ſcheint Barthelemy minder ſchuldig als Carnot zu ſeyn. Uebrigens leuchtet es nun ein, warum man vor einiger Zeit, als General Hoche, weil er noch nicht das geſetzmäßige Alter von 30 Jahren beſaß, von der Stelle eines Kriegsminiſters entfernt wurde, wiederum die Frage aufwarf, ob Barras, da er zum Director erwählt worden, das geſetzmäßige Alter ſchon erreicht hätte. Man wollte ihn aus dem Directorio entfernen, weil die Minorität deſſelben gewiß ſeyn konnte, daß die vom Royalismus angeſteckten Räthe ein für ihre Plane ſtimmendes Mitglied erwählt haben würden.

So ehrenvoll übrigens ſich das Directorium bei dieſem Schritte genommen hat, indem nicht ein Tropfen Bluts vergoſſen iſt, eine ſeit der Revolution ganz neue Erſcheinung — — ſo bleibt allerdings noch manches zu wünſchen übrig. Man iſt nicht ganz ohne Gewaltſamkeit zu Werke gegangen, man hat die Deportirten ohne gerichtliche Unterſuchung zu dieſer Strafe verurtheilt; allein man fordert auch gewiß zu viel, wenn man in der Zeit der Gefahr von den Geſetzen kaltblütiges Verfahren heiſcht, und das Directorium war zu dieſem Schritte um ſo mehr berechtigt, da die immer wachſame Gegenparthei ſchon hie und da Anſtalten traf, die Gefangenen aus dem Tempel zu befreien. Wem übrigens bei den dargelegten Aktenſtücken noch Zweifel an der obwaltenden royaliſtiſchen Verſchwörung übrig bleiben, den werden die Actenſtücke, welche Moreau überſandt hat, gewiß überzeugen. Dieſer General hatte auf einem Ba-

gagewagen, den er dem Emigrantengeneral Klinglin abnahm, eine beträchtliche Correspondenz gefunden, wovon ein Theil in Chiffern geschrieben war und Plane von einer Verschwörung enthielt. Die Verschwornen führten verkappte Namen: Pichegrü hieß unter andern Baptiste, und wurde auch hier als das Haupt der Unternehmung angegeben. Achtung für seinen Vorgänger, dem er noch immer nicht eine Treulosigkeit dieser Art zutrauen konnte, hielt Moreau zurück, früher von diesen Entdeckungen Gebrauch zu machen; ein Brief an Barthelemy, der erst nach dem Sturze dieses Directors ankam, theilte seine Entdeckungen mit. Das Directorium rief ihn nach Paris, glaubte aber in seiner Verheimlichung dieses Plans, und in seinem Eifer, mit welchem er seine Armee von Adressen an die Nation, dergleichen die Italienische und Maaßarmee eingesandten, abhielt, Gründe genug zu finden, um ihn von seinem wichtigen Posten zu entfernen, um so mehr, da seit dem 4ten September die Legislatur durch ein eignes Dekret die kurz vorher als constitutionswidrig verdammten Adressen gebilligt hatte. Da noch überdieß die Maaß- und Sambrearmee am 19ten September ihren General Hoche, 29 Jahr 8 Monat alt, zu Wetzlar verloren hat, so hat das Directorium das Commando beider Armeen dem General Angereau übertragen, welcher bisher Commandant der 17ten Militairdivision zu Paris war, und am 4ten September ersprießliche und patriotische Dienste geleistet hatte. Der Tod des Generals Hoche und die Unpäßlichkeit Buonaparte's, vereinigt mit der Erinnerung an die Verschwörung und an die lebhaften Adressen ihrer Armeen, haben Vermuthungen veranlaßt, denen jedoch niemand Glauben beimißt. Wenigstens ist es gewiß, daß Hoche nicht an Gift gestorben ist, denn bei der Eröffnung seiner Leiche fand sich ein asthma con-

vulsivum und ein polypenartiges entzündetes Gewächs an der Luftröhre als Ursach seines Todes. Seine Leiche wird nach Frankreich abgeführt, und ihm zu Ehren auf dem Marsfelde ein Trauerfest gegeben. — Ludwig Lazarus Hoche war anfänglich Soldat in der französischen Garde im Jahr 1784, ging alle Grade durch, ward Divisionsgeneral den 23sten October 1793, Chef der Moselarmee vom 15ten September 1793 bis März 1794; entsetzte mit Pichegrü die Festung Landau, trieb die Kaiserlichen aus dem Elsaß und zwang sie, nebst den Preussen, im Dezember 1793 über den Rhein zurückzugehen; ward 1794 abgesetzt und verhaftet; gegen Ende des Jahres 1794 Chef der Armee von Brest und Cherbourg, besiegte die Emigranten auf Quiberon, endigte den Vendeekrieg, commandirte die verunglückte Expedition gegen Irrland, und ward zu Anfang dieses Jahres Oberbefehlshaber der Sambre- und Maasarmee, mit welcher er schnell und siegreich bis Frankfurt vordrang, wo nur die Nachricht der zu Leoben abgeschlossenen Friedenspräliminarien seine ferneren Fortschritte aufhielt.

Es ist übrigens auffallend, daß gerade am 4ten September auch zu Genua eine Verschwörung der ehemaligen Nobili, welche unter mancherlei Vorspiegelungen die Landleute aufgeboten hatten, gegen die neue Verfassung ausbrach. Sie ist nicht ohne Blutvergießen abgegangen; die Aristokraten trugen anfangs den Sieg davon, wurden aber hernach von den Demokraten wieder überwältigt und bei dieser Gelegenheit haben über 1000 Menschen ihr Leben verloren. Eine nachdrückliche Erklärung des französischen Gesandten Faypoults zu Genua, die er in dem Namen Buonaparte's erlassen, verspricht der neuen Verfassung den kräftigsten Schutz gegen alle Machinationen der ehemaligen Machthaber.

Wegen der Friedensunterhandlungen zu Udine ist man um nichts gewisser als am Ende des vorigen Monats. Das Pariser Directorium hat nach dem 4ten September ein Ultimatum dahin gesandt, und alle Nachrichten, die aus Frankreich über diesen Gegenstand zu uns kommen, lassen einen baldigen Anfang der Feindseligkeiten besorgen. Buonaparte soll seine Armee auf das furchtbarste ausgerüstet haben, sie mit dem Kellermannschen Corps und mit ansehnlichen Schaaren von Cisalpinern und Piemontesern vermehren, auch sie zu neuen Angriffen und zum Muth schon aufgefordert haben. Was man indessen von Wien aus über diesen Gegenstand hört, läßt einen nunmehrigen endlichen Abschluß des Friedens hoffen. Der General Meerfeldt soll, wie die Blätter des Tages versichern, einzig und allein zur Unterzeichnung des Friedens, und nicht zu ferneren Unterhandlungen nach Udine abgereist seyn. Allerdings ist es auch zu wünschen, daß diese Nachricht sich bestätigen möge, und vielleicht ist auch dieser Entschluß des Wiener Hofs eine glückliche Folge der Revolution vom 4ten September zu Paris. So wäre denn endlich Europa von dem verderblichen Einflusse eines Kabinets, dessen Plane so lange seine Ruhe und sein Glück gestört haben, befreiet, und dieser Inselstaat ganz von dem festen Lande isolirt.

Gesetzt aber auch, daß die Franzosen jetzt nicht bloß England allein zu bekämpfen hätten, so ist es auch so gewiß, daß sie diesen neuen Feldzug wieder unter den günstigsten Aussichten anfangen; ihre Armeen stehen an zwei Punkten diesseits des Rheins, Italien sichert ihnen den Rücken, und kann ihnen alle nöthige Zufuhr gewähren; ihr Heer ist mit Bundesgenossen verstärkt, die sie vormals als Feinde zu besiegen hatten, und der Patriotismus beseelt die Regierung und die Heere. Indessen

dessen möge der Friede endlich dem seufzenden Europa werden, möge es nicht mit seiner süßesten Hoffnung geneckt seyn, mögen die Heere sich nicht mit neuer Kraft und mit neuer Erbitterung gerüstet haben!

Der verflossene Monat hat noch eine neue Erscheinung erzeugt, über welche indessen noch nichts berechtiget abzusprechen. Es ist hier von der Cisrhenanischen Republik die Rede. Die Staaten nemlich, die auf dem linken Ufer des Rheins liegen, haben sich für frei erklärt, und stehen in Begriff, sich in eine Republik zu organisiren. Zu Kölln, Aachen und Bonn ist der Freiheitsbaum gepflanzt. Der Churfürst von Kölln hat eine Adresse an die Völker jenseits des Rheins erlassen, deren Erfolg um so ungewisser seyn muß, wenn der wiederum ausbrechende Krieg die Franzosen bewegen sollte, die Cisrhenanische Republik, welche im Stande ist, ihnen 60,000 Mann zu gewähren, anzuerkennen.

Wie dem nun auch sei, der Wunsch des Menschenfreundes kann kein anderer als der seyn, daß der Geist der Unruhe, der Empörung und des Krieges immer mehr unterdrückt werde, und daß jeder Staat glücklich genug sei, ihn von seinen Grenzen, so wie die Pest, die auf der afrikanischen Küste und in Corsika (wenigstens als gefährliche Epidemie) herrschen soll, immer entfernt zu halten.

R . . . .

II.

Ueber Humanität,

als den Quell und das Ziel alles Schönen in der Kunst.

Die folgende Abhandlung wurde von dem Verfasser bei der zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs veranstalteten öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften am 25sten September 1797 vorgelesen. Sie wird den Lesern hier gegeben, wie sie die Zuhörer empfingen. Veranlassung und Ort rechtfertigte indeß damals die Kürze, und hießen dasjenige gut, was dieser Abhandlung an der Ausführlichkeit fehlt, die ein Gegenstand, wie dieser, nicht allein verdient, sondern fordern darf, und welche man jetzt, wo jene Hindernisse wegfallen, mit Recht erwarten zu können glauben mag. — Allein es lag dem Verfasser daran, ehe er diese Ideen, die, nach seiner Meinung, über alle Fächer der Kunst, alle Gegenstände und Behandlungsarten derselben ein Licht verbreiten, weiter ausführte, sie dem Urtheil derer vorzulegen, denen Gegenstände dieser Art werth sind, und die ein Recht haben, entscheidend darüber zu sprechen. — Ohne übrigens auf irgend etwas, das man Erfinderstolz nennen könnte, auch nur von ferne Ansprüche machen zu wollen, — denn der aufmerksame Leser wird nur zu bald sehen, was ihn auf diese Vorstellungen leitete, — glaubt er doch erwähnen zu müssen, daß ihm erst nach vollendeter Arbeit

ein Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek zu Gesicht kam, in welchem die Schrift eines Herrn Pörschke beurtheilt ward, welche, dem Auszuge zufolge, den der Recensent davon gab, in Rücksicht des Ideenganges mit dieser Abhandlung einige Aehnlichkeit zu haben scheint. Da kritische Blätter ihm überhaupt selten begegnen, und das Genannte ihm nur durch die Hand flog, so ist er jetzt nicht einmal im Stande, den Titel jener Schrift, von welchem sein Gedächtniß nur den Namen des Verfassers behielt, ganz mitzutheilen.

An einem Orte, wie der gegenwärtige, den der fleißige Wetteifer der Künstler mit Werken schmückte, die ihn zum Heiligthum der Musen und der schönen Kunst machen; an einem Tage, wie der heutige, wo die dankbaren Künste das Fest ihres Beschützers huldigend feiern, vor einer Versammlung, die aus Beschützern, Freunden und Lieblingen der Musen besteht, ziemt es sich von einem Gegenstande zu reden, der des Festes würdig, dem feierlichen Orte angemessen, und einer so ehrwürdigen Versammlung wichtig zu seyn scheinen darf.

Werfen Sie mit mir von diesem Orte aus einen Blick über die Nation, zu welcher wir uns stolz als Mitglieder zählen. In welcher edlen, schönen und humanen Vollendung erscheint sie, die so viele, und unter ihnen so vollendete Künstler zählt, die eine solche Sammlung von Kunstwerken zu schätzen und zu würdigen weiß. — Lassen Sie jetzt ihr Auge ein Jahrhundert zurückfallen, wiederholen Sie in Gedanken die Zeit, wo ein verdienstvoller Landesvater dem Namen, der noch heut unser ganzes Glück ausspricht, dem Namen Friedrich Wilhelm zuerst Verehrung und Unsterblichkeit erwarb; wo Feinde vor seinem

Arme zitterten, und Freunde den Beistand seiner Waffen und seiner Treue wünschten; wo der Ruhm seiner Thaten vom Rhein bis zur Weichsel, von den Alpen bis zum Belt erscholl; wo er die Macht gründete, mit welcher sein großer Sohn sich selbst die Königskrone aufsetzte, die seine Nachfolger zu einer der glänzendsten unsers Welttheils machten — rufen Sie diese Zeiten zurück, und entwerfen Sie sich ein Bild unserer Vorfahren. So lange Treue und Biederkeit, Muth, Ausdauer in Gefahr, Tapferkeit und alle die Tugenden zusammen, die das große Wort Patriotismus und deutsche Redlichkeit umfaßt, gegründete Ansprüche auf Verehrung geben, wird man sie den Ahnen unsers Volkes nicht versagen können. Aber es hieße die Verdienste der Regenten und der unter ihrem Schutze thätigen Genies undankbar verkennen, wenn wir nicht eingestehen wollten, daß der glückliche Erfolg ihrer verdienstvollen Bemühungen uns auch in Rücksicht der Cultur und Humanität eine Stuffe erreichen ließ, die uns neben die gebildetsten Völker der Zeit stellt, welche nicht erreicht zu haben einer der drückendsten Vorwürfe seyn würde.

Es würde mich zu weit führen, und mich zwingen, die meinem Vortrage durch mein Talent so eng gezeichnete Gränze zu überschreiten, wenn ich alles, das, was seit jener Zeit, in Rücksicht der schönen Kunst, von Regenten und ihren würdigen Dienern für die Bildung der Nation geschehen ist, auch nur erwähnen wollte. — Dieses reiche Feld wird mir Stoff zu einer Darstellung geben, wenn nach kurzer Zeit die Akademie das hundertjährige Fest ihrer Stiftnng, und mit ihm die Verdienste aller derer feiert, welche seitdem ihre Beschützer, Mitglieder und Freunde waren.

Jetzt sey es mir vergönnt, Sie durch einige Betrachtungen zu unterhalten, die sich mit dem Einfluß der schönen Künste und eines verbreiteten Kunstsinns auf ächte und humane Cultur, sowohl der einzelnen Menschen als ganzer Völker beschäftigen.

Den Trieb zu bilden und zu schaffen, es sey in welcher Masse oder Darstellung es will, hat die Natur tief in die Seele des Menschen gelegt. Sobald er sich über die Schranken seiner Hülflosigkeit und aus der Despotie der Bedürfnisse erhebt, sobald die ihn umgebende Welt ihn als ihren Herrn anerkennt, er nicht mehr der Nothwendigkeit jeden Augenblick dienstbar zollt, sondern zuweilen schon der Muße genießt: so erwacht, von den Bildern, die rund um ihn her sind, geweckt, die innere Welt seiner Phantasie, und strebt aus seinem Innern zur Existenz hervor. — Sein Lied durchtönt den Hain, seine Flöte weckt die Echo, die in Felsengrotten schläft. Es sind rohe kunstlose Laute, aber sie tönen aus der Brust eines Menschen hervor, und tragen den Charakter seiner Empfindungen. Nur von einer Sprache, die er gleichwohl schneller schafft als erlernt, eingeschränkt und gehindert, erreichen Gesang und Musik eine frühere Vollendung, als die bildenden Künste, wo widerstrebende Stoffe und unvollkommene Werkzeuge sich ihm in den Weg stellen. Gleichwohl entfernt sich seine Hütte immer mehr von der Gestalt seiner ursprünglichen Höhlenwohnung, und zeigt in Anlage und Ausführung seine Absichten und Wünsche; der weiche Thon nimmt die Gestalt seiner Phantasien an, und indem er den Schatten umzieht, vertraut er treulosem Sande ein Bild, dem seine Einbildungskraft Farbe, Leben und Gleichheit geben muß. Er verläßt den unsichern Führer, den Schatten, eine farbige Erde bietet sich seiner Hand dar, und die glatte Felsenwand nimmt zuerst eine

Nachahmung der Natur als freie Schöpfung seiner Phantasie auf. — Eitelkeit mischt sich in den regen Trieb zu bilden, seine Bedürfnisse, als Kleidung, Waffen und Hausrath, werden geschmückt, um entweder seine eigene Gestalt hervorstechend zu machen, oder auch ihn selbst durch eine angenehme Form zu ergötzen.

So unvollendet aber als diese Darstellungen wegen Mangel der zweckmäßigen Stoffe und der Fertigkeit sie so zu behandeln, daß eine nachbildende Darstellung der Natur, die sich gleichwohl als das Werk eines Menschen ankündigt, hervorgehe, in Rücksicht der mechanischen Ausführung sind, eben so unvollkommen sind sie als Schöpfungen seiner Phantasie in Rücksicht des Gedankens, der Erfindung, Zusammenstellung und Anordnung. — Seine von Vorurtheilen irre geleitete Einbildungskraft giebt wie ein falscher Spiegel die Bilder zurück, er wird in seinen Umrissen das Gigantische und Colossale, in seinen Farben das auffallende Bunte und Grelle suchen, und sich um so mehr von seinem Urbilde entfernen, je mehr er seinen Launen fröhnt, und seinen Charakter, seine Art zu empfinden in das Werk überträgt. Verwunderung und Staunen sind die Zwecke, die er zu erreichen strebt, und über welche er Bewunderung und Wohlgefallen zu bezwecken versäumt.

Daß man hieraus ihm aber nicht einen Vorwurf mache, und über die Mängel der That Achtung gegen den Willen vergesse. Der Bildner dieser Art, — mit welchem der sich selbst überlassene Anfänger auf gleicher Stuffe steht, — handelt nicht als freier Mann, indem er an Händen und am Geiste Fesseln trägt. Erfindungen werden jene, fortschreitende Kultur wird diese lösen, und der Meister eines gebildeteren Zeitalters wird oft in den ersten mißlungenen Versuchen Spuren eines Genies

finden, welches mühsam, aber nicht glücklich gegen Hindernisse und Vorurtheile rang. — Mangelhaftigkeit der Darstellung, und Uebertragung der Fehler, welche in der Individualität des Künstlers liegen, in das Kunstwerk selbst, diese sind es also, welche uns abhalten, das Werk mit Wohlgefallen zu betrachten und es schön zu nennen.

Denn gerade die beiden entgegenstehenden Eigenschaften bewundern wir als Kunst, Schönheit und Vollendung im Kunstwerke.

Jeden Gegenstand, der durch die Form, den Sinnen der Phantasie oder dem innern Gefühl bemerkbar, Humanität oder eine vollendete Ausbildung der edlen Triebe und Empfindungen der menschlichen Natur darstellt, nennen wir schön. In dieser Bedeutung leidet der Ausdruck diejenige ausgedehnte Anwendung auf eine Menge verschiedenartiger Gegenstände, welche ihm die Sprache giebt. Wir nennen die Natur schön, wenn sie uns Gegenstände und Scenen darstellt, in welchen wir die Thätigkeit eines ordnenden Geistes unsrer Art oder ausbildender Menschenhände gewahr werden dürften, wenn wir nicht wüßten, daß ein höherer Geist sie hervorgebracht hat. Erscheinungen und Begebenheiten der Natur, die, indem sie die Hoheit des Schöpfers verkünden, die menschliche Kraft in ihrer Unterwürfigkeit und Kleinheit zeigen, wie Alpengebirge, Vulkane, Meere, Sturm und Ungewitter, nennen wir — in sofern wir sie blos als Erscheinungen betrachten — groß, erhaben; sie erregen Staunen und Anbetung, indeß die Schönheit in der Natur, welche den Urheber — wenn ich so sagen darf — in einer gewissen Herablassung zu menschlichen Wünschen und Empfindungen darstellt, ihn dem Herzen um so näher bringt, je mehr sie das Bild seiner unerreichbaren Größe dem

Verstande entrückt. Diese Göttlichkeit der schaffenden Kraft verschwindet gleichfalls dem Auge des Geistes, wenn die kleinere Form des Gegenstandes, seiner Unnachahmlichkeit ungeachtet, ihn in ein näheres Verhältniß mit der menschlichen Kraft setzt, und so nennen wir Blumen und Bach schön, Eiche und Strom majestätisch, weil wir in jenen die Natur gleichsam menschlich empfindend und menschlich schaffend erblicken. — Das Anschaun solcher schönen Naturgegenstände gewährt daher eine Bewunderung, die mit Freude und Wohlgefallen gemischt ist, weil wir in ihnen, wie in einem Bilde, uns selbst veredelt wiederfinden, und durch sie zu einer Ahnung der Vollkommenheit und Größe der menschlichen Kraft emporgehoben werden.

Fast der gleiche Fall ist es mit der Schönheit in moralischer Rücksicht. Sie ist nur bei Handlungen denkbar, und liegt einzig in der Form derselben. Sie ist auch mehr den sanfteren und geselligen Tugenden der Wohlthätigkeit, Freundschaft, u. d. gl. eigen, da hingegen andere den Namen der heroischen verdienen, für deren Darstellung und Verewigung die Kunst mit Recht die colossale Bildung gewählt hat. — Entdeckungen im Reiche der Wahrheit haben Werth, aber keine Schönheit; daß der menschliche Geist die Gesetze des Weltalls entdeckte, erregt Bewunderung, nicht reine Freude und Wohlgefallen; denn die Bewunderung ist eine Empfindung, die, je verdienter sie von Seiten des bewunderten Gegenstandes ist, um so mehr diesen von den übrigen isolirt, und Annäherung und Vertraulichkeit, die mit dem Wohlgefallen unzertrennlich verbunden sind, aufhebt. Der Heros, welcher, wie ein Regulus, sich freiwillig aufopfert, und ein Newton, für dessen Geist das Endlose zu begränzt war, ragen zu hoch über die Menschengröße hin, um nicht den Namen erhabener Geister zu ver-

dienen. — Aber auch bei andern Tugenden, die der Schönheit fähig sind, liegt diese allein in der Form der Handlung. Wer wägt die schöne Wohlthätigkeit nach dem Werthe der Gabe, und nicht vielmehr nach der Art, wie sie ertheilt ward? — Auch dies ist nothwendig: denn die Schönheit, und vor allem die moralische, darf nicht von zufälligen Eigenschaften, sondern muß von dem abhängen, was zur allgemein gleichen Aussteuer des menschlichen Herzens gehört. Nur unter dieser Bedingung kann sie bei gleichgeschaffenen Wesen Freude und Wohlgefallen erregen, da sonst ein dieser angenehmen Empfindung ganz widersprechendes Gefühl, der Neid, ihre Wirkung seyn würde.

Ist das Gesagte bei Gegenständen, deren letzter Zweck nicht blos die Schönheit ist, schon erwiesen, wie viel mehr muß es bei Werken der Kunst der Fall seyn, deren einziges Ziel Wohlgefallen durch Schönheit bleibt. — Wenn wir bei den Schöpfungen der Natur, oder bei dem geistig Schönen moralischer Handlungen, das was jene der menschlichen Kraft und Natur nähert, und diese ihr zueignet, nur aufsuchen, so muß dagegen das Kunstwerk überall seinen Ursprung durch menschliche Kraft und Geschicklichkeit selbst verkündigen. Bei aller Wahrheit und Treue der Darstellung, bei der vollkommensten Aehnlichkeit derselben mit dem dargestellten Gegenstande, müssen wir doch jederzeit gewahr werden, daß es nur Darstellung und Produkt menschlicher Kraft sey; denn ein großer Theil des Wohlgefallens an Kunstwerken beruht auf dem Bewußtseyn, daß sie durch eine Fähigkeit hervorgebracht sind, die auch in uns wohnt, so daß die Freude am Kunstwerk sich in das Gefühl einer Vollkommenheit verliert, die auch dem Beschauer des Kunstwerks möglich und erreichbar ist, und daß die Bewunderung des Künstlers in eine Bewunderung der in ihm

vollendeten und ausgebildeten Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur übergeht, von denen auch der Bewunderer einen Theil sich zueignen darf. Darum hat man auch von jeher, wo der Sinn der Künstler und Nationen in das Wesen der Kunst eindrang, die Darstellung durch Farben und durch runde Formen von einander getrennt; denn sobald beide vereinigt sind, wie z. B. in einer colorirten Bildsäule, fällt das Bewußtseyn einer in der Nachahmung der schaffenden Natur glücklichen Kraft weg; der Mensch wagt sich zu kühn in ein Feld, wo er nicht wetteifern darf, und anstatt die Größe und Würde menschlicher Fähigkeiten zu verkündigen, wird das Kunstwerk ein Herold der Ohnmacht und Schwäche derselben seyn. Denn der Verfertiger hat nicht blos eine Nachahmung eines Naturprodukts, sondern das Produkt selbst liefern wollen, und wir glauben uns nun nicht mehr allein auf die Forderungen an ein Kunstwerk eingeschränkt, sondern zu allen den Ansprüchen berechtigt, welche die Werke der Natur befriedigen.

Auf diese Art sucht also der beobachtende Verstand und das theilnehmende Gefühl schon in dem Mechanischen schöner Kunstwerke die Spur einer Vollkommenheit seiner Gattung auf, die ihn zur Freude und zum Wohlgefallen hinreißt. Es sind nicht blos die bunten Farben, nicht der glatt polirte Stein, die seine Sinne angenehm rühren, sondern es ist das Bewußtseyn, daß Menschen diese Farben mischten und auftrugen, daß Wesen seiner Art auch die widerstrebende Masse des Steins so beherrschen.

So nothwendig indeß die mechanische Ausführung bei einem Kunstwerke ist, indem es durch sie erst Existenz erhält, so ist sie doch nur der Körper, der den wesentlicheren Theil, die Seele, den belebenden Geist in sich schließt. — In dem poetischen Theile des Kunstwerks, in dem Gedanken, dem die ganze

Ausführung ſich anſchmiegen muß, liegt vorzüglich der Werth deſſelben. Dies iſt ſo anerkannt, daß es ſelbſt bei der Beſtimmung des Ranges unter den verſchiedenen Arten von Künſtlern zum Grunde zu liegen ſcheint. Wer ſchätzt einen Bildnißmahler nicht höher als den, der Fruchtſtücke oder auch Blumen copirt? und wer ſetzt den Mahler der handelnden Menſchen, den Erfinder großer, wichtiger Scenen nicht über den, welcher den Körper in einem Moment der Geiſtesruhe und Leidenſchaftloſigkeit darſtellt, wo ihm überdies die Forderung der Aehnlichkeit immer Feſſeln anlegt.

Das poetiſche eines Kunſtwerkes aber liegt nur in dem, was der Künſtler zu dem durch die Natur ihm dargebotenen Gegenſtande aus ſeinem Innern und ſeiner Individualität in der Darſtellung hinzufügt. Dies iſt es, was das Werk ihm zueignet, und, indem es daſſelbe zu einem freien Geſchöpf ſeiner Phantaſie macht, über Nachahmung erhebt. — So wie nach dem Ausſpruche eines Weiſen, in der Natur, und vorzüglich in dem vollendetſten, was ſie hervorbrachte, in der menſchlichen Geſtalt, der Abdruck und das Bild ihres Urhebers liegt, ſo muß in jedem ächten Kunſtwerke auch das Bild des Geiſtes liegen, der es hervorbrachte. Durch die Kunſt tritt der Menſch dem Schöpfer nah, er läßt das, was nur als Gedanke in ihm lag, als Exiſtenz hervorgehen, und wenn es ihm gleich unterſagt iſt, dieſem Daſein Leben zu gewähren, ſo legt er doch durch eine angenehme Täuſchung ihm den Schein des Lebens bei, der den Beobachter der Kunſtwerke, deſſen Phantaſie ebenfalls belebt und in Thätigkeit geſetzt wird, nichts vermiſſen läßt. Aber der Menſch muß hier auch in der Art, wie er ſein Vorrecht, Schöpfer zu ſeyn, ausübt, dem Vorbilde folgen, welches ihm ward, und überall den Stempel ſeines Geiſtes den

Werken seiner Hand aufdrücken, so wie er den eines allumfassenden Naturgeistes in den Werken der Natur gewahr wird.

Jeder Gegenstand, der zu einer kunstvollen Darstellung sich eignet, ist für den Abdruck seines Geistes empfänglich, und er wird sich eben so in der Wahl desselben, wie in der Anordnung und dem Verhältnisse der einzelnen Theile und des Ganzen, so wohl in dem Ausdrucke und der Charakteristik, als auch vorzüglich in der Form äussern, welche der Künstler diesem allen ertheilt. — Die Blumen, welche der bildende Künstler zum Strauß oder Kranz vereint, die Stellung, in welcher er ein Bildniß auffaßt und darstellt, das Licht, in welchem er eine Landschaft vor unsere Augen zaubert, der Moment, in welchem er eine Begebenheit erscheinen läßt, alles dies, auch dann schon, wenn er diese Gegenstände nach der Natur bilden sollte, ist mehr oder minder im Stande, den Geist des Künstlers darzustellen. — Je vollendeter aber dieser Geist ist, je näher er dem Ziele einer ausgebildeten und veredelten Humanität steht, und je mehr das Kunstwerk nicht allein im Stande war, diesen Geist aufzunehmen, sondern ihn auch wirklich empfing, und in deutlichen Zügen darlegt, je mehr die mechanische Ausführung dieses alles unterstützt, die Sinne täuscht und durch diese Täuschung die Phantasie für den Gedanken empfänglich macht, um desto schöner ist das Kunstwerk. — Das Talent, eine veredelte Humanität in Kunstwerken darzustellen, ist es, was wir Genie nennen; denn nur dem Genie gelingt ein solches Unternehmen. Das mühsame Streben wird überall durch Kälte, Steifheit, Gezwungenheit und Disharmonie verrathen, daß es etwas wagte, was weit über seine Kräfte hinausging. Bei dem ächten Künstler ist dies alles das Resultat einer bestimmten Empfindung, deren Gründe er selten darzulegen vermag, nicht

des Nachdenkens; und aus eben diesem Grunde bleiben in der schönen Kunst die Werke des Genies die einzige Quelle für die Gesetze derselben. Nicht, daß das Studium sich bemühe, die Regel aufzufinden und in Werken darzulegen, die als Empfindung in der Seele des Künstlers lag, sondern daß der Anblick eines Meisterwerkes in gleich geschaffenen Seelen ähnliche Gefühle und durch sie ähnliche Werke hervorrufe. In der That sind auch die höhern Regeln der Kunst oft so allgemein und unbestimmt, daß zu der Anwendung derselben auf einzelne Fälle nicht selten eben so viel Genie, als zur Erfindung derselben erfordert wird.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die hier angeregten Ideen noch weiter verfolgen wollte; nur dies eine sei mir noch erlaubt zu erwähnen, daß wir in der bildenden Kunst nirgends den treuen Abdruck der Natur lieben, da ausgenommen, wo er einziger Zweck ist. Bald finden wir ihn niedrig, unwürdig, drolligt, bald schreckhaft und unfähig angenehme Empfindungen hervorzubringen. Da soll etwas der Darstellung beigemischt sein, welches ihr die Zauberkraft ertheilt, Wohlgefallen zu erregen, und woher käme dies anders, als aus dem Genie des Künstlers, was wäre es anders, als der Abdruck seiner veredelten Humanität, die in uns eine theilnehmende Freude an der Vervollkommung eines Geschlechts erregt, dem wir angehören.

Mich dünkt, das Alterthum dachte ähnlich über diesen Gegenstand. Die Römer nannten die schönen Künste Humaniora, oder Künste der Humanität, und kündigen durch diesen Namen ihr Wesen an. Sie hielten nur den freien Mann würdig, sich mit ihnen zu beschäftigen, weil nur der freie, über alle Sorgen und Lasten des Lebens erhabene, Geist, nicht eine unterdrückte

Sklavenseele in einem Kunstwerke athmen darf. — Die Griechen fanden den Unterricht in den schönen Künsten für den jungen freien Mann unentbehrlich, und begriffen ihn unter dem Namen der Musik. Mehr als alles dieses aber bestätigen die Werke des Alterthums selbst diese Vermuthung. Denn nur allein darum sind sie zu Mustern in der Kunst geworden, nur darum studirt der neuere Künstler sie emsiger und genauer als die Natur selbst, weil er in denselben mit der treuen Darstellung der Natur schon jene veredelte Humanität vereinigt findet, die er seinen Werken mittheilen soll, und die in seinem Geiste erweckt wird, indem sie seinem Auge sich darstellt, weil er zugleich lernt, wie eine edle Humanität sich an die treuste Darstellung der Natur schmiegt — Bei keinem Volke ist die Kunst höher gestiegen, bei keinem Volke war der Geschmack oder die Fertigkeit, die in Kunstwerken waltende edle Humanität zu bemerken und zu empfinden, allgemeiner als bei den Griechen.

Denn es ist natürlich, daß bei der Betrachtung eines schönen Kunstwerkes, das durch die Bemerkung der edlen Humanität erregte Wohlgefallen, in der Seele des Beschauers einen Nachahmungstrieb erzeuge. Dieses Schönen aber, welches auf dem Adel der menschlichen Vollkommenheit beruht, ist nicht bloß die bildende oder redende Kunst empfänglich, sondern jeder Gedanke, jede That, jedes Wort wird den Stempel desselben empfangen, und indem es in der Seele des Menschen herrschend wird, und sie ganz erfüllt, wird es seine wohlthätige Kraft überall äussern, und das Leben des Menschen zu einem harmonisch schönen Ganzen, gleichsam zu einem Drama machen, aus welchem er, wenn der Vorhang fällt, mit seiner Rolle und ihrem Spiel zufrieden hinweg gehen kann.

Wenn man mit einer, dem Deutschen vielleicht eigenthüm-

lichen Genügsamkeit hie und da gewohnt ist, mehr auf den Werth der Handlungen, als auf die Form und die in derselben dargelegte edle Humanität zu sehen; wenn man glaubt, sie durch die Beobachtung des Sittengesetzes zu erleichtern, so irrt man; denn das Gefühl für das Schöne ist ein sicherer Führer zur moralischen Vollkommenheit, und weil auch die Moralität des Schönen fähig ist, zu derselben unentbehrlich. Wo das Gesetz, und selbst die Religion mit ihren Befehlen nicht ausreichen, da erscheint sich selbst verherrlichend die edle Humanität, welche den Menschen beseelt. Jede wilde und rohe Leidenschaft wird durch sie verbannt oder gezähmt, jeder heftige Trieb, ohne welchen der Mensch in phlegmatischer Kälte hinvegetiren würde, erhält durch sie eine schöne Form und edle Richtung; jeder Kraftäußerung des Menschen wird durch sie die Würde der Humanität mitgetheilt, jeder seiner Entschlüsse und seiner Hoffnungen wird von ihr geleitet, und die Tugenden alle, besonders die der Geselligkeit, werden durch sie einen vorzüglichen Werth erhalten.

Nicht genug, daß der Mensch durch sie zur Moralität und derjenigen Ruhe geleitet wird, welche das letzte feierliche Ziel aller Wünsche bleibt; nicht genug, daß sie die vergeltende Nemesis von ihm entfernt, sie flicht auch die Grazien in den Tanz seines Lebens, die Grazien, die jede Freude und ihren Genuß erhöhen, die selbst um die schmerzhaften Ereignisse des Lebens angenehm täuschende Reize werfen, und Gram und Kummer in freundliche Wehmuth verwandeln, oder den Unglücklichen durch Hoffnungen erheitern.

Betrachtungen dieser Art sind die würdigste Feier des Tages, der uns einen Beherrscher gab, welcher mit beglückender Huld auf das Streben der Künste sieht, dessen angenehmste

Sorge es ist, sie überall zu unterstützen, zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, und in den ausgebreitetsten Wirkungskreis zu setzen. Schöne Wünsche, edle Gelübde und treue Huldigungen werden die Blüthen der Ueberzeugung sein, daß eines glücklichen Volkes Ausbildung und Vollkommenheit ihm am vorsorgenden Vaterherzen liegt, und das Schicksal wird der Gerechtigkeit dieser Wünsche die verdiente Gewährung nicht versagen.

Fr. Rambach.

III.

Gedächtnißrede auf den verstorbenen Director der Akademie, Herrn Bernhard Rode *).

Den Verlust, den diese Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften vor kurzem erlitten hat, bedauert mit uns die Stadt, ja man kann hinzusetzen ganz Deutschland: ich meine den Verlust des großen Historienmahlers und würdigen Directors der Akademie, des Herrn Bernhard Rode, der nach dem Absterben des Directors Le Sueur im Jahre 1783 von den damahligen Mitgliedern zu der erledigten Stelle dem Höchstseligen Könige einstimmig vorgeschlagen ward.

Unser Rode war zu Berlin im Jahr 1725 geboren. In seiner frühesten Jugend zeigte er eine große Neigung zu den wissenschaftlichen Studien; doch ein überwiegender Hang zur Mahlerkunst machte, daß er sich endlich dieser gänzlich widmete, worin ihn sein Vater Christian Bernhard Rode, ein sehr geschickter Goldarbeiter, willig unterstützte.

Den ersten Unterricht in der Kunst ertheilte ihm Müller, ein Mahler aus Siebenbürgen, der sich damahls in Berlin aufhielt. Aber bald fühlte er, daß ihm ein größeres Muster nothwendig wäre, um in dem beliebtesten Theile der Kunst sichere Grundsätze zu erhalten. Er arbeitete daher unter der Führung des Hofmahlers Anton Pesne beynahe vier Jahre lang.

*) Wegen Unpäßlichkeit des abwesenden Verfassers ward diese Rede am Geburtsfeste des Königs in der öffentlichen Sitzung der Akademie vom Herrn Oberconsistorial-Rath Dr. Gedike vorgelesen.

Ungefähr um das Jahr 1750 ging er nach Paris, wo er sich anderthalb Jahr aufhielt, um den Unterricht des berühmten Carl Vanlo zu genießen, und kehrte alsdann nach seiner Vaterstadt zurück. Zwey Jahre nach dieser Zurückkunft glaubte er, daß ihm eine Reise nach Italien großen Zuwachs in der Kunst verschaffen müßte. Er begab sich also auf die Reise nach Italien in Gesellschaft seines Freundes, des Herrn Harper, jetzigen Directors und Hofmahlers in Stutgard. Von Rom, wo er sich wegen schwächlicher Gesundheit kürzere Zeit aufhielt, ging er nach Venedig, wo ihm die Luft zuträglicher war. Hier verweilte er am längsten, welches die Kenner an dem Styl seiner Compositionen spüren wollen.

Nach einem nicht völlig zweyjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Berlin zurück, brachte auch ein großes Gemählde mit, welches er dort verfertigt hatte, nehmlich den Alexander, wie er den ermordeten Darius weinend mit seinem Purpurmantel bedeckt, welches Stück in seinem Hause noch zu sehen ist. Eine Sammlung von zwanzig Zeichnungen in Oehlfarbe, welche er als Studium in Venedig nach den berühmtesten öffentlichen Gemählden dieser Stadt gemacht hatte, verehrte er vor einigen Jahren unsrer Akademie, der er auch zwey andere vortrefflich ausgeführte Gemählde geschenkt hatte, nehmlich das große satirische Gemählde vom Apelles und dem Schuster, und das Gemählde von der Geliebten, die ihren Freund nach dem Schatten an der Wand abzeichnet, welches der Anfang der Porträtmahlerey genannt werden kann: eine mechanische Arbeit, zu der man aber in unsern Zeiten wieder zurück zu kehren schien, indem alles mit Silouetten überschwemmt ward.

Im Jahr 1756 starb sein Vater. Dieses gab ihm Stoff

zu den zwey großen allegorischen Gemählden, welche er als Grabmähler seinen beiden Aeltern widmete; und als solche gewisser Umstände wegen in der Kirche, zu welcher seine Aeltern gehörten, nicht aufgestellt werden konnten, so schenkte er sie der Marienkirche und zugleich ein großes Altarblatt nebst zwey Seitenstücken.

Im Jahr 1757 heyrathete er die Demoiselle Voigt, seine Verwandte, deren Vater der vertrauteste Freund des seinigen war. Nun schenkte er noch mehrere große Stücke einigen unsrer Kirchen. Bald mußte er auch für auswärtige und unter andern vier Stücke für eine Griechische Kirche in der Ukräne verfertigen. Man verlangte dort nur vier einzelne heilige Figuren; er aber that aus der Geschichte dieser biblischen Personen noch etwas hinzu, und gab also mehr als man verlangt hatte. Die hiesige Garnisonkirche erhielt von ihm unentgeldlich vier allegorische Gemählde von vier im siebenjährigen Kriege gebliebenen Helden. Auch andern öffentlichen Anstalten verehrte er große historische Vorstellungen: denn die Stuben in den Privathäusern waren für dergleichen große Gemählde selten hoch genug. Doch mahlte er auch Geschichten mit Figuren nach dem allgemein beliebten kleinern Verhältniß, und zwar so häufig, daß er im Scherze zu sagen pflegte: meine Wände sind besetzt, und die Nachbaren wollen mir ihre Wände nicht hergeben. Ueberhaupt ist die Anzahl seiner Gemählde, die theils in Berlin zerstreuet, theils in auswärtige Städte gekommen sind, so groß, daß man nicht begreifen kann, wo er die Zeit dazu hergenommen hat. Zum Glück hat er die meisten davon in Kupfer radirt, wovon ein Verzeichniß nebst drey Anhängen im Druck erschienen ist, wo von jedem Stück eine ausführliche Beschreibung gegeben wird. Die

Anzahl dieser Blätter beläuft sich fast auf drittehalbhundert in allerley Format. Auch aus diesen sieht man seine große Manier und alles Ausdrucksvolle, was in dieser freyen Art zu mahlen der mahlerischen Behandlung mit der Nadel möglich ist. Unter diesen radirten Sachen finden sich auch einige Studien von Landschaften, deren sein Portefeuille eine Menge enthielt. Diese entwarf er, wenn er seiner Gesundheit wegen oder zu seiner Aufheiterung einige Reisen unternahm, als nach Freyenwalde, nach dem Karlsbade, nach dem Harze, nach dem Riesengebirge. Da er so gern nach der Natur zeichnete, so kam er von keiner großen oder kleinen Ausflucht ohne dergleichen Abschilderungen zurück, sollte es auch nur ein guter Baumschlag seyn. Die meisten von diesen Zeichnungen wußte er in seinen historischen Gemählden als Nebensachen vortrefflich anzubringen.

Zu den menschlichen Figuren saßen ihm einige Freunde freywillig. Andere Leute bezahlte er, und von Manchen entlehnte er nur einen guten Arm oder Schenkel. Auch mußten ihm zuweilen für Geld und gute Worte Juden sitzen, die einen schönen Bart und eine orientalische Physionomie besaßen, woraus er, mit einiger Veredelung der Gestalt, Patriarchen und Propheten erschaffen konnte. Wenn aber Simeon, der Verkäufer seines Bruders Joseph, oder ein anderer berüchtigter Böswicht, zu schildern war, so konnte er die meisten nicht eher zum Sitzen bringen, als bis er ihnen sagte, ihr Gesicht sollte zu einem Abraham oder Moses dienen.

Ehe unser erfindungsreiche Künstler ein historisches Gemählde bis auf die kleinsten Nagelspitzen hätte vollenden sollen, wozu mehr Zeit und Geduld als feuriger Geist gehört, schuf er lieber ein neues. Daher mancher Halbkenner zu sagen pflegte: Das Bild ist ja noch nicht fertig. Wahre Kenner achteten

hierauf nicht; sondern schätzten die Stücke, worin die Kleinigkeiten vernachläßigt waren, mehrentheils höher, weil hier die Hauptsachen desto mehr hervorstachen und eine ausnehmende Wirkung thaten.

Doch hat er auch einige mit der größten Ausführlichkeit gemahlt: dergleichen ist besonders ein Familienstück mit Figuren von zehn Zoll, das er sehr früh verfertigt hatte, und welches bey seiner Wittwe noch zu sehen ist. Es stellt seine beiden Aeltern, seine Großmutter und beiden Brüder vor, und ihn selbst als Mahlenden vor der Staffeley sitzend: ein Gemählde, das bey einigen Liebhabern alle kühnern Ausarbeitungen verdunkelte. Als man ihn fragte, warum er nicht in den übrigen Gemählden eben diesen niederländischen Styl beobachtet habe, sagte er: Andre Leute sitzen mir nicht so oft als meine Anverwandte. In der That aber wollte er seine großen Stücke nicht wie Miniaturgemählde ausführen, weil er voll von Ideen war, die er noch mahlen oder radiren wollte.

Der Ausdruck in seinen historischen Gemählden ist so deutlich, und einer jeden Person nach ihrer Theilnahme an der Begebenheit so angemessen, daß, als sein Freund die Dresdner Gallerie besuchte und ihn der Aufseher zu einem Gemählde führte, wovon er sagte: Bewundern Sie nicht den Ausdruck in dem Stücke hier? antwortete dieser: Allerdings! aber sie haben auch kein Gemählde in der ganzen Gallerie, was diesen Ausdruck besitzt. Der Aufseher war betreten und versetzte endlich: das ist freilich wahr. Hierauf erwiederte ihm Jener: Und ich kenne einen Mahler, bey dem alle Gemählde diesen Grad des Ausdrucks haben. — Ey, wer wäre das? — Bernhard Rode in Berlin; haben sie keine Stücke von ihm? — In eine Königliche Gallerie nimmt man nicht gern etwas von noch

lebenden Künstlern. — Ganz recht! Sie warten so lange, bis das Stück achtzigtausend Dukaten kostet. — Hiermit zielte er auf die Nacht des Correggio, die er ihm kurz vorher gezeigt und diesen ausschweifenden Preis genannt hatte.

Aus der Deutschen Geschichte haben wir von ihm theils Gemählde, theils radirte Blätter. Mit besonderm Fleiße mahlte er als ein wahrer Patriot die merkwürdigsten Epoken aus der Brandenburgischen Geschichte, welche noch in dem Hause der Wittwe vorhanden sind. Es sind vierzehn Stücke, die der höchstselige Prinz von Preußen, der Vater des jetzt regierenden Königs, kaufen wollte, welcher aber vor Vollendung der Arbeit starb. Nach dem Tode Friedrichs des Zweiten that er noch sieben Stücke hinzu, welche kleine Begebenheiten von diesem Helden aus dem siebenjährigen Kriege enthalten.

Das Porträtmahlen gab er vor vielen Jahren auf, weil sich der friedfertige Mann mit Niemanden streiten konnte. Denn wenn eine Frau ihren sechzigjährigen Gemahl abgeschildert sah, so warf sie dem Künstler vor, er habe ihn zu alt gemahlt: welches kein Wunder war; sie hatte sein glattes Gesicht, das er vor dreyßig Jahren gehabt hatte, noch in frischem Andenken Er mußte also auf Unkosten der Wahrheit manche Runzel wegstreichen, ob er gleich das Gesicht, so viel die Kunst erlaubt, bereits verschönert hatte. Mit den eigenen Gesichtern der Schönen ging es ihm noch schlimmer. Doch dieß ist eine alte Klage, worüber ein beliebter Dichter *) folgendes Epigramm gemacht hat:

*) Herr von Nicolay, Staatsrath in Petersburg, aus dem Elsaß gebürtig. Seine Gedichte sind hier in Berlin in sieben Bänden herausgekommen.

Elmire und der Mahler.

Elmire. Um Gottes Willen, Herr! sind Sie wohl klug?
Wie? dieß mein Mund? ein solcher Rachen?
Der Mahler. Mich dünkt er gleichet, doch man kann ihn kleiner machen.
Was denken Sie? ist er so klein genug?
Elmire. Noch etwas kleiner. Der Mahl. So? Elmire. Noch etwas, sollt ich meinen.
Der Mahler. Madam befehlen nur, so mach' ich Ihnen — keinen.

Von unsers großen Historienmahlers außerordentlichen Kenntniß der Geschichte zeigt folgende Anekdote. Der selige Minister Zedlitz, als der oberste Vorsteher der Schulen und Akademien des Landes, sagte zu einem Freunde des Mahlers: Ich möchte meines Amts wegen gern einige berühmte Geschichten von der Erziehung der Jugend zeichnen, und hernach auf Porzellan mahlen lassen. Besinnen Sie sich doch auf dergleichen, und fragen unsern Rode, ob er diese Arbeit übernehmen wolle. Als der Künstler gefragt ward, besann er sich sogleich auf fünf oder sechs Erziehungsgeschichten: über welche augenblickliche Besinnung sein Freund sich nicht genug verwundern konnte.

Da er die Geschichte bloß in Deutscher Sprache las, so hatte er sich für seine Kunst schon sehr früh die alten Uebersetzungen der Griechen und Römer angeschafft, wenn keine neuere vorhanden waren. Er las aber von einer Geschichte, die er mahlen wollte, mehrere Autoren, um jeden Umstand zu erfahren, der ihm zur Bereicherung seines Gemähldes dienen könnte. Auch so gar zur Bibliſchen Geschichte besaß er die biblia pentapla, worin eine vierfache Deutsche Uebersetzung

und eine Holländiſche enthalten iſt. Er las auch die alten und neuern Poeten, als den Homer, Anakreon, Theokrit, Virgil, Horaz, Gemählde daraus zu verfertigen. Aus ſeines Freundes Geßners Idyllen hat er einige vortreffliche Stücke gemahlt, und Gellerts Fabeln insgeſammt radirt. Unter den Künſtlern unſrer Stadt ſchätzte er vorzüglich den großen Baumeiſter und Bildhauer Schlüter, der die vortreffliche Statüe des Churfürſten Friedrich Wilhelms modelirt und die Helme am Zeughauſe nebſt den im innern Hofe ſo genannten Larven der Krieger — (welche vermuthlich nur wenige geſehen haben) meiſterhaft ausgehauen hatte. Dieſe und mehrere Werke des Künſtlers von halberhobener Arbeit befinden ſich unter den radirten Blättern unſeres Rode.

Bibliſche Stücke mahlte er am liebſten, nicht allein als ein Verehrer der Religion, ſondern auch weil dergleichen Gemählde von den Meiſten leichter zu verſtehen ſind. Wer den Herodotus, Xenophon und Plutarch nicht geleſen hat, der hat doch wenigſtens — ſollte es auch nur in ſeiner Jugend geweſen ſeyn — die Bibel geleſen. Als die Herzoginn von Curland ein Gemählde bey ihm ſah, welches Chriſtum nach der Auferſtehung vorſtellt, wie er in Geſellſchaft der beiden Jünger von Emahus das Brot bricht, rief ſie aus: Ach! ſo muß er ausgeſehen haben! und wollte das Stück kaufen; der Künſtler aber ſagte, er wollte es lieber copiren: denn dieſer Chriſtuskopf ſollte ſein Muſterkopf bleiben, nach welchem er alle übrige Chriſtusköpfe mahlen wollte. Dieſes Stück iſt noch in ſeinem Hauſe zu ſehen. Die Copie, die er davon machte, war in allen übrigen Stücken noch vollkommener; aber der Chriſtuskopf blieb dem Meiſter ſelbſt unnachahmlich. — Unter den übrigen geiſtlichen Gemählden iſt beſonders die Auferweckung

der Todten durch den Messias merkwürdig. Schon dieses Gemählde würde zureichend seyn, ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Geschichtsmahlern zu ertheilen. Auch dieses sehr reiche Gemählde hängt noch in seinem Hause. Der Herzog von Curland hätte es gern von ihm erstanden; weil aber der Künstler unter den auferstehenden Frommen eine Gruppe von seinen eigenen Verwandten angebracht hatte, so zweifelte er, es von ihm zu erhalten, und kaufte vier andere.

Von Allegorien, welche eines der vornehmsten und schwersten Stücke, so wohl in der Mahlerkunst als Dichtkunst sind, war er ein großer Liebhaber, und er drückte sich darin weit deutlicher aus, als viele seiner berühmten Vorgänger, deren Allegorien wahre Räthsel sind. Als der Verfasser der allegorischen Personen zum Gebrauche der Künstler ihm seinen Aufsatz zustellte und ihm sagte, wenn ihm noch bessere Vorstellungen einfielen, möchte er sie am Rande bemerken, gab er ihm statt einer schriftlichen Antwort die Zeichnungen davon. Er radirte sie nachher, und schenkte sie dem Verfasser der Sammlung welche den Titel führt: Monatsschrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin 1788.

Für den Höchstseligen König mahlte er in dem Grottensaale ein Deckstück in drey Abtheilungen, worin der Morgen, der Mittag und die Nacht vorgestellt wird, worunter dem Könige die Nacht vorzüglich gefiel, die der Künstler auch hernach radirte. So bald dieses Stück fertig war, gab ihm der König mehr auf. Doch mahlte er dergleichen Plafonds nicht gern, weil er vor vielen Jahren zweymahl das Blutspeyen davon bekommen hatte. Doch hat er sich nicht geweigert, für die Höchstselige verwittwete Königinn einen großen Plafond in dem

Hauptsaale ihrer Zimmer zu verfertigen und auch für die regierende Königinn dergleichen auszuarbeiten.

Er arbeitete, ungeachtet seines gichtischen Zitterns, noch kurz vor seinem Tode an einem großen Altarblatte für eine auswärtige Kirche. Seine Seele beherrschte seinen Körper: der Geist wollte arbeiten, und die zitternde Hand, auf einen Mahlstock gelehnt, mußte gehorchen.

Alle diese großen Eigenschaften seines Geistes übertraf noch die Güte seines Herzens. Seine Gerechtigkeitsliebe war so groß, daß wenn man von den Fehlern anderer Künstler sprach, er von den Fehlern gänzlich schwieg, und die Künstler allemahl von ihrer guten Seite zeigte. Sein eigenes Lob aber konnte er gar nicht anhören. Wenn seine Gemählde von einem vertrauten Freunde einigen Reisenden ohne ausdrückliche Lobeserhebungen bloß etwas umständlicher erklärt wurden, so war diese Erklärung freylich schon eine Art von Lob, welchem er auswich und sich unvermerkt in ein anderes Zimmer begab. Hätte er nur Einen Gran von der zuversichtlichen Dreistigkeit vieler ausländischen Künstler gehabt, so hätte er sich sehr geltend machen können. Doch er wird, nachdem er der lebenden Welt entzogen ist, bey der Nachwelt desto mehr gelten.

K. W. Ramler.

IV.

An Herrn Bernhard Rode *).

— ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ }
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ } — ⏑⏑ — ⏑

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes das Antlitz,
Das noch den Mörder liebreich straft, in Purpur hüllst;
Philipps Sohn zu des schnöde gefesselten Königes Leichnam
Voll Wehmuth hinführst; Ilions laut ächzenden
Priester mit Drachen umwindest, o Rode, Melpomenens Mahler!
Verlaß die keusche Großmuth deines Scipio,
Deines Coriolan gefahrenvollen Gehorsam;
Verlaß die stolze Reihe deiner Brennen jetzt,
Von dem Fahneneroberer Albert-Achill, bis zu Wilhelms

*) Diese Ode erscheint hier nach der neuen Bearbeitung, die der Verfasser mit seinen sämmtlichen Gedichten für die Prachtausgabe derselben vorgenommen hat. D. R.

Beseeltem Schatten, Wilhelms, der durch Schnee, durch Eis,
Wie der Sturmwind sein Heer auf die flüchtige Ferse des Feindes
Und seinen feigen Nacken stürzt, und sage mir,
Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen einflößt,
Und diese kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
Still zu dulden; den Neid mit keinem Gemählde zu strafen,
Den Hohn mit keinem Blick? Entsagest du dem Geist
Der Apelle, der Bonarotte nur hierin? Verkennst du
Den überwundnen steilen Fußpfad hinter dir,
Ganz auf den strahlenden Tempel der Kunst das Auge geheftet?
Und schweigst voll Demuth, wenn dir Reichthum, Ehrenamt,
Und der allwissende Jüngling, gereift in geflügelter Eile
Durch sieben theure Bildersäle, Lehren giebt?
Geometer und Krieger und Widersprecher und Anwalt
Nicht deines Bildes Rede, Weisheit, Adel ehrt?
Todtes Gemäuer vorzieht und grasende Rinder und Körbe
Voll Trauben und die ganze lange Bettlerzunft?
Bist du der Eine Gerechte, der seinem Witze gebietet:
„Verachte Männer nicht, in deiner Wissenschaft
„Ungeübter Sinne, gerüstet mit nützlichen Gaben,
„Die dir versagt sind, und mit Bürgertugenden?"
Du der besondere Mann, der in den mitbuhlenden Werken
Der zeitverwandten Meister seine Schönheit sieht,
Zehen tausenden überläßt die Fehler zu spähen?
Der Menschenfreund nur du, der dem Verzagten gönnt
Tapferes Muthes zu scheinen, dem mißgerathenen Künstler,
Den Richterstab zu führen, bey dem blöden Volk
Sonder Gefahr und nachtliche Wachen sich Ruhm zu erwerben,
Ob deine Seele gleich die gottlich schöne Kunst

Nicht aus Ruhmſucht liebt, nein, ſo wie der Weiſe die Tugend? —

Dir gleicht der edle Graun, der Saitenbändiger,
Der den eignen Geſang der hohen Olympier hörte,
Und ihn an Sprea's Ufer nachſang; aber nie
Marſyas bäuriſchen Ton verhöhnte, noch Urtheil und Ohren
Der ungeſtimmten Midasenkel. Dir und ihm
Setze die Wahrheit dieß goldene Denkmahl: Die größeſten Meiſter
In großen Künſten, größer an Beſcheidenheit. —
Wen von dem heiligen Chor der vaterländiſchen Dichter
Geſellt euch beiden mein gerechtes Loblied zu?
Meinen lange geprüfeten Kleiſt, den ländlichen Barden.
Beſcheiden als ein Muſenprieſter, als ein Held,
(Hört es, Pieriſche Jünger! Mavortiſche, hört es!) beſcheiden
In jedem Lorberdiadem empfang' er hier —
Falls ich in Theuts und Mannus oft wieder verwelkender Sprache
Noch Kränze flechten kann — den ſeltnern Ehrenkranz.

Anmerkungen.

V. 1. 2. Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes das Antlitz, das noch den Mörder liebreich straft, in Purpur hüllst.) Dieses und die folgenden Gemählde werden hier vor vielen andern angeführt, welche dieser gedankenreiche und ausdrucksvolle Künstler gemahlt, und auch mehrentheils selbst in Kupfer geätzet hat. Cäsar ist in der Rathsversammlung nahe bey der Säule des Pompejus vorgestellt, und zwar in dem Augenblicke, worin er, von einigen Stichen bereits blutig, den Brutus mit gezücktem Dolche herbey kommen sieht, und indem er sich, die Zuckungen eines schmerzhaft Sterbenden zu verbergen, das Gesicht mit seinem Purpurmantel verhüllen will, auf den Meuchelmörder noch einen Blick wirft, der ganz seine letzten Worte auszudrücken scheint: Und du bist auch unter ihnen, mein Sohn?

V. 3. 4. Philipps Sohn zu des schnöde gefesselten Königes Leichnam voll Wehmuth hinführst.) Alexander der Große verfolgte den Satrapen Bessus, welcher den Darius, mit einer goldenen Kette gefesselt, auf einem Wagen mit sich geführt hatte. Er fand den Persischen Monarchen auf dem Wege zurück gelassen und mit Wurfpfeilen ermordet. Der Ueberwinder vergoß Thränen bey diesem Anblick, und bedeckte den Leichnam mit seinem eigenen Mantel.

V. 4. 5. Ilions laut ächzenden Priester mit Drachen umwindest.) Laokoon, der Trojanische Opferpriester, ward, nebst seinen beiden Söhnen, von zwey ungeheuren Schlangen getödtet, die eine feindliche Gottheit auf ihn losgelassen hatte. Äneide, II. 201—227.

V. 6. Verlaß die keusche Großmuth deines Scipio.) Dem Scipio Africanus, dem ersten dieses Beynahmens, ward, nach seiner Eroberung von Neu-Carthago in Spanien, eine gefangene Jungfrau zugeführt, die von einer solchen Schönheit war, daß sie, wo sie ging, Aller Augen auf sich zog. Scipio, der sich nach ihrer Vaterstadt und nach ihren Ältern erkundigte, vernahm zugleich, sie wäre mit dem Allucius, einem jungen Celtiberischen Prinzen, verlobt. Er ließ diesen und die Ältern der schönen Spanierinn zu sich rufen. Jüngling, redete er den Allucius an, empfange hier von der Hand eines Jünglings deine unberührte Braut, und sey ein Freund der Römer. Dieser ergriff die Hand des Scipio, und rief

alle Götter an, ihm Worte zu verleihen seinen Dank auszudrücken. Die Ältern, die zum Lösegelde für ihre Tochter einen ansehnlichen Schatz mitgebracht hatten, baten den edelmüthigen Feldherrn, ihnen die zweyte Wohlthat zu erweisen, und ihre Geschenke anzunehmen. Scipio ließ sich endlich erbitten, und wandte sich mit diesen Worten zum Allucius: Außer der Mitgabe deiner Schwiegerältern nimm noch von mir ein Hochzeitgeschenk an, und ließ ihm alles Gold und Silber ins Haus bringen.

V. 7. Deines Coriolan gefahrenvollen Gehorsam.) Aus Gehorsam gegen seine Mutter hob Coriolanus die Belagerung Roms endlich auf; sein Gehorsam kostete ihm, nach einiger Geschichtschreiber Berichte, das Leben. Dionysius von Halikarnaß Röm. Alterthümer. VIII.

Der Italiänische Mahler Ciro Ferro hat in seinem Gemählde von dieser Geschichte den Zeitpunkt gewählt, wo Coriolanus in einer sehr ausdrucksvollen Unentschlossenheit auf seinem Befehlshaberstuhle sitzt. Der Deutsche hat den Augenblick gewählt, wo der Held seinen Sitz verläßt, und voll zärtlicher Ehrfurcht seine geliebte Mutter umarmen will, die aber mit einem Antlitz, worin Römische Hoheit aus den Zügen des Grams hervorbricht, seine Umarmung mit diesen Worten abzulehnen scheint: Halt ein! Ich muß erst wissen, ob ich einen Feind oder einen Sohn umarme. Livius, II. 40.

V. 9. Von dem Fahneneroberer Albert-Achill.) Albertus, mit dem Beynahmen Achilles, Burggraf zu Nürnberg, und hierauf Markgraf von Anspach und Bayreuth, eroberte mit eigner Hand eine Fahne, indem er in einer Schlacht mit den Nürnbergern allein wider sechzehn Mann focht.

V. 9 — 12. Bis zu Wilhelms beseeltem Schatten, Wilhelms, der durch Schnee, durch Eis, u. s. w.) Bis zu dem Schatten des Kuhrfürsten Friedrich Wilhelm, der in dem Gemählde des Künstlers wieder zu leben scheint. — Dieser schnell entschlossene Held führte sein Fußvolk auf Schlitten über das frische Haf nach Preußen den Schweden entgegen, die das Land besetzt hatten.

V. 16. 17. Entsagest du dem Geist der Apelle, der Bonarotte nur hierin?) Apelles so wohl als Michel Angelo de Bonarotti haben sich an der Tadelsucht und Unwissenheit einiger Richter ihrer Kunst durch Spott und satirische Gemählde gerächet. Lucian erzählt, wie ein Apelles aus Ephesus sich an einem neidischen Mahler, der ihn bey dem

Ptolemäus gröblich verleumdet hatte, durch ein allegorisches Gemählde gerächet habe. S. Wielands Übersetzung der Werke Lucians, Th. VI. Pag. 101.

V. 23. Geometer und Krieger und Widersprecher und Anwalt.) Anstatt mancher Geometer, u. s w. oder vielmehr statt mancher Gelehrte und Geschäftsmann überhaupt, der sehr erfahren in den allernützlichsten Wissenschaften seyn kann, der aber nicht den feinsten Geschmack in den bildenden Künsten besitzet, und die Nachahmungen des Bessern, das heißt, die Werke der höhern historischen Gattung, nicht genug studirt hat, und also nicht nach ihrem Werthe schätzen kann; oder der in dieser höhern Gattung nichts weiter, als die Zeichnung und Farbengebung, das ist, die durch Arbeit und Geduld erlangte Genauigkeit des Auges und der Hand zu bewundern gelernt hat; aber nicht genug die Erfindung bewundert, nicht die feine Wahl der Geschichte und die kluge Bereicherung derselben; nicht die Wahl des rührendsten, des deutlichsten, des noch nicht auf gleiche Weise bearbeiteten Zeitpunktes der Begebenheit; nicht den mannichfaltigen, den wahren und zugleich veredelten Ausdruck der Leidenschaften, welche, nach Maßgebung des Antheils, den die Personen an der Handlung nehmen, bald stärker, bald schwächer zu schildern sind; nicht die innigste Verbindung und die beste Anordnung so vieler Theile zu einem höchst angenehmen Ganzen, wobey jedes Bedürfniß der Kunst versteckt und zu einem nothwendigen Stücke der Handlung gemacht wird: welches doch eigentlich die Dinge sind, die den bildenden Künstler als einen Denker darstellen, und ihn über den allerfleißigsten, aber bloß mechanischen Arbeiter erheben.

Das eingeschaltete Wort Widersprecher bedeutet an diesem Ort einen jeden, der von der Beschaffenheit seines Amtes oder seiner gelehrten Arbeiten die Entscheidungssucht und den Widersprechungsgeist angenommen hat. Daß übrigens wirklich einmahl ein vornehmer Kriegesbedienter und Rechtsgelehrter unsern bescheidenen Künstler unbescheiden getadelt hat, erinnert sich der Freund desselben jetzt nur noch dunkel. Einen sonderbaren Tadel allein hat er behalten. Ein Meßkünstler und großer Egoist, der nicht den feinsten Geschmack besaß, aber alle seine Urtheile über die schönen Künste für so unwiderleglich hielt, daß er sagte, bey ihm käme es niemahls zur Duplik: dieser tadelte in einem Gemählde, welches er bestellt hatte, einen der größten Vorzüge unsers Künstlers, nehmlich die Deutlichkeit des Ausdrucks, indem er sagte: Das ist ja eben so, als wenn ich unter einen gemahlten Löwen schreiben wollte: das ist ein Löwe. Der Künstler, der

des

des Mannes Eigensinn kannte, änderte das Gemählde, und schwächte den vortrefflichen Ausdruck.

V. 34—36. Der dem Verzagten gönnt tapferes Muthes zu scheinen; dem mißgerathenen Künstler den Richterstab zu führen.) Der eben so, wie er dem Feigen die Prahlerey mit Heldenthaten vergiebt, eine Prahlerey, die der wahrhaftig Tapfere nicht nöthig hat, eben so auch dem unvollkommenern Künstler das Richteramt vergönnt. — Man will bemerkt haben, daß mittelmäßige Künstler die strengsten in ihren Foderungen, hingegen wahre Virtuosen (in jedem Verstande dieses Wortes) gegen Andere weniger strenge sind, als gegen sich selbst. Die Ursache ist leicht zu errathen. Jene sind noch klug genug, durch die strengsten Foderungen dem besten Künstler etwas von seiner verdienten Ehre zu entziehen, und ihn zu sich selbst herab zu setzen; diese hingegen, die alle ihre Zeit und Kräfte angewendet haben immer vollkommener zu werden, und denen ihre Bemühung gelungen ist, haben nicht nöthig sich aus dem Tadel Anderer ein Lieblingsgeschäft zu machen.

V. 40. Der edle Graun, der Saitenbändiger.) Karl Heinrich Graun hat sich durch heroische Singespiele, die ihm der König Friedrich II. aufgab, und durch einige Kirchenstücke berühmt gemacht. Sein Gesang ist ungemein lieblich und rührend, und seine Harmonie gefällt den Kennern eben so sehr wegen ihrer Kunst, als der ganzen Welt wegen ihrer Anmuth.

V. 43. 44. Nie Marsyas bäurischen Ton verhöhnte, noch Urtheil und Ohren der ungestimmten Midasenkel.) Marsyas, der auf einigen Denkmählern mit Ohren eines Fauns abgebildet wird, war ein Phrygischer Hirt. Er übte sich auf der Flöte, welche Minerva ehemahls weggeworfen und verflucht hatte, weil sie wegen ihrer dabey sehr aufgeblasenen Backen verspottet worden war. Marsyas schätzte dieses Instrument so hoch, daß er die Leyer des Apollo dagegen verachtete, und diesen Gott so gar zum Wettstreit herausfoderte. Apollo gewann nach dem Urtheile der gewählten Schiedsrichterinnen. — Midas, ein reicher König in Groß-Phrygien, that den Ausspruch, daß Pan auf der Pfeife ein größerer Meister sey, als Apollo auf der Leyer. Der beleidigte Gott strafte ihn für dieses Urtheil mit Eselsohren.

V. 49. Meinen lange geprüfeten Kleist, den ländlichen Barden.) Ewald Christian von Kleist, der Verfasser des Frühlings, einiger Lieder und anderer Poesien, ein eifriger Liebhaber der schönen Natur, ein Dichter voll Weisheit und Empfindung, ein lange geprüfter und immer bewährt gefundener Freund, starb an seinen Wunden im Jahr 1759, nach der Schlacht mit den Russen bey Kunersdorf in der Mittelmark, und ward in Frankfurt an der Oder begraben. Ueber seiner Gruft ließ im Jahr 1779 eine Freymaurergesellschaft, die Loge zum guten Herzen genannt, eine dreyeckige zwanzig Fuß hohe Pyramide aufrichten. Mit Genehmhaltung des Königs Friedrich II. ward Kleists Bildniß, ob er gleich nur noch Major gewesen war, neben den Bildnissen der im siebenjährigen Schlesischen Kriege gebliebenen Generale Schwerin, Winterfeld und Keith, alle von unserm Rode allegorisch gemahlt, in der Berlinischen Garnisonkirche aufgehängt, welcher Kirche sie der patriotische Künstler zum Geschenk gemacht hatte. Diese vier Gemählde sind auch von ihm mehr als einmahl in Kupfer geätzt worden.

V. 53. Falls ich in Theuts und Mannus oft wieder verwelkenden Sprache.) Die älteste Sprache der Einwohner Deutschlands kennen wir nur aus einzelnen Wörtern und Nahmen, aus welchen sich schließen läßt, daß sie uns jetzt noch weit unverständlicher seyn würde, als die Gothische Sprache des vierten Jahrhunderts, die wir in den Evangelien des Ulphilas besitzen. Diese unterscheidet sich sehr merklich von der Sprache Otfrieds im neunten Jahrhundert, und diese entfernt sich abermahls von der Sprache der Minnesinger des dreyzehnten Jahrhunderts; welche sich eben so weit von der Bücherſprache unsers achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Einer solchen Veränderung ist jede Sprache so lange unterworfen, bis sie von keinem Volke mehr geredet wird: alsdann aber ist sie in Gefahr völlig unterzugehen, wofern nicht so viele Meisterstücke, besonders Meisterstücke der Dichtkunst, darin vorhanden sind, daß die Nachkommen es der Mühe werth achten, sie zu erlernen. — Theut (Thuiston, Thuiskon) wird für einen Sohn der Hertha oder der Erde und für den Stammvater der Deutschen gehalten, deren Heerführer oder Gesetzgeber er gewesen ist. Sie sollen von ihm den Nahmen der Deutschen (Theutsken, Thuitsken) haben. Sein Sohn hieß Mannus, oder Mana, oder Mann.

V. 54. Den seltnern Ehrenkranz.) Dieses ist der Kranz der Bescheidenheit. Die Bescheidenheit eines Mannes, der nach der Vollkommenheit strebt, und der, je mehr seine Einsichten zunehmen, desto mehr einsieht, wie viel ihm zur Vollkommenheit fehlt; der auch gerecht und uneigennützig genug ist, die guten Eigenschaften Anderer nicht zu verkennen, und der folglich, wenn er sich mit ihnen vergleicht, sich nicht zu viel und jenen zu wenig beylegt, ist eine Bescheidenheit, die eben so liebenswürdig als selten ist.

Von dem Kranze der Bescheidenheit, welchen Apollonius dem Titus zuerkennt, weil er als Feldherr alle Kronen abgelehnt hatte, die ihm wegen der Einnahme von Jerusalem zugesandt worden, sehe man im Philostratus das Leben des Apollonius, VI. 28.

K. W. Ramler.

V.

Die Literaten.

Semper ego auditor tantum?

JUVEN.

„Jai l'honneur, meine Herrn, den Herrn zu präsentiren. —
„Aha!“ — „Sieh da!“ — „Mein Herr, sie fertigen Satiren,
Sie werden sie doch nicht mit unsern Bildern zieren?“
Mein Herr, ich schreibe nicht, bin gar ein guter Schlag
Von Menschen; nur, wohin ich treten mag,
Tritt mir mit spitzem Ohr' und höhnender Grimasse
Mein Satyr nach. — „Noch von der alten Race
„Ein Ueberrest?“ — Ja wohl; und wen ins Aug' ich fasse,
Den merkt er sich, und eh' ich mich's versehʼ,
Schwirrt seine Geißel ihm. — „Geh weiter, Spitzohr, geh! —
„Er kam auf mich schon zu.“ — „Auf mich auch.“ — „Traun!
Sie müssen
Ihn draussen lassen; sonst in keiner Assemblée
Sitzt ja ein Ehrenmann mit ruhigem Gewissen.“
— „Mich hieb er wahrlich schon.“ — „O dafür weiß ich Rath:
„Mein Herr, Sie sperren früh und spat
„Den Burschen ein; sonst, wahrlich! thuts der Staat,
„Denn nicht umsonst beschimpft man seine Diener.
„Mich kennen Sie am Predigerornat;
„Respekt vor ihm!“ — Sehr gern, wenn ihn mein Satyr hat.
„— Juristen sind die Herrn, und diese Mediziner;
„Kurz, er wird eingesteckt, au nom du Roi, erschien' er

„Mit ihnen einmal noch.“ — Verſperret? Eingeſteckt?
Oh! Keine Wache hält ihn. Erſt geneckt,
Dann fortgegeißelt, flieht, wer ihm entgegen
Zu ſchreiten wagt. Und ins Gefängniß legen
Den guten Tropf, das frommet' auch nicht viel.
Wie Trenk die Ketten brechen, wär' ihm Spiel,
Und ärger dann durchraſt' er Wald und Fluren,
Und färbte ſeinen Pfad mit ſeiner Geißel Spuren.
Auch ſagte ſicherlich! was man an ihm verbrach,
Die Enkelwelt mit lautem Tadel nach.
— „Das thäte nichts. Wir achten nicht den Tadel
„Der Nachwelt: wir ſind reich. — Gelehrt wir. — Wir von Adel.“
— Zurück, mein Satyr. — „Gott! wie wild, mit ſpitzem Ohr,
„Hob über uns die Geißel er empor!“ —
„Er iſt erſchrecklich wild. Kann man ihn gar nicht zähmen?
„Soll ich, Herr Juvenal, in Zucht und Koſt ihn nehmen?
„Ich hab' auch wilde Art in meiner Penſion.“
— Ach nein, Herr Rath, der rauhe Waldesſohn
Wär' Ihnen gleich den erſten Tag entflohn.
Den Starken zähmt man nicht. — „Was ſollen wir beginnen?
„Kann man durchaus ihn nicht gewinnen?“ —
Durch Tugend nur. — „Mein Herr, Sie ſind von Sinnen.
„Brennt er nicht, Satyrn gleich, wo Mädchen er gewahrt?“ —
Nein, gnäd'ger Herr, hier ſchlug er aus der Art.
— „Liebt er nicht Wein? Gebacknes? Schokolade?“
— Deß Allen nichts. — „Hm! Das iſt Schade!
„Doch Geld gewinnt ihn.“ — Schwerlich! — „Laß doch ſehn.
„Wo Das erblinkt, pflegt Alles ja zu gehn.
„Da, Satyrchen, iſt Gold. — Er winkt. — Weh! — Mach' ein Ende,
„Abſcheulicher, ſonſt bluten mir die Hände. —
„Gottlob, daß ich entrann. — Hier iſt ein Poſtament

„Von einer Säul'; eh' regellos er rennt
„Und geißelt, könnten wir den trotzigen Gesellen
„Auf dieses Postament nicht stellen?
„Da schwing' er seine Waff', und droh' und grinz' uns an,
„Wenn er den Spleen an uns nicht rächen kann,
„Mag immerhin das Ohr von seiner Lach' uns gellen."
Wohl, Satyr, eh du hier mit Schrecken Alles füllst,
Steig' auf den Marmor, wenn du willst,
Des Tempels Gottheit! — Traun! an deines Altars Füßen
Wird manches Opfers Blut dir heute fließen.
„Gottlob! Er steht. Nun schwatzt doch hier in Ruh
„Der Eine, und in Ruh hört ihm der Andre zu."
„Ja, wunderlich ists doch auf dieser Erde *),
„Verschieden ist an Sitt' und Antlitz und Geberde
„Der Eine von dem Andern. — Der liebt Pferde,
„Der Hunde, Mädchen Der, Der Lekkerbiss' und Wein;
„Den lullet ein Gedicht in süße Träume ein." —
— In Schlummer wenigstens. — „Was mich betrift, ich dichte." —
„Und das vortreflich." — „Bitt', Herr Rath!" — „Nun, allgemein
Sagt man ja Das." — He, he! — „Was fällt dem Satyr ein,
„Daß er so lacht? Wer Kopf und Herz hat, richte,
„Ob's irgend Schön're giebt, als dieses Herrn Gedichte."
— He he he he! — „So lach' er denn, der Thor!
„Des Weisen Rede schläft in eines Narren Ohr."
Sie dichten also? — „Ja, Herr Juvenal, das Chor
„Der Musen zog mich aus dem Pöbel längst hervor
„In ihre Tänz', Apollo nahm den Flor
„Von meinen Augen, und ich singe Blüthen, Keime,
„Gras, Heckenwerk, auch Frucht- und andre Bäume,

*) Dis langsam und feierlich gesprochen.

„Nachdem die Jahrszeit iſt, auch naſſe Räume,
„Zum Beiſpiel, Sümpf' und See'n, bisweilen gar das Meer
„Und Regenbogen drauf. — Iſts Krieg, ſo ſing' ich Heer'
„Und Schlachten, thu' dem Sieger eine Ehr'
„In glatten Oden an. — Manch großer Herr liebt Reime,
„Auch Ungereimtes wohl.“ — Wird Ihnen Das nicht ſchwer? —
„Nein, lieber Herr.“ — Da gratulier' ich ſehr. —
„Ich wüßte nicht, was mir je ſchwer geworden wär'.
„Auch dicht' ich gar nicht ſo, wie mancher andre Dichter
„In ſtiller Einſamkeit, geſammelt; zünde Lichter
„Bei Tage mir, wie Young, noch minder an.
„Zum Liede ſtets bereit, ſo wie der Seerſchwan,
„(Der gleichbegeiſtert ſang, wenn er nur Geld gewann,
„Den großen und den kleinen Mann)
„Bin ich, und wenn ich erſt ein Lied begann,
„Dann halte mich, wer kann.“ —
He he he he! — „Mein Gott, was ſchneidet für Geſichter
„Ihr Satyr!“ — Laſſen Sie den argen Splitterrichter;
Er thut's aus langer Weil'. — „Auch lohnt noch Dichterſang
„Wenn lieblich er der Großen Ohre klang.
„Sehn Sie den Preis, den meine Muſ' errang!“ —
Ein ſchönes Kreuz! — „Durch hohe Huldigungen
„An einem Namenstag', hab' ich es mir erſungen.
„Und rathen Sie, wie lang' ich drüber zugebracht.
„ — Nur einen Nachmittag, und eine Nacht.
„Ein Buch nur Poſtpapier ward vollgeoh't und ach't;
„Zehn Federn ſchrieb ich ſtumpf, drei Dintenfäſſer leert' ich,
„Und vier Buteillen Wein verzehrt' ich,
„Und fertig war das Ding. — Trotz Wieland, Voß und Gleim,
„Find' ich im Handumkehren meinen Reim.
„Hab' ich den Erſten nur, zum Beiſpiel, liebe Sonne,
„Gehts unaufhaltſam fort. Da ſchmelz' ich ſtraks in Wonne

„Und Seligkeit, da fleußt von Honigseim
„Wie Platons einst, mein Mund; und soll Gemäld' und Reim
„Recht reich und voll mir sein, so paar' ich eine Nonne,
„Ob sie sich sträubt, dem Weisen in der Tonne.
„Jüngst las ich einer Dam' ein zuckersüß Gedicht
„In ihrem Zimmer vor, bunt von verliebten Szenen,
„Von Seufzern aufgeschwellt, und naß von Thränen.
„Ich werde warm, der Dame glüht Gesicht
„Und Busen. — Oh des Thorenwahns! Ich ahne nicht,
„Was sie bewegt. Ich falle nieder,
„Ich lall': „„O Heldin meiner Lieder,
„„Laß heute dir gestehn, was nie mein Mund gestand:
„„Ich — liebe Dich.““ Von seligem Entzücken
„Entzückt, will ich an meine Brust sie drücken,
„Da hebt sich, schwirrt, und trift mich ihre Hand,
„Mit ungewohntem Schlag. Erst bleich, dann hochentbrannt
„Schwillt mir die Wang', und sie — kehrt mir den Rücken.
„Was denken Sie? Verdient die Thrazerin nun wol,
„Daß sie mein brausend Lied der Nachwelt nennen soll?“ —
Ums Himmels willen, nein! — „Doch will ich, gleich dem Raben,
„Ihr immer krächzen: „„Stirb, Verräth'rin!““ Nimmer laben
„Soll Ruh ihr Herz. Wer weiß? Was einst Lykambes that,
„Thut sie vielleicht.“ — O nein! dafür ist Rath,
Sie müßten denn auch Rabenleben haben.
Nein! in den Wind, weil fad' und matt,
Verschallet Ihr Gekrächz. Eh des Jahrhunderts Rad
Sich einmal umgeschwungen hat,
Ist sicherlich Ihr Lied, wie Sie begraben.
„Sie stehen auf, Herr Juvenal?
„Nein, so entkommen Sie nicht dieses Mal.
„Sie scheinen sich aus Dichtern nichts zu machen. —
— He he! — „Gut! sprechen wir von andern Sachen;

„Denn sprechen heut mit Ihnen muß ich noch.
„Nicht umgesehn! Hier ist kein Loch!
„Sie schlüpfen nirgend fort.“ — Herr, spukt's in Ihrem Kopfe?
Was halten Sie mich an dem Knopfe? —
— „Was eilen Sie? Denn, traun! von diesem Ort
„Kommt keine Seele vor Glock Achte fort.
„Dafür heißt's Assemblee.“ — Nun gut! Was soll ich hören? —
„Ich weiß gewiß, daß Sie Herrn Kant verehren.
— Nun gut! Was dann? — „Ich les' ihn auch.“
— Sie können lesen? — „Oh! ich bin kein Gauch.“ —
— Der Mann hat um die Weltweisheit Verdienste. —
„Von allen Weisen ist der stärkst' er und der kühnste.“ —
— Er denkt sehr tief. — „Sehr tief.“ — Da drängt sich Schluß an Schluß,
Daß man, wie winderfaßt, ihm schwindelnd folgen muß.
— „Ja, schwindelnd folgen muß.“ — Doch hat er seine Schwächen. —
„Ja ja, Das hört' ich schon. Der Mann hat auch Gebrechen.“ —
— Allein, doch ist er groß. — „Ja, groß ist er gewiß.“ —
Er stralt. — „Ja, wie ein Licht in dicker Finsterniß.“
Man kann ihm nur nicht trau'n, tappt, wie auf dünnem Eise,
Auf seinen Schlüssen hin, und mancher Tapper fällt.
Doch tappt auf diesem Eis' itzt alle Welt. —
„Ja ja, Das ist der großen Männer Weise,
„Sie äffen gern.“ — Und dann in der Moral
Sagt man, daß Zeno'n er und Christum selbst bestahl. —
„Ja ja, Sie haben Recht. Das hört' ich auch einmal.
„Ja ja, er stiehlt, Herr Juvenal.“ —
Adieu, Herr Oldenholm *). — Denn nur an Papageien
Kann solche Plapperei ein Menschenohr erfreuen.

*) Man sehe Hamlet IV, 8. nach Schröders Bearbeitung.

Postillen lies, Elender, und das Blatt,
Das dreimal in der Woch' einschläfert Hof und Stadt!
„Pst! Herr! Apoll gedankt, der sie dem jungen Fat
„Entrissen, und zu mir geborgen hat.
„Hier werden sie erquickt. Ich habe viel gelesen,
„Bin in Italien und in der Schweiz gewesen,
„In Frankreich auch. Gott weiß, was ich schon sah,
„Und hört' und las. Ich bin die Chronika
„Der jetz'gen Zeit." — So hilf mir Gott der Götter! —
„Wenn Jemand zu mir kommt, so fang' ich an vom Wetter,
„('s ist einmal so Gebrauch). Dann wird auf unser Land,
„Auf König, Frieden, Krieg, die Rede schnell gewandt." —
— Mein Herr — „Dann schweif' ich aus nach England, Holland, Polen,
„Und Rußland, dann zu Türken und Mogolen,
„Und Indiern. Was zwischen beiden Polen
„Sich streckt, durchschwärmt mein Geist im Augenblick,
„Und husten sie, bin ich zurück. —
„Ah, Das behagt nicht. Gut, ich bin auch Litterator,"
— Mein Herr — „Bin manches Alten Sospitator.
„Antiquitäten lernt' im Nieuport ich,
„Mythologie vom guten Hederich.
„Doch ist Der fast zu dick und zu gelehrt für mich;
„Nach Tische mag ich drum den H . . . n lieber nehmen,
„Zum Traum, im großen Stuhl (gut träumt's nach Tische sich),
„Von Mythen und Philosophemen" —
— Mein Herr, ein Wort nur. — „Auch von Logik, Therapie,
„Botanik, und Astronomie" —
Mein Herr! Mein Herr! Sie sind wohl taub? — „Ingleichen
„Von was geht, kriecht, und fliegt, und sich in Flüssen, Teichen,
„Und Meeren regt, mit leichter Müh,
„Von früh bis Abends unterhalt' ich sie."

— Um Gottes willen, Herr. — „Sie habens doch vernommen,
„Daß jüngst in Petersdorf ist Feuer ausgekommen?“
— Sie sammeln wohl für dieses Dorf? — „Ach, nein!“
— Da! Nimm das Geld für dich, und laß mich! — Gott be-
fohlen!
— „Halt! Ueber Haferstädt brach gleiches Unglück ein.
„Die Zeitung ist davon ganz voll. Soll ich sie hohlen?“
— O, schonen Sie, ich bitte, Ihre Sohlen. —
„Ich hab' auch, à propos, gar manche Rarität
„In meiner Bücherei, die Ihnen offen steht.
„Manch Büchlein, halbversengt dem Henker noch entrissen,
„Manch Werk, von dem Fabriz und Grävius nichts wissen,
„Steht dort mit goldnem Schnitt in grünem Saffian.
„Da steh' ich dann und lächl' oft diese Schätze an.“ —
— Mein Herr, ich muß nun fort. Komm, Satyr! — „Nein,
mit Nichten!
„Nun noch vom Hof ein Wort, und dann von Mordgeschichten,
„Und dann noch von den neuesten Gedichten,
„Und dann vom Handel, und vom Gleichgewicht
„Europens.“ — — Satyr! Satyr! Hörst du nicht? —
Aha, er schläft. Und sieh! des Schwatzens trunken,
Ist rings der ganze Saal mit ihm in Schlaf versunken. —
Auf, Satyr! Flink! Spring von dem Postament,
Daß wir von hinnen sind, eh seine Pfeife brennt!

Bothe.

VI.

Aus einem Briefe von Rom.

Den 4ten Mai 1797.

Tischbein in Neapel hat nunmehr, außer dem dritten Theil der Erklärung und dem vierten der Kupferstiche Hamiltonscher Vasen, auch noch vier Hefte dergleichen Vasen herausgegeben. Eine von solchen die er selbst besitzt, eine nach den Vasen des Herrn Reiner, Secretär der Königinn von Neapel, und eine nach Vasen verschiedener Besitzer. Jeder von diesen Heften besteht aus achtzehn Blättern.

Außerdem hat er auch einen ersten Heft von verschiedenen Vorstellungen herausgegeben, die auf die Homerischen Gedichte Beziehung haben, und nach alten Monumenten, theils Vasen, theils geschnittenen Steinen u. s. w. gestochen sind, welchen auch die Bildnisse des Homer selbst, des Menelaus, des Ulysses, und Diomedes nach alten Büsten beigefügt sind. Man würde bei dieser Sammlung eine Beschreibung, oder wenigstens eine Anzeige zu haben wünschen, welche darthäte, was der jedesmalige Kupferstich vorstellt, und wonach es gestochen ist; da aber diese fehlt, behalte ich mir vor Ihnen von diesem interessanten Werke eine ausführlichere Nachricht zu geben, sobald ich es besitzen werde. Es besteht solches aus 36 Blättern.

Noch hat derselbe einen Heft von in Kupfer geätzten Thieren herausgegeben, welche eine Beziehung auf den Homer haben sollen, indem einige nach Gleichnissen, die in dessen Gedichten befindlich, genommen sind, theils auch weil Herr Tischbein die Charaktere der Homerischen Helden mit Thieren zu erklären sucht *). Die Preise dieser Werke sind mir nicht ganz genau bekannt, da sie hier noch nicht verkauft werden, ohngefähr aber wird der Heft Homerischer Vorstellungen, wie ich glaube, 4 Neapolitanische Unzen, und die andern Hefte von Vasen jede 1 Unze kosten.

*) Dieser Gedanke ist um so glücklicher und instruktiver, da Homer selbst seine Helden sehr oft mit Thieren vergleicht, und, wie bekannt, bei mancher Bildung des Alterthums, der charakteristische Ausdruck dieser als jener Thierart zum Grunde liegt. — Es wäre der Mühe werth bei dieser Gelegenheit die Frage zu untersuchen: „in wiefern kann die ausdrucksvolle Thiergestalt in der menschlichen Form nachgeahmt werden, und wie muß dies geschehen?“ A. d. R.

VII.

Der Weihnachtabend.

Ein kleines Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Unter aller Festen, die entweder die Natur, oder die Religion, oder eine lobenswürdige Gewohnheit eingesetzt und geweiht hat, giebt es keins welches in jeder Rücksicht so heilig und liebenswürdig wäre, als das Weihnachtsfest. Es ist ein Fest der Unschuld, denn es ist das Fest der Kindheit, es wird von fern schon mit Hoffnungen und Wünschen begrüßt, es bringt bei seiner Erscheinung die Erfüllung derselben mit, und wenn sie verschwunden ist, so labt sich der Glückliche so lange an der Erinnerung, bis die Hoffnung mit neuen erwachsenern Wünschen an ihre Stelle tritt.

Eben durch die mannichfachen Erscheinungen bei demselben, und durch den Einfluß, welchen wichtige Vorfälle des Lebens, die der Verstand des Kindes nicht umfassen, sein Herz in ihrem ganzen Gewicht nicht fühlen kann, die seinem Auge eben ihrer Größe wegen entgehn, auf die Ereignisse desselben haben, wird ihm manches fühlbar und verständlich, was sonst neben ihm hingleiten würde. Ueberdieß ist es eine Art von Vorbereitung auf das Leben, in welchem die Kunst zu wünschen, verfehlte Wünsche zu ertragen, und durch die erfüllten nicht übermüthig zu werden, eine der schwierigsten ist. Darum scheint mir auch der Schleier, welchen die Freigebigkeit der Eltern

über ihre Spenden wirft, so zweckmäßig, ohne darauf zu sehn, daß der Werth der Gabe, und die Freude bei dem Empfange, dadurch sehr erhöht wird. — Das Kind bildet seine Wünsche aus der Welt die in seinem Köpfchen steckt, die Mutter theils nach seinen Bedürfnissen, theils nach Erinnerungen ihrer Kindheit, theils nach Winken der lieben Kleinen, die sie um so weniger zu achten scheint, jemehr sie geneigt ist, dieselben zu erfüllen. — Und welche Freude für beide, wenn sich Wunsch und Erfüllung begegnen! Die Eltern treten in ihre Kindheit zurück, und werden auf einen Augenblick so sorgenlos und glücklich als die, welche sie glücklich machten.

Wir sollten der Feste mehrere haben, die uns in die Kindheit versetzen; denn die Erinnerung an sie ist eine so freundliche liebe Begleiterin durch das Leben, daß auch der kalte Greis, dem das Leben allmählig gleichgültig wird, sich nicht davon trennt. Das Zurückrufen jener harmlosen Tage unsrer Kindheit ist oft das einzige, was bei Leiden spätrer Jahre tröstet; es erhöht die Freuden, die wir in reiferm Alter genießen, und selbst der, den selbstverschuldeter Kummer zu Boden drückt, der die Folgen seines Leichtsinns oder die Strafen seiner Bosheit trägt, sieht gern in die verflossene Zeit kindlicher Freuden zurück, und das Andenken derselben breitet sich, wie ein Seegen, über seine Zukunft. Sobald man sich in jene Zeit versetzt, wo nur die natürlichen und edlen Triebe der menschlichen Natur handeln und wirken, sieht man oft, daß die Maximen, nach welchen wir in spätern Jahren handeln, und die eine falsche Weltklugheit uns als moralisch gut darstelt, auf dem Prüfstein des Guten und Edlen sich als unächt zu erkennen geben. Man kann es als die Probe von guten Handlungen ansehn, wenn man nach einer lebhaften Vorstellung der Freuden und der

kummerlosen Tage der Kindheit, sie zu vollführen kein Bedenken trägt.

Die Gewalt dieser Erinnerungen über das menschliche Herz, zeigt sich nie größer, als bei solchen Menschen, die bei einem sonst unverdorbnen Herzen, entweder durch die Uebermacht einer Leidenschaft hingerissen, oder von Unvorsichtigkeit verleitet, ein Verbrechen begingen, dessen Strafe, in jeder Rücksicht fühlbar, plötzlich auf sie fällt. Nichts kann sie so sehr erschüttern, als das Andenken an eine Zeit, wo sie ohne Reue ohne Furcht und Sorge waren. — Dies ist es was uns so sehr rührt, wenn der unglückliche Räuber Moor, außer Stande sich zum Gebet zu erheben sagt: „es war eine Zeit, wo ich nicht ohne Gebet einschlafen konnte." — Dieses Gebet, diese Vertraulichkeit mit dem Allwaltenden, den man als Vater betrachtet, welcher gern hilft und tröstet, — dies ist es, was man alsdann vorzüglich vermißt, wenn man aus Selbstvertrauen oder aus Zuversicht auf Grundsätze sich seiner eignen Führung überließ, und auf Irrwege an den Rand des Verderbens gerieth. Nichts anders als diese Empfindungen, die selbst in der Erinnerung noch das Eigenthum der Kindheit sind, kann das Himmelreich sein, welches nach einem Ausspruche eines großen Lehrers der Menschheit das Vorzugsrecht des Kindes ausmacht.

Es soll, wie ich höre, Kinderfeinde geben. Ich leugne es nicht, aber ich glaube, daß es nicht die besten Menschen sind, und ich möchte so einen Mann nicht zum Freunde haben. Es mag auch Kinder geben, die nur wenig Freunde haben, (denn Feinde kann ein Kind sich doch nicht machen) aber ich gestehe, daß ich gleichwohl diese Kinder lieben und nicht verlassen könnte, auch dann, wenn sie diese unfreundliche Gesinnung

nung verdienten. — Wer nicht gern unter Kindern ist, ist wahrscheinlich auch ein Feind der Einsamkeit und der Unterhaltung mit sich selbst; denn die Gesellschaft der Kinder ist nichts anders als eine Erinnerung an unsre eigne Vergangenheit. — Wehe dem Menschen der diese flieht.

Gottlob! sie sind selten, und wenn die Zahl derer auch nicht klein ist, die in der Gegenwart von Kindern oft eine wehmüthige Empfindung ergreift, die sich unangenehmer vielleicht sogar von Reue vergifteter Gefühle nicht erwehren können, wenn sie die unbefangene harmlose Unschuld dieser Kleinen sehn, so werden diese bösen Dämonen doch nicht leicht so mächtig, daß sie diese guten Engel von sich entfernen sollten. — Eine Ahnung von der Gegenwart und der freundlichen Wirksamkeit guter Geister ergreift uns, wenn wir die Kleinen sehn, wenn wir ihre Hülflosigkeit und Unberathenheit unterstützen.

Mag doch immer der Hagestolz schmählen, wenn die Kinder seines Freundes durch muthwillige Munterkeit die wichtigen politischen Verhandlungen stören, für welche er nur allein zu leben scheint, — er wird gern wiederkommen, denn sie sind es, die ihn hinziehn, die ihn vergessen lassen was er entbehrt. Sie werden nicht an leere Taschen klopfen wenn er wiederkehrt; er wird gern zuhören, wenn sie ihm ihre kleinen Verdienste mit drolliger Ruhmredigkeit vorerzählen; wird wie sonst seine ernste Richtermine annehmen, und bei der Preisvertheilung des Ueberflusses der reichbesetzten Tafel, von welcher er, die kalte Leere scheuend, die ihn daheim empfängt, in den traulichen Cirkel dieser Familie eilte, — wird er höchstens die Bedingung machen, daß man ein wenig ruhiger sei als neulich. Und hielte man sie auch nicht, sobald Bonbons und Confitüren herum gehn, erinnert er sich doch der kleinen freundlichen Flachs-

köpfe wieder; er geht nach aufgehobner Tafel wieder dahin, wo man seiner Freundlichkeit so sehr, seinem Zorne so wenig traut, wo das leichte Blut im Vertrauen auf seine Güte seine Drohungen sobald vergißt. Hätte er auch das ganze Jahr hindurch gedroht: „Laßt nur Weihnacht kommen, ich werde Euch nichts schenken;" sie hüpfen lachend umher, und — am Weihnachtsabend reitet, wie man vermuthet hatte, ihr alter Freund auf einem Steckenpferde, die Trommel um den Hals, in der Hand die hochgeschwungene Peitsche zur Thür herein, und der nachgehende Bediente trägt einen schwerbeladenen Korb nach, den er unter tausend Scherzen, die Neugierde der Kleinen durch geheimnißvolle Winke neckend, öfnet und auskramt.

Grade so ist es auch der Fall mit den bedauernswerthen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, die nicht aus freier Wahl, wie der Hagestolz, sondern oft Erziehungsfehler der Eltern, oder eigne Ansprüche, oft auch Leichtsinn früherer Jahre büssend, die stillen Freuden der Häuslichkeit entbehren, und bei diesem Entbehren nicht selten von Nahrungssorgen gedrückt werden, die der Hagestolz gewöhnlich nicht kennt. — Ihr, die ihr so gern die alten Jungfern zum Ziel eures Witzes macht, würdet sanfter von ihnen urtheilen, würdet die bedauern, die ihr bespöttelt, wenn ihr sie in einsamen Augenblicken gesehn hättet, wo sie mit den Bedürfnissen der Gegenwart ringend, reuevoll auf die Vergangenheit, und hofnungslos auf die Zukunft sehn. — Das Gefühl der Mutter ist dem Herzen näher, als das des Vaters. Jenes Vermissen schmerzt das Herz tiefer als das Vermissen dieses. Der Hagestolz lacht, wo die, welche nie Mutter ward, nie werden soll, verzweifeln möchte. — Ich sehe das älternde Mädchen, wie es schüchtern den kleinen Nähkorb, welchen es mit einem Tuche verhüllte,

öffnet, und ärmliche Geschenke für die Kinder hervorlangt. Eine Thräne steht in ihrem Auge, indem sie dem ältesteu Mädchen eine Strickrolle mit feiner Baumwolle bewickelt und Carlsbader-Nadeln schenkt, eine Thräne die der Hagestolz nicht sieht, der indeß mit dem jüngern Bruder die lärmende Trommel schlagend auf dem Steckenpferde umhergallopirt. Er würde sie auch nicht verstehn, denn er weiß nicht, daß sie vor acht Jahren, als sie dies Mädchen lallend auf dem Schooße wiegte, noch die Hoffnung hegte, Weib und Mutter zu werden, und die Sorgen wie das Glück der Häuslichkeit zu genießen.

Diese Häuslichkeit vermißt man überall, wo Kinder fehlen. Eine kinderlose Ehe ist ein eheliches Hagestolziat, Einförmigkeit, Kälte, und zuletzt Ekel sind da zu Hause. — Nie fühlen Eheleute selbst dies lebhafter als am Weihnachtsabend, wo alle Fenster erleuchtet, und nur diese öde sind. Denn sie beschenken nur ihre Magd, die eigennützig sich im Dienstcontract die Summe bestimmte. — Misvergnügt gehn sie zum benachbarten Freunde, streifen über den Christmarkt um nicht mit leeren Händen zu kommen, freuen sich, gehn stumm nach Hause, und bleiben kalt und stumm daheim.

Häuslichkeit ist es, der das Weihnachtsfest geweiht wird, ihr und der Erinnerung an eine frohe sorgenfreie Vergangenheit die im Bilde der Kinder auflebt. — Ihr sei auch dies kleine Gemälde geweiht, welches ich an der Wand ihres Tempels ehrfurchtsvoll aufhänge.

* * *

Der Geheimerath Ludolph war der zweite Sohn eines ehrlichen Landpfarrers, der wie bei Landpfarrern gewöhnlich

ist, eine zahlreiche Familie hatte, worüber sich niemand lustig zu machen braucht, denn nur er hatte für Erziehung und Unterhalt derselben zu sorgen, und er erzog und versorgte sie auch. Der ältste, Gottfried Ludolph, war seinem gottseligen und friedlichen Namen zum Troz aus der Art geschlagen, hatte wenig gelernt, lustig gelebt, mehr verschwendet als er einnahm, und sah sich am Ende genöthigt, bei einem Freikorps, welches im siebenjährigen Kriege errichtet ward, als Leutenant Dienste zu nehmen. Als der Krieg und seine Würde zu Ende war, heirathete er die Wittwe eines Kriegskomissarius, der auf Kosten seines Königs reich geworden war, etablirte an der Ostsee einen Handel, und führte ihn mit vieler Genauigkeit und Thätigkeit; denn er hatte einsehn lernen, wie unentbehrlich beide Eigenschaften sind, wenn man ohne Sorgen für die Zukunft durch die Welt kommen, und mit Ruhe die Gegenwart genießen will. Daß man aber nicht glaube, er sei ein Taugenichts gewesen, den das Glück unter seine Vormundschaft nahm: es war gerecht, es vergalt ihm den Gram, den er seinem ehrlichen Vater gemacht hatte; denn seine Frau gehörte nicht zu den verträglichen Geschöpfen: sie wußte sehr gut, daß sie ihn aus dem Schiffbruche des Lebens gerettet hatte, und maaßte sich manches an, was ein Mann von Ehre und freiem Gewissen nicht erträgt. Er aber hatte aus den Demüthigungen seines Lebens und seines Gewissens so viel Niedrigkeit des Geistes behalten, daß er dies alles nicht fühlte. — Wer ein besseres Schicksal verdient, wird ihn bedauern.

Der alte Prediger Ludolph hatte einen kleinen Aberglauben für die bedeutenden Vornamen, und ließ es sich nie nehmen, seine Kinder selbst zu taufen. Er nannte seinen zweiten Sohn Carl, und sagte zu seiner Frau: glaube mir, daß wird

ein braver Kerl, an dem wir Freude erleben. — Er hatte Recht, wie der Verfolg dieser Geschichte zeigen wird.

Unter seinen übrigen Kindern waren noch zwei Söhne und drei Töchter. Diese wurden meistentheils an Landpfarrer oder Pächter verheirathet, und setzten ihren alten Lebenslauf unter einem neuen Strohdache fort. Sie waren gute Hausfrauen, treue gewissenhafte Mütter, ihre Männer hatten Freunde, ihre Kinder ein Vorbild, und die Gemeinde ihre Erbauung an ihnen. Unter den Söhnen ward der dritte Arzt, und starb früh als ein Opfer seiner Berufstreue an einer epidemischen Krankheit. Der jüngste, Gustav, studierte Theologie, ward der Substitut seines Vaters, und sein Nachfolger, als dieser im zwei und siebzigsten Jahre gestorben war.

Schon der Titel, den ich vielleicht zu voreilig ihm ertheilt habe, wird beweisen, daß Carl Ludolph, ein bedeutendes Glück als seine Brüder machte. Sein Vater brachte ihn auf eine berlinische Schule, die Freunde desselben in der Hauptstadt unterstützten gern den Sohn, der jeder Wohlthat durch Fleiß und gutes Wohlverhalten so würdig war, und statteten ihn reichlich aus, als er auf die Universität ging; denn sie wußten sehr wohl, daß aus ihm ein brauchbarer Sachwalter der Unschuld für die Zukunft werden würde. — Der ehrliche Carl hatte die Rechte fleißig studirt, kam mit Kenntnissen ausgerüstet zurück, und fand bald Geschäfte, nachdem ihn die Vorgesetzten als einen Mann erprüft hatten, den sie der leidenden Unschuld empfehlen konnten. Gutgeführte Processe empfahlen ihn weiter, mehr als sie, seine Unbestechlichkeit und treue Wahrheitsliebe; Eigenschaften die bei gewinnsüchtigen Sachwaltern so selten anzutreffen sind. Darum ward er auch nicht reich, und wäre vielleicht nie in die Lage gekommen, Ehemann und

Hausvater werden zu können, wenn nicht der König von seiner Redlichkeit und Treue unterrichtet, ihn hervorgezogen und vom Sachwalter zum Richter erhoben hätte. Es ging ihm wie es vielen menschenfreundlichen Aerzten geht: ihre Kranken genesen, sie selbst aber bleiben arm wie sie waren.

Kaum hatte er ein gewisses Brod erhalten, als er daran dachte es zu genießen, und sich zugleich eines Versprechens erinnerte, welches er ist früherer Jugend der Tochter eines benachbarten Pächters gegeben hatte. — Wilhelmine hatte dieses Versprechen nicht vergessen, und als Ludolph einst nach langer Abwesenheit unerwartet in den Amtshof zu Lichtwalde, von seinem Freunde dem Stabsrittmeister von Sindel begleitet, hereintrabte, da konnte nur der alte gute Vater Rhunk über seine unvermuthete Ankunft erstaunen; Wilhelminen schlug das Herz, und sie erstaunte nicht. — Der Rittmeister, — ein Sohn des Gutsherrn im Kirchsprengel seines Vaters, und Carls Jugendgenosse, — spielte die Rolle des Freiwerbers für seinen Freund bei dem Vater so glücklich, als Ludolph die des Liebhabers bei Wilhelminen. An einem fröhlichen Abend, welcher durch die Gegenwart des muntern Pfarrers, — der seinem Alter zum Troz noch heitrer war als mancher Jüngling, welchen im Frühling seines Lebens mehr Reue drückt, als diesen Greis im Winter des seinigen — nichts weniger als gestört ward, gab Ludolph Wilhelminen einen Ring, den er, von einem guten Ausgange seines Unternehmens überzeugt, aus der Stadt mitgebracht hatte, und setzte das Mädchen, welches auf nichts weniger als ein Gegengeschenk gefaßt war, in nicht geringe Verlegenheit. Und doch hätte sie das seinige so gern erwiedert, doch schien es ihr so nöthig, Ludolph könnte es übel deuten, wohl gar für eine Verneinung seiner Wünsche halten.

Wilhelmine sah den Vater mit einem Blick an, in welchem sich Freude und Unruhe, Ueberraschung und Verlegenheit in einer angenehmen Mischung malten, und der ihn nur zu deutlich fragte: was sie thun solle? — „Ja, sieh mich nur an," rief er ihr zu, — „ich weiß keinen Rath. Ihr seid ja immer klüger wie wir; hilf dir selber. — Wilhelmine ward noch verlegner. Sie wußte wohl, daß der treuherzige Vater scherze; aber sie hätte viel darum gegeben, wenn er jetzt nicht so gescherzt hätte.

„Herr Sohn! fing der alte Rhunk plötzlich an, rückte dabei halbaufstehend die grüne Mütze an der goldnen Troddel, und indem er gewahr ward, was er gesagt hatte, und fühlte daß die Verlobung zu diesem Titel traulicher Verwandschaft, noch nicht berechtige — verbesserte er mit einem Lächeln sein Wort, und wollte einen andern Titel suchen, als ihn der Rittmeister unterbrach: „Nun, solls nicht dabei bleiben?"

Ich dächte es: fiel Ludolph ein, ehe der neue Schwiegervater eine Antwort bereit hatte.

Nun, in Gottes Namen, Herr Sohn! — fuhr er fort, indem er, von neuem die Mütze rückend sich setzte, — „ich „weiß nicht wie ich es sagen soll, — kurz und gut, Sie sind „auf einem Dorfe, wo es keine Goldschmiede und Juwelierer „giebt; — Sie verstehn mich wohl.

Ludolph. Lieber Vater — —

Vater Rhunk. Sie sehn das Mädel ist ganz roth geworden, sie sieht mich an, ich soll ihr Vormund sein, und — ich bin wohl manches Wildfangs Vormund gewesen, aber sie haben mir mit aller ihrer Wildheit nicht die Noth gemacht, in die mich die da, mit ihrer Unschuld setzt.

Ludolph. Wo ist Noth? Ich mußte ja ein Unterpfand meines Worts zurücklassen.

Vater Rhunk. Wohl wahr, die Herren aus der Stadt geben nicht viel auf Wort und Handschlag, und es geschieht ihnen Recht, wenn man auf ihr Wort und Handschlag wenig giebt. — Sie sind damit nicht gemeint, lieber Sohn, Sie merken's wohl, andere; nun, — vor Gericht werden Sie's wohl oft genug erleben.

Ludolph. Ich weiß Sie setzen kein Mißtrauen in mich, lieber Vater, auch Wilhelmine nicht, aber wir Männer müssen uns die Mädchen sichern.

Wilhelmine. Sichern? Bin ich nicht —

Sie erröthete und fuhr leiser fort: „auch ohne Ring Ihnen sicher gewesen?"

Der Vater glaubte als Vormund das Wort nehmen zu müssen, und rief Wilhelminen zu sich.

Sie stand auf und näherte sich ihm. Mit einem lieblichen Erröthen stand sie neben dem Vater. Er sah sie an, zog einen einfachen goldenen Ring vom Finger, drückte ihm seiner lieben Tochter rasch in die Hand, und sagte, indem eine Thräne in sein Auge trat: Gieb ihm den, gieb ihm den.

Wilhelmine eilte zu ihrem Geliebten und steckte ihm den Ring auf den Finger; er umarmte und küßte sie, und das gerührte Mädchen sträubte sich nicht.

Indeß war der Vater wieder aufgestanden, und sagte, indem ein Lächeln sich mit Freudenthränen auf seinem Gesichte mischte: „Herr Sohn! das beding' ich mir aus, es ist nur so „pro Forma, um der Formalität willen; — ich meine den „Ring, die Verlobung nicht, die ist, Gott weiß es, nicht pro

„Forma, aber den Ring löse ich wieder ein. Es ist mein „Trauring, er ist von meiner seeligen Louise.“

Eine ehrfurchtsvolle Stille feierte das Andenken der guten Frau. Aus manchem Auge flossen Thränen. So muß das Andenken derer, die im Stillen edel und gut waren, gefeiert werden.

Nach einem Weilchen hob der ehrliche Pfarrer sein Glas auf, sagte langsam und mit einem festen Tone: „Sie war eine sehr gute Frau, sie soll leben;“ — und wie unwillkührlich klangen die Gläser zusammen.

„Ja wohl sollte sie leben!“ — sagte der Vater, und Thränen fielen in seinen Wein. — Wilhelmine verbarg schluchzend ihr Gesicht im Tuch.

„Ich mag wohl Gesundheit trinken,“ — hub bald nachher der Pfarrer an, — „es ist eine löbliche Sitte unserer Vor„fahren, die so recht augenscheinlich die Mäßigkeit lehrt, ob „wohl ehmals mancher an Gesundheiten sich mag krank ge„trunken haben. Wie gesagt, es ist eine löbliche Gewohnheit, „aber man sollte die Todten nicht vergessen. Das Andenken „guter Menschen stört keine reine Freude; sie wird dadurch „erhöht, und wir werden aufgefordert, gut zu sein, damit „gute Menschen sich, wenn sie froh sind, unsers Andenkens „nicht schämen. Den Bösewicht wollen wir in seinem Grabe „und unter dem Steine, der seinen Namen trägt, ruhen „lassen, aber die Guten wollen wir auf diese Art in unsre Ge„sellschaft zurückrufen. — Versprecht mir, daß Ihr auch „meine Gesundheit so trinken wollt.

Sie stießen an, tranken sein Wohlsein, und der alte Rhunk sagte: „Herr Pfarrer, die Trauung werden Sie doch noch

„verrichten? — Wir sprechen uns weiter, wir wollen noch „mit trinken.“

„Versteht sich,“ lächelte der würdige Geistliche, und leerte sein Glas bis auf den Boden.

Der Rittmeister saß dabei, stützte den Kopf auf die Linke, strich sich mit der Rechten den Bart, und sah starr in das halbleere Glas. — Was ist dir? Sindel, fragte Ludolph.

Wie aus einem tiefen Traum erwachend, sagte er: Nichts.

„Das heißt: sehr viel, — erwiederte Ludolph — „ich „kenne den Ton der Antwort, und den Seufzer, der sie be„gleitete.“

Rittmeister. Nun Du weißt es ja.

Ludolph. Was denn?

Rittmeister. Aus purer Freundschaft behandelst du mich wie einen Inquisiten. — Das alles ist vor meinen Augen verborgen, denn ohne Ehe ist das nicht.

Vater Rhunk. Herr Rittmeister!

Rittmeister. Soll ich frein? — Soldat ohne Herz, oder Ehmann und Vater ohne Herz. — Beides taugt nichts. — Der verheirathete Soldat muß aus Pflicht feig sein. — — Ja, ja, wir sind wohl geputzt und es sieht gar lieblich aus, wenn wir in Parade aufmarschiren, aber, der Putz ist theuer. — So etwas, — (er faßte seinen Verdienstorden an) — bezahlt es nicht.

Vater Rhunk. Wo nähmen wir denn Soldaten her?

Rittmeister. Vom Lande, wo es noch kindliche Liebe giebt; denn in dem väterlichen Hause lernen wir das Vaterland lieben: vom Lande, wo es noch kerngesunde Menschen giebt, die jeder Strapatze und Gefahr in das Gesicht lachen:

vom Lande, wo es noch Ehrlichkeit, Menschenliebe und Barmherzigkeit giebt, die lieber verzeiht, als sie rächt.

Vater Rhunk. Gott gebe unserm Könige so ein Heer.

Pfarrer. Dann werden, wenn er siegt, auch die Feinde ein Te Deum singen können.

Rittmeister. Aber heirathen dürfen die Bursche nicht; das macht feig und habsüchtig.

Pfarrer. Wer das weiß, kanns drauf wagen.

Rittmeister. Wer kann für sein Herz stehn? Hält man sich doch so kaum, wie vielmehr wenn so dies und das sich mit festen Klammern an unser Herz hängt. — Und wenn auch, das Exempel, Herr Pfarrer, das Exempel.

Pfarrer. Darum habe ich geheirathet. Wir sollen und können in mancher Rücksicht Muster seyn; ein unverheiratheter Prediger kann nach meinem Sinne auf das Zutrauen nie recht gültige Ansprüche machen. Der Hagestolz ist nach meinem Sinne in keinem Lande zu Hause und will es auch nicht seyn, er ist unstätt und flüchtig, und er hat kein Recht auf irgend Jemand, weil er Niemand ein Recht auf sich gab. Wie kann man sich einem Menschen anvertrauen, der immer reisefertig aussieht.

Rittmeister. Marschfertig, Herr Pfarrer. Sehn Sie wohl, daß ich Recht habe.

Pfarrer. Immerhin, obgleich nicht so ganz, wie Sie meinen, wenigstens was meinen Stand betrifft.

Rittmeister. Von dem verstehe ich nichts.

Pfarrer. Ueberdieß giebt es, nach meiner Meinung, eine Menge von Tugenden, die, gleich edlern Pflanzen, nur unter der lieblichen Milde des Ehestandes und der sorgsamen Pflege der Häuslichkeit gedeihen; ja alle übrigen erhalten durch

diese erst die Weihe und ächte seegenreiche Herzlichkeit. — Es giebt keinen schönern Anblick als den glücklichen Hausstand gesunder, tugendhafter und froher Menschen. — Möge die Ehe, die heut hier geschlossen wurde, ihn uns lange gewähren. Dies ist der herzliche Glückwunsch eines alten Mannes, der wohl nicht mehr lange Zeuge dieses Glückes seyn wird, der aber nicht besorgen darf, daß sein Andenken jemals irgend einen frohen Augenblick stören wird.

Bei diesen Worten stand der ehrliche Pfarrer auf, entblößte sein weißes Haupt, nahm ein volles Glas in die Hand, und warf einen andächtigen Blick gen Himmel; alle verstanden die stumme Geberde, stießen an, und der Rittmeister rief laut: auf das Glück des neuen Ehepaares und das Wohlseyn des liebenswürdigen Greises. Das Abendessen ward bis in die Nacht verlängert, Vater Rhunk schonte seinen Keller nicht, der Wein schloß die Herzen auf und die Freude verbreitete überall eine innige Vertraulichkeit; man sprach vieles und mancherlei noch über die Ehe, machte Plane für die Zukunft, und die Greise selbst, von sympathetischer Freude angesteckt, vergaßen, daß die Ausführung manches Planes eine längere Zeit erfordere, als ihnen der Wahrscheinlichkeit nach bestimmt war. Ludolph erzählte den Ursprung seiner Liebe zu Wilhelminen, wie die erste kindliche Vertraulichkeit den Keim der Zuneigung in sein Herz gelegt, wie diese Zuneigung zur Freundschaft und Liebe erhöht wurde, wie er späterhin sich überzeugt gehalten, daß alle die Hoffnungen und Freuden, welche er sich von der Ehe versprach, durch Wilhelminens Tugenden ihm würden erfüllt werden, und wie sehr er überzeugt sey, daß es ihn nie reuen könne, sein Glück durch die Erfüllung ihres Worts gegründet zu haben.

Am folgenden Tage verließ er, von seinem Freunde, dem Rittmeister, begleitet, das Dorf Lichtwald, und eilte froh der Königsstadt zu. Da Wilhelmine keine Mutter hatte, die mit ängstlicher, vorsorglicher Häuslichkeit wegen der Aussteuer gewöhnlich eine Menge von Anstalten und Bedenklichkeiten zu machen haben; da Vater Rhunk der Meinung war, daß er auch nach der Trauung geben könne und wolle, und daß man überhaupt alles vermeiden müsse, was einen fröhlichen Augenblick verzögern könne, so folgte die Hochzeit ungewöhnlich bald nachher.

Zuvor ritt indessen Vater Rhunk einmal in die Stadt, und trat unerwartet auf Ludolphs Zimmer, der eben damit beschäftigt war, die neue Wohnung, welche er gemiethet hatte, einzurichten. Mit herzlicher Vertraulichkeit näherte er sich seinem Schwiegersohn, sah dann mit Bewunderung die schönen Tapeten und das nicht geschmacklose Mobiliar, und sagte lächelnd; das kostet wohl viel Geld, Herr Sohn; muß denn das seyn? es ist doch immer nur ein Mädchen vom Dorfe, all die Umstände — —

Es ist ja doch nicht überflüßig, erwiederte der Sohn.

Wenn auch nicht in der Anzahl, fuhr der Vater fort, doch in der Art, wie es da ist. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich das nicht verstehe, und Sie, lieber Sohn, nach mir taxire; es kann wohl seyn, daß in der Stadt manches nöthig ist, was man auf dem Lande nicht vermißt, aber es thut mir immer herzlich weh, wenn ich sehe, daß der Bedürfnisse mehr werden, und daß man die Befriedigung der unentbehrlichsten sich immer mehr erschwert. Der Stuhl soll nicht bloß bequem zum Sitzen, sondern auch hübsch anzusehn, und von einem kostbaren Holze seyn, welches die Wohlhabenheit des Besitzers verkündigt, und

da kostet denn gewöhnlich das hübsche Ansehn, und das ehrenvolle Holz weit mehr als der bequeme Sitz.

Sie haben nicht Unrecht, erwiederte Ludolph, aber Sie gehen weiter, als Sie sollten; die angenehme Form eines Hausrathes, die Uebereinstimmung eines jeden einzelnen Stücks mit allen übrigen, gewährt der Seele einen gewissen edlen Genuß, der um so weniger sträflich ist, da er den Sinn für Ordnung und Schönheit weckt, der mit mancher Tugend so nahe verwandt ist, und oft einer edlen That ihren höchsten Werth giebt. Ich glaube, daß ein Schurke, der noch nicht so weit gekommen ist, daß er seine schlechten Streiche nach den Gesetzen eines Kunstwerks behandelt und ordnet, sich in einem schön verzierten Zimmer nicht recht wohl befinden kann, und gesetzt, ich ginge hierin zu weit, oder hätte bei mir das nicht nöthig, so müssen Sie doch gestehn, daß die Freude über dieses schöne Sofa eine weit anständigere Freude ist, als wenn ich mich in einem Lehnstuhl würfe, und mit dem höchsten Entzücken ausriefe: er ist unaussprechlich bequem.

Das mag wahr seyn, erwiederte Vater Rhunk, die Stadtleute haben manches anders als unser einer; man denkt denn, sie thun das nur, um wunderlich zu seyn, wie sie denn wirklich wunderlich sind; aber hört man sie darüber reden, so wissen sie so manches hübsche Wort zu sagen, daß man beinah glauben sollte, nicht sie, sondern unser eins wäre wunderlich. Sie sollen Recht haben, lieber Sohn, aber nehmen Sie es nur nicht übel, wenns bei mir nicht so ist, wie es seyn sollte, und halten Sie mir eine Frage zu Gute.

Ludolph. Ich habe Ihnen nichts zu Gute zu halten.

Rhunk. Sie haben kein Vermögen, lieber Sohn, von Ihren Eltern, gute Leute haben Sie bei Ihrem Studieren un-

terstützt, und Sie haben dankbar was Rechtes gelernt; so viel man Ihnen auch auf der Akademie gab, so war das doch der Ort nicht zum Ersparen, und Sie hatten auch nicht das Taleut, welches alle Welt und selbst sein Vater, unser guter Freund der Leibarzt W. an seinem Sohne verachtet, der lieber armselige hundert Thaler ersparen, als durch eine passende Verwendung derselben Menschenkenntniß, Kunst des Umganges und Menschenfreundlichkeit erlernen wollte. — Als Referendar, du lieber Gott — man weiß wohl, wie es da geht, Schätze werden nicht gesammelt, im Gegentheil vielmehr Schulden gemacht. Als Advokat freilich ist mancher schon reich geworden, aber die Ehrlichen selten, zu denen haben Sie immer gehört. Kurz und gut also, Herr Sohn, Sie sind ein braver Mann, Sie haben ein Gesicht, auf welches der liebe Gott selbst seine Bürgschaft geschrieben hat, Ihnen leihet jeder, und ich mag lieber zusehn, wie meine Kinder das, was ich ihnen geben kann, genießen, als ihnen große Schätze nachlassen. Viel hab' ich nicht, und da will ich lieber zur rechten Zeit geben, damit meiner Gabe das, was ihr an Werth abgeht, durch die gelegene Zeit ersetzt werde. — Man muß nie eine Wirthschaft mit Schulden anfangen, auch der fleißigste Mann arbeitet sich nicht heraus, er erliegt unter der Last und wird unthätig, weil er nie einen erfreulichen Genuß von dem Gewinn seines Fleißes hat. Gott hat mich immer gesegnet, ich hab' erübrigen können, und da bring' ich Ihnen, was ich so grade bei der Hand habe, bezahlen Sie davon, was bezahlt werden muß, und nehmen Sie's so gern an, als ichs gebe; bleibt was übrig, so legen Sie's als einen Noth- und als einen Ehrenpfennig nieder; es kommen mancherlei Vorfälle, wo man ihn gebraucht, und es mag

hingehn, daß man als lediger Mensch an diese Fälle nicht denkt, aber wenn man heirathet und das Schicksal einer guten Frau an das seinige bindet, so muß man auf solche Fälle sich sehr ernsthaft gefaßt machen. Nehmen Sie, lieber Sohn, es ist nicht viel, aber ich hab' nie Geld lieber ausgegeben als dieses.

Mit halb abgewandtem Gesicht reichte Rhunk seinem Sohne eine Rolle mit hundert Louisd'oren, beschämt nahm dieser sie an und sagte; ich habe nicht nach Gelde gefragt.

Das weiß ich am besten erwiederte Rhunk; dann hätten Sie mein Minchen nie genommen; aber mein Mädchen soll auch nicht so in das Haus hineintreten, wie eine die man aus Gnaden aufnimmt. Wenn die Frau auch nicht reich ist, so mag ichs doch wohl, daß sie etwas mit ins Haus bringt, damit sie etwas ihr Eigenthum nennen kann, und die Gleichheit der Güter mit der Gleichheit der Gemüther statt findet. So denk' ich und so müssen Sie auch denken, wenn Sie ihre Frau recht lieb haben.

O! daß hab' ich, erwiederte Ludolph, und ich nehms an, als obs von ihren lieben Händen käme. Wenn sie selbst nur auch bald nachkommen wollte.

Das soll sie, sagte Rhunk, indem er seinem Sohne die Hand drückte, es freut mich, daß Sie mich verstanden, und das wenige so aufgenommen haben, wie ichs gegeben habe. Warlich heut zum Erstenmale verdrüßt michs daß ich nicht reich bin. Aber wenns Noth thun sollte, kommen Sie zuerst zu mir, wir spielen künftig aus einer Kasse.

Mit diesen Worten umarmte er den Sohn und verließ ihn schnell. Kurze Zeit nachher war die Hochzeit: ein ländlich frohes Fest, an welchem eine große Anzahl von Freunden aus

der

der Stadt sowohl, als aus der Nachbarschaft von Lichtwald Antheil nahm. Nach der Sitte des Dorfes, wo das Gefühl für die Freude länger ausdauert, sich nicht so schnell abstumpft, und immer frischer und unerschöpflicher hervorquillt, dauerte das Fest einige Tage, nach deren Verlauf man in die Stadt zurückkehrte, wohin Ludolph einen kostbaren Schatz gleich einer schönen Beute in sein Haus zurückführte.

Das stille Leben guter Menschen gleicht, in seinem Gange und in seinen Erscheinungen einem glücklichen fruchtbaren Jahre, welches weder durch schreckhafte Ungewitter noch durch Fluthen und andre Erscheinungen denkwürdig ist, dessen einzelne Tage und Zeitpunkte in der Erinnerung sich so wenig unterscheiden, daß sie einer ununterbrochnen Reihe froher und willkommener Begebenheiten gleichen. Die Feste des Jahres sind bestimmt, auch die Feyertage des häuslichen Glückes einer solchen Familie haben ihre bestimmte Zeit, man freut sich ehe sie erscheinen, und wiederholt ihren Genuß in der Erinnerung.

So, von keinem auffallenden Glücke, von keinem unerwarteten Unglücke unterbrochen, verflossen Ludolph acht Jahre in einer glücklichen Ehe. Jetzt aber sollte die Familie der erste tief erschütternde Schlag treffen. Ludolph erkrankte, angestrengte Thätigkeit und mancherlei Verdruß warfen ihn aufs Krankenbette, welches sein Sterbebett werden sollte. Er hatte mit ungewöhnlicher Theilnahme die Vertheidigung eines Verhafteten geführt, der das Opfer von Rücksichten werden sollte, die man auf einen benachbarten Staat nehmen zu müssen glaubte. Ohne Menschenscheu hatte er der Unschuld das Wort geredet; sein Scharfsinn hatte jedem Vorwande die Thür verschlossen; ein Machtspruch galt statt eines rechtlichen Erkennt-

nisses, und seine Obern ließen ihn entgelten, was er aus Pflicht verschuldet hatte. Gram, mit dem sich Verdruß über eine unterbrochene Laufbahn und Sorge für das künftige Glück seiner Familie vereinten, untergrub sein Leben; offenbare Kränkungen und eine unverhohlne Zurücksetzung für welche sein Bewußtsein ihn nicht ganz entschädigen konnte, vollendeten das Werk; er starb im drei und vierzigsten Jahre, und hinterließ eine trostlose Wittwe, die mit ihren Kindern, einer Tochter und einem Sohne, nur auf eine kurze Zeit eine Zuflucht bei ihrem Vater fand; denn auch dieser starb ein Jahr nachher. Jetzt erinnerte sich der brave Rittmeister von Sindel des Versprechens, welches er seinem Freunde auf dem Sterbebette gegeben hatte, seine Familie nie zu verlassen. Er hatte gesehn mit welcher Zuversicht der Sterbende es aufnahm, wie die Ueberzeugung, daß sein Freund Wort halten würde, den Kampf seiner letzten Augenblicke erleichterte, und war überzeugt, daß das Gefühl diese freywillige Pflicht erfüllt zu haben auch seine letzte Stunde verschönern würde. Die Wittwe Ludolph ging in die Stadt zurück und der Rittmeister nahm sie in sein Haus. Als er einige Jahre nachher zu einer andern Eskadron versetzt wurde, welche in der Nähe der Hauptstadt lag, wollte die dankbare Frau ihn begleiten, er aber verbat's, weil er voraussah, daß es den Kindern, die der Erziehung noch sehr bedurften, in einem kleinen Landstädtchen an Gelegenheit zur Bildung fehlen würde. Sie blieben in der Stadt. Hanchen wurde mit jedem Tage schöner, und Carl erregte nicht unbedeutende Hoffnungen. Der Rittmeister, den seine Geschäfte oft nach der Stadt riefen, der aber öfter noch von dem innern Drange der Pflicht dahingetrieben wurde, genoß in der Beobachtung derselben, alles

was ächte Vaterfreuden gewähren können. Ein kurzer Feldzug trennte ihn auf einige Zeit von der Familie, aber nur um ihn ihr desto länger wiederzugeben; denn eine Schußwunde am Knie machte ihn zum Invaliden. Er zog nun in die Stadt und nahm seinen Neffen, dessen Eltern kurz zuvor gestorben waren, und der hier seine juristische Laufbahn als Referendar beginnen sollte, zu sich in das Haus, in welches zugleich mit der Räthin Ludolph und ihrer Familie, eine gute Hausmutter und Friede und Fröhlichkeit einzog.

(Die Fortsetzung künftig.)

B.

VIII.

Die beste Welt.

An eine Freundin.

Liebe, Hoffnung, Freude, das lachende Gefolge der Lust, Haß, Furcht, Schmerz, das Volk der Leiden, vermischt mit Weisheit, und gebunden in ihre Gränzen, setzen und erhalten das Gleichgewicht der Seele, mischen Licht und Schatten, und geben dem Leben Kraft und Seele.

Pope's Versuch über den Menschen nach der Schlosserischen Uebersetzung.

Noch unentschieden, Freundin, ist der Streit,
Der schon im Alterthum, so wie in unsrer Zeit,
Der Philosophen Schaar entzweit,
Ob diese Welt ein Aufenthalt voll Qualen,
Ein Jammerthal, die Hölle selber sey;
Ob wir zu theuer nur das Glück, zu seyn, bezahlen;
Ob sie nicht werth, daß man ihr eine Thräne weih';
Ob nicht im Gegentheil das Leben,
Vom Schöpfer liebevoll uns nur zum Glück gegeben,
Die Welt, so wie sie ist, der Welten beste sey.

Leicht ist der Streit nicht zu entscheiden:
Es fehlt, die Wahrheit zu gestehen, beiden
An Gründen und Beweisen nicht;
Auch hängt gar viel vom Schatten und vom Licht,
In welchem wir die Phänomene sehen,
Und von dem Standpunkt ab, auf dem wir grade stehen:
Denn was wir sind ursprünglich, bleiben wir,
Zur Hälfte Seraph, halb ein Thier,
Bei aller Weisheit Egoisten,
Bei kaltem Blute voll von Selbstverläugnung, Kraft,
Schwach im Moment der Leidenschaft,
Und durch Erziehung — Juden oder Christen.
Versuch' es, frage den Hypochondristen,
Dem durch die Adern schwarz das Blut und mühsam fließt,
Der von der Welt sonst nichts als seinen Gram genießt,
Der alles, was er sieht, durch trübe Gläser siehet,
Den Flöt' und Laute schreckt, der jede Freude fliehet,
Frag' um sein Urtheil ihn vom Werthe dieser Welt:
Er wird sie dir mit schwarzen Farben mahlen;
Mit seinem Spleen, der alles ihm vergällt,
Wie wir mit hoher Weisheit pralen,
Und wünschenswerth nichts finden, als den Tod.
Ganz anders wird des Jünglings Urtheil klingen:
Ihm mahlt sich alles rosenroth;
Will Kummer sich ihm nahn, er wird ihn bald versingen,
Lebt für die Gegenwart, und kennt die Sorge nicht;
Rasch fließt sein leichtes Blut, ihn fesselt keine Pflicht;

Ihm lacht die bunte Flur, ihm singen Nachtigallen,
Ihm feiert die Natur ein immerwährend Fest;
Er läßt von Amors Lob die Felsen wiederhallen:
Ihn lachet alles an, weil Unerfahrenheit
Und Leichtsinn von den beiden Seiten,
Die jede Sache hat, der Unbefangenheit
Des frohen Jünglings nur die schöne sehen läßt.
Ihm, dessen Urtheil nur bestochne Sinne leiten,
Ist diese Welt kein düstres Burg-Verließ,
Wie jenem, nein! sie ist ihm Mahmuds Paradies.
Der reife Mann, den die Erfahrung lehret,
Nicht alles das sey Gold, was glänzt,
Den Sinnlichkeit, die nah an Laster gränzt,
In seiner Unpartheilichkeit nicht stöhret,
Genießt mit frohem Muth des Lebens reine Freuden,
Die ihm der Vorsicht Huld gewährt;
Er würdiget gerecht des Daseyns wahren Werth,
Bleibt auch im Glücke noch bescheiden,
Und sammelt sich, mit weiser Sparsamkeit,
Der Rückerinn'rung süße Freuden.
Er stärket seinen Muth in Leiden
Mit dem Gedanken: Es war doch nicht immer so,
Froh werd' ich wieder seyn, denn ich war vormals froh,
Und duldet sein Geschick mit stiller Heiterkeit.
Er freuet schon voraus, bei körperlichen Schmerzen,
Des Frohgefühles der Genesung sich,
Und schon ist Krankheit selbst ihm minder fürchterlich.

Ein Zufall macht ihn arm; der Tod raubt ſeinem Herzen
Die Gattin, Kinder, Freunde, die er liebt:
Die Armuth beugt ihn nicht, er iſt mit dem zufrieden,
Was ihm mit karger Hand die weiſe Vorſicht giebt,
Denn er bedarf nicht viel zu innerm Seelenfrieden:
Er weint auf ſeiner Lieben Grab;
Doch wendet bald von der Verweſung Scenen,
Mit hoffnungsvoller Ahnung Sehnen,
Sein thränenſchwerer Blick ſich ab,
Zum frohen Wiederſehn in einer lichtern Sphäre,
Wo Liebende kein Zufall trennt,
Wo die Vollkommenheit des Kummers bange Zähre
Am Thron der Gottheit nicht mehr kennt.
So liebet er die Welt. Kein falſcher Schimmer
Verblendet ihn, die Schatten auch zu ſehn,
Die das Gemälde hat; ſie mühſam auszuſpähn
Verbeut die Weisheit ihm: und ſo wird hier, wie immer,
Die Wahrheit wohl auch in der Mitte ſtehn.
Mit welcher Schönheit ſchmücket die Natur
Im May den Hain, das Thal, die Flur!
O könnt' ich ihren Reiz, der jungen Sonne Strahlen
Dir ſo, wie Kleiſt und Thomſon, mahlen!
Ein Frühlingsmorgen, welch' ein göttlicher Genuß!
So reizt den Jüngling kaum des Mädchens erſter Kuß,
So lieblich iſt uns das Erwachen
Der reinen Schönheit, wie hier die Natur erwacht.
Der Nachtigallen Lied, der Täubchen Girren, Lachen,

Wer ist so stumpf, den es nicht heitern Herzens macht?
Entlockte dir nicht jüngst auf grünumbüschten Matten,
Am Ufer unsrer Elz, der Abendröthe Pracht
Die Zähre des Gefühls, in dichtgewölbter Schatten
Verschwiegner feierlicher Nacht?
Dir will ich, o Natur, mein ganzes Leben weihen!
Du stärkest mich, als Mann, giebst mir der Freuden viel,
Und wirst mein unverdorbenes Gefühl
Im Greisen-Alter noch erfreuen.
Beglückt dein Zauber, Poesie,
Der Tonkunst hohe Harmonie,
Nicht öfters unsre besten Stunden?
Wem heilet nicht die tiefsten Seelenwunden
Die Thräne, die gerührt die Dankbarkeit vergießt,
Wenn des getrösteten Betrübten,
Des armen Bruders Herz von Wonne überfließt?
Wie viele Freuden gab der Schöpfer dem geliebten
Begünstigten Geschlecht! Erfreut bei Mäßigkeit
Der Wein uns nicht mit Muth und Heiterkeit?
Bei wahrer Freundschaft Hochgefühlen,
Bei reiner Liebe süßen Spielen
Empfinden wir des Lebens Werth.
O wie viel Glück hat uns die Vorsicht nicht gewährt!
Zwar fehlts bei allen diesen Freuden
Dem Menschenleben nicht an mannichfachen Leiden.
Der Himmel glänzt nicht stets im Sonnenschein:
Oft heulet auch der Sturm, und schwarze Wolken hüllen

In schauerliche Nacht das Licht des Tages ein;
Der Blitz zerspaltet sie, die lauten Donner brüllen,
In Aufruhr scheinet die Natur zu seyn.
Bald bebt der Erde Grund, es strömen wilde Flammen
Aus ihrem Schoos hervor, Palläste stürzen ein,
Es fällt in Schutt der stolze Thurm zusammen;
Was Menschenfleiß gebaut, die Werke der Natur,
Verschlingt der ofne Grund bis auf die letzte Spur.
Der Krieg, ein gräßlich Ungeheuer!
Frißt Hunderttausende, schwimmt, badet sich in Blut,
Und seiner zügellosen Wuth
Ist heilig nichts, sind keine Bande theuer.
Verfolgung, Hunger, Pest, Furcht, Krankheit, Haß und Neid
Erschüttern oft das Glück und die Zufriedenheit.
So wechselt von der Wiege bis ins Grab
Mit Schmerzen Lustgefühl, mit Freuden Thränen ab.

Und so, so mußt' es seyn! Der ew'gen Weisheit Liebe
Befördert nur durch Wechsel unser Glück.
Wie bald entschliefen sonst der Menschheit regste Triebe!
Wie bald ermüdete der Mai selbst unsern Blick!
Ein steter Sonnenschein, ein immer blauer Himmel
Erfüllt uns bald mit Ekel und Verdruß;
Die Ruhe schmeckt erst süß nach dem Getümmel;
Entbehrung erst erhöhet den Genuß:
Und wenn denn endlich auch kein Erdenglück uns bliebe,
Bleibt uns die Freundschaft nicht, beglückt uns nicht die Liebe?
An eines treuen Freundes Hand,

Mit dem die Tugend uns verband,
An einem liebevollen Herzen,
Wie leicht vergessen wir des Erdenlebens Schmerzen!
Sie raubt kein Zufall uns, raubt selbst der Tod uns nicht,
Weil Zärtlichkeit und Treu mit uns das Grab durchbricht.

O Freundin, eine Welt, wo Freundschaft uns beglücket,
Wo treue Liebe küßt, die Mainacht uns entzücket,
Du fühlest dies mit mir, die kann, bei allem Schein,
Mit dem ins Schwarze sie die Freudenhasser mahlen,
Sie kann kein Aufenthalt voll Qualen,
Kein Kerker, keine Hölle seyn!

Friedr. von Zinck.

IX.

Zwei Gedichte von Herrn Prediger Bindemann *).

Erinnerung im Herbst.

An Wilhelminen.

Liebchen, sahst du wohl den Kranich ziehen,
Hörtest du in Wolken sein Geschrei?
Liebchen, ach! die schönen Tage fliehen,
Unsre Sommerlust ist nun vorbei,
Gestern streifte schon die Haberstoppel
Kalt und feindlich des Octobers Hauch;
Rothgesprenkelt steht an unsrer Koppel
Ohne Blätter der Hambuttenstrauch.

Wenn der Wind durch Busch und Bäume wehet,
Flattert schon umher das welke Laub,
Zweige brechen, und im Wirbel drehet
Mit dem Reisig sich der kalte Staub.
Wenn im Mondenschein die Fluren lauschen,
Und der Wandrer sinnig stille steht,
Schreckt ihn oft im Baum ein plötzlich Rauschen
Von dem Blatte, das zu Grabe geht.

*) Aus der Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte.

Unſre Gegend, von der Erndte Feier,
Ach! vor wenig Wochen noch ſo laut,
Trauert jetzt im grauen Nebelſchleier,
Wie um ihren Bräutigam die Braut.
Aller Finken, aller Lerchen Lieder,
Aller Grillen Weiſen ſind verſtummt,
Kaum daß noch des Abends hin und wieder
Lebensſatt ein ſchwarzer Käfer ſummt.

O wie wars ſo anders, als die Blüthe
Buſchig noch an grünen Aeſten hing,
Als die Luft im Sommerhauche glühte,
Und der Schatten freundlich uns empfing;
Als wir oft des ſchönen Tags uns freuten,
Auf dem Hügel, nah am Wieſenplan,
Wilde Nelken pflückten und verſtreuten,
Und die weißen Schiffe ſeegeln ſah'n!

Weißt du noch, als wir im Grünen gingen,
Fern am Walde, wo der Kuckuk rief,
Und des Rebhuhns buntes Küchlein fingen,
Das am Rand des Saatfelds ſich verlief?
Als wir's gern in warmen Händen trugen,
Oefters ſtreichelnd ſeinen zarten Flaum,
Und nicht hörten, wie die Finken ſchlugen
Ueber uns im krauſen Weidenbaum?

Weißt du noch den Gang am Elsenbruche,
Wo so weich gepolstert war der Weg,
Wo ich winkte mit dem weißen Tuche:
Liebchen, komm, hier seh ich Damm und Steg!
Wo die Wipfel sich so freundlich bückten,
Wenn ein West die schlanken Zweige bog,
Und den Weihen unserm Aug' entrückten,
Der am blauen Aethergrunde flog?

Weißt du noch das Büschchen, wo der Häher
Hüpfend uns sein rauhes Waldlied sang,
Und auf naher Au der erste Mäher
Uns begrüßte mit der Sichel Klang?
Wo ich, wenn dein Aug' am Himmel weilte,
Still und heimlich dich im Busch verließ,
Aber bald mit Jubel zu dir eilte,
Und von fern mein Erdbeersträußchen wies?

Hu! nun bauen sich die Erdbeerblätter
Bald vom braunen Eichenlaub' ein Dach:
Bange vor Novembersturm und Wetter
Zieht das Rebhuhn dichten Sträuchen nach.
Komm! — Im Stübchen, wo, vor Sturm geborgen,
Nur sein fernes Sausen dich erschreckt,
Laß uns lauschen, bis einmal am Morgen
Unverhoft die kleine Schwalb' uns weckt.

An die Schwalben.

Wollt ihr reisen, liebe Schwalben?
O! ich seh's, nach altem Brauch
Sitzt ihr schon im Weidenstrauch,
Seht bedauernd nach den falben
Blättern aus, und Jung und Alt
Ruft sich zu: Nicht wahr? nun bald!

Wenig Tage noch behauset
Euch das Nest an meinem Dach,
Bis der Sturmwind wild und jach
Ueber meinen Birnbaum sauset,
Und das buntgefleckte Blatt
Niederschaukelt, welk und matt.

Suchend werd' ich dann betrogen:
Euer Nest ist kalt und leer;
Ueber Land und über Meer
Seid ihr alle weggezogen,
Und der Sperling mit Geschrei
Fliegt zum Hause schon herbei.

Glaubt, ich säh' ihn gern gefristet
Euren Abschied, hörte früh
Gern die lange Melodie.
Lieblich ist's, wo ihr euch nistet,
Wo ihr singt im Blüthenbaum,
Wo ihr spielt am Wolkensaum.

Wer doch könnte mit euch fliegen,
Dürfte nicht des Winters Frost
Fühlen, nicht vom kalten Ost
Sehn den Strom zu Eis gediegen,
Nicht erschrecken, wenn zu Nacht
Dürres Reis im Sturme kracht!

Dort, wo euch der Frühling lächelt,
Wo die Frucht im Golde glüht,
Wo den Baum, der ewig blüht,
Lauer Sommerwest umfächelt,
Mitten im Citronenhain
Sollte dort mein Hüttchen seyn.

O wir wollten häuslich leben!
Ihr, im dichtgeleimten Nest,
Hieltet eurer Liebe Fest;
Ich erbaute mir von Reben
Sommerlauben kühl und klein,
Führte Liebchen dort hinein.

Liebchen dürfte dort nicht frieren,
Glühte heiß im Januar;
Immer würd' ein Kranz das Haar,
Und ein Strauß den Busen zieren.
Ach! dem Winter zu entfliehn,
Laßt mich, laßt mich mit euch ziehn!

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

December 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Novembers 1797.

Die Revoluzion vom vierten September zu Paris fängt an ihre wohlthätigen Folgen für ganz Europa zu zeigen. Das künftige Jahrhundert wird die Epoche seiner Ruhe und seines Glückes von diesem Tage zählen. Patriotismus und Redlichkeit, die an jenem für Europa und mit ihm für die Welt entscheidenden Tage über Verrätherei und Chicane triumphirten, haben das Schicksal des festen Landes entschieden. Der stolze Handelsstaat wird nicht mehr die Freude haben, Bürger fremder Länder für seine Absichten, Stolz und Gelddespotie, ihr Blut vergießen zu sehn: er ist sich selbst nun überlassen, und mag versuchen, was das Aufbieten gänzlich erschöpfter Macht gegen einen Staat, dem jugendliche Blüte und der erste Genuß einer selbstgeschaffnen glücklichen Existenz alle Kräfte erhöhen, vermöge.

Die Wünsche aller Menschenfreunde sind erfüllt. Europens festes Land wird nicht mehr der Schauplatz von Krieg, Mord, Blutvergießen und Verwüstung sein. Der Friede

zwischen dem deutschen Kaiser, als Königl von Ungarn und Böhmen, ist geschlossen, und in diesem Friedensschlusse ist zugleich die Grundlage zu einem Reichsfrieden gelegt, der keinem Hinderniß mehr unterworfen ist, und baldigst zu Rastadt wird verhandelt werden. — Die ungeheuchelte Freude mit welcher die Bürger beider Staaten, des Kaisers und der französischen Republik, diese Nachricht aufgenommen haben, beweist, daß der Friede der Wunsch beider Völker war. Allgemeine Feste, Erleuchtungen, Tänze, Kanonendonner (rührender als von den Wällen des Towers) und Glockengeläut verkünden überall die frohe Nachricht. Die allgemeine Ueberzeugung, daß die Industrie von neuem belebt wird, zeigt schon als Hoffnung ihre glücklichen Folgen. Ueberall steigen die Staatspapiere, der unterdrückte Betrieb und Kunstfleis erheben wieder ihr Haupt, und der Handel bietet beiden bereitwillig die Hand.

Es ist augenscheinlich, daß alle Zögerungen, welche die Erfüllung der allgemeinen Friedenswünsche so lange aufhielten, der Parthei, die am 4ten September gestürzt wurde, zuzuschreiben sind. England, welches mit diesen Conspiranten in Verbindung stand, erwartete den Sturz der Constitution Frankreichs mit jedem Tage, und hielt daher den Friedensschluß hin, den es so ungern und nur gezwungen einging, den es unter jedem Vorwande — wenn es nur unter hoffnungsvollen Aussichten geschehen konnte — zu brechen bereit war. — So sehr das Ministerium des Inselstaats auch immer davon reden mag, daß es zum Frieden geneigt wäre; so ist doch jetzt unleugbar gewiß, daß es niemals den Frieden gewünscht hat; daß während Ruhe der Waffen bei den Armeen herrschte, seine Kabalen und Guineen im Innern des Landes um so thätiger waren; daß es jeden Vorwand suchte, die Streitigkeiten, die ihm nur

sein Geld, dem festen Lande aber Blut und Glück der Einwohner kosteten, in vollem Gange zu erhalten. Dem 4ten September hat Europa es zu verdanken, daß es von dem goldnen Joche der merkantillschen Insulaner, die alles für feil halten, befreit ist.

Daß das Direktorium in Frankreich und mit ihm die Nazion den Frieden gewünscht habe, kann keinem Zweifel mehr unterworfen sein. Der zu Campo Formido geschlossene Traktat zwischen dem Kaiser und der Republik verbreitet das vortheilhafteste Licht über seine Gesinnungen, und widerlegt alle Beschuldigungen Englands, in Rücksicht deren, wenn sie auch nicht widerlegt wären, Frankreich schon durch die Forderungen Englands gerechtfertigt ist, die es nicht eingehen konnte ohne seine Traktaten mit verbündeten Republiken zu brechen.

Seitdem die Unterhandlungen in Lille abgebrochen waren, und Lord Malmesbury nicht zur bestimmten Zeit an diesen Ort zurükgekehrt war, richtete ganz Europa seine Augen auf Udine. — Der zu lange geführte Krieg hatte alle Kräfte und alle Geduld der Völker erschöpft, und je mehr man den Frieden wünschte, je weniger wagte man es, ihn von dem jetzigen Direktorium, welches so manche strenge Maasregel nahm, zu hoffen. Mit Barthelemy und Carnot glaubte man Gelindigkeit und Nachgiebigkeit verschwunden zu sehn, man dehnte die Entschlossenheit der Sieger in Paris auf alles aus was unter ihrem Einflusse steht. Allein mit jenen beiden Deportirten war nur Heuchelei entfernt, die unter der Maske eines auswärtigen Friedens, den innern Bürgerkrieg vorbereitet.

Der 17te October 1797 (26ste Vendemiaire des sechsten Jahres der Republik) war der für Europa so wichtige Tag, wo der Friede zu Campo Formido, zwischen Udine und Passe-

riano, geschlossen ward. Europa ist den Vermittlern desselben den vollsten Dank und die schönsten Monumente schuldig, besonders dem Marquis de Gallo, der als Mittelsperson zwischen beiden Partheien stand, und das zuweilen auflodernde Feuer immer wieder glücklich dämpfte. Wenn den Blättern des Tages Glauben beizumessen ist, so hat er, nachdem die Vermittler beider Partheien sich kurz zuvor lebhaft entzweit trennten, die letzte Unterhandlung in Campo Formido veranlaßt, deren erwünschte Folge der Abschluß des Friedens war.

Der Friede selbst ist aber zu wichtig, als daß wir unsern Lesern nicht den ganzen Traktat mittheilen sollten.

Definitiv-Friedenstraktat, geschlossen zwischen der französischen Republik und dem Kaiser.

Da Se. Majestät der römische Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und die französische Republik den Frieden consolidiren wollen, dessen Grundlagen durch die auf dem Schlosse von Eckenwald, bei Leoben in Steiermark, den 18ten April 1797 unterzeichneten Präliminarien gelegt woeden; so haben Sie zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, Se. Majestät der Kaiser und König, den Herrn D. Martius Mastrilly, edlen neapolitanischeu Patrizier, Marquis de Gallo, den Herrn Ludwig Grafen von Cobenzl, den Herrn Maximilian Grafen von Merveld, und den Herrn Ignatz Baron von Degelmann; und die französische Republik, Buonaparte, General en Chef der französischen Armee in Italien, welche nach ausgewechselten Vollmachten folgende Artikel festgesetzt haben:

Art. 1. Es soll künftig und auf immer ein dauerhafter und unverletzlicher Friede zwischen Sr. Majestät dem römischen

Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, seinen Erben und Nachfolgern und der französischen Republik seyn. Die contrahirenden Partheien werden die größte Aufmerksamkeit darauf richten, zwischen ihnen und ihren Staaten ein vollkommenes Einverständniß zu unterhalten, ohne künftig zu erlauben, daß man von einer oder der andern Seite irgend eine Art von Feindseligkeit, zu Lande oder zu Wasser, aus welcher Ursache, oder unter welchem Vorwand es auch seyn möchte, begehe; und man wird alles aufs sorgfältigste vermeiden, was künftig die glücklich hergestellte Vereinigung stöhren könnte. Es soll denen, welche einer oder der andern der contrahirenden Partheien irgend einen Nachtheil zufügen wollten, keine Hülfe oder Schutz verliehen werden.

Art. 2. Gleich nach der Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Traktats werden die contrahirenden Partheien alle, auf die Güter, Rechte und Einkünfte der in den respectiven Territorien residirenden Partikuliers und auf die Länder, welche dazu gehören, so wie auf die in selbigen befindlichen öffentlichen Etablissements gelegten Sequester aufheben lassen; sie verbinden sich, alles das zu bezahlen, was sie als ihnen, durch die gedachten Partikuliers und öffentlichen Etablissements geliehenen Fonds ansehen müssen, auch alle zu ihrem Nutzen auf jede derselben constituirten Renten zu vergüten.

Der gegenwärtige Artikel wird als gemeinschaftlich für die cisalpinische Republik erklärt.

Art. 3. Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, entsagen für Sich und ihre Nachkommen zu Gunsten der französischen Republik allen jenen Rechten und Titeln auf die ehemaligen belgischen Provinzen, die unter dem Namen der österreichischen Niederlande

bekannt sind. Die französische Republik wird diese Länder auf immer mit aller Souverainetät und Eigenthumsrecht, und mit allen davon abhängigen Territorialgütern besitzen.

Art. 4. Alle vor dem Kriege auf den Boden der Länder, die in den vorigen Artikeln genannt sind, hypothecirten Schulden, deren Contracte mit den gewöhnlichen Formalitäten werden versehen seyn, sollen zur Last der französischen Republik seyn. Die Bevollmächtigten Sr. Majestät des Kaisers, werden sobald als möglich, und noch vor Auswechselung der Ratifikationen, den Bevollmächtigten der französischen Republik den Etat davon übergeben, damit die Bevollmächtigten der beiden Mächte bei der Auswechslung über alle Artikel übereinkommen und sie unterzeichnen können, welche als Erklärung oder Zugabe zu dem gegenwärtigen Artikel kommen.

Art. 5. Se. Majestät der Kaiser ꝛc., giebt seine Einwilligung dazu, daß die französische Republik die ehemaligen venetianisch-levantischen Inseln, nämlich: Corfu, Zante, Cephalonien, St. Maure, Cerigo und andre davon abhängige Inseln, so wie Butrinto, Larta, Vonizza, und überhaupt alle venetianischen Etablissements in Albanien, welche weiter herunter als der Golfo von Lobrino liegen, mit aller Souverainetät besitze.

Art. 6. Die französische Republik giebt ihre Einwilligung, daß Se. Majestät der Kaiser, mit aller Souverainetät und Eigenthumsrecht die hier unten benannten Länder besitze, nämlich: Istrien, Dalmatien, die ehemaligen venetianischen Inseln des adriatischen Meeres, die Bouches du Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen und die Länder, welche zwischen den Erbstaaten Sr. Majestät des Kaisers, dem adriatischen Meere und einer Linie begriffen sind,

welche von Tirol aus gehen, den Fluß vorwärts von Gardola folgen, durch den See von Garda bis Laciſe gehen, von da eine militairiſche Linie bis zu San Giacomo formiren wird, die den beiden Partheien einen gleichen Vortheil darbietet, welche durch von beiden Theilen ernannte Ingenieurs vor der Auswechslung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktats bezeichnet werden wird. Die Gränzlinie wird hernach bei der Etſch zu San Giacomo vorbeigehen, wird dem linken Ufer dieſes Fluſſes bis zur Mündung des weiſſen Canals folgen, den Theil von Porto Legnago mit einbegriffen, der ſich am rechten Ufer der Etſch befindet, nebſt der Ründung eines Umkreiſes von drei tauſend Klaftern. Die Linie wird an dem Ufer des weiſſen Canals, dem linken Ufer des Tartaro, dem linken Ufer des Canals, la Poliſella genannt, bis zu deſſen Ausfluſſe in den Po und an dem linken Ufer des großen Po, bis an die See fortgehen.

Art. 7. Se. Majeſtät der Kaiſer ꝛc., entſagen auf immer für Sich, Ihre Nachfolger, und zu Gunſten der cisalpiniſchen Republik, allen Rechten und Anſprüchen, die von jenen Rechten herkommen, welche Seine beſagte Majeſtät auf die Länder haben könnten, die Sie vor dem Kriege beſaßen, und welche jetzt einen Theil der cisalpiniſchen Republik ausmachen, welche ſelbige mit aller Souverainetät und Eigenthumsrecht, und mit allen davon abhängigen Territorial-Gütern beſitzen wird.

Art. 8. Se. Majeſtät der Kaiſer ꝛc., erkennen die cisalpiniſche Republik als eine unabhängige Macht.

Dieſe Republik begreift die ehemalige öſtreichſche Lombardei, die Länder von Bergamasco, von Bresciano, Cremasco, die Stadt und Veſtung Mantua, das

Mantuanische, Peschiera, den Theil der ehemaligen venezianischen Staaten im Westen und im Süden der im sechsten Artikel für die Gränze der Staaten Sr. Majestät des Kaisers bezeichneten Linie; das Modenesische, Massa und Carrara, und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna.

Art. 9. In allen, durch den gegenwärtigen Traktat abgetretnen, erworbnen oder getauschten Ländern, soll allen und jeden Einwohnern und Eigenthümern die Aufhebung des auf die Güter, Effekten oder Einkünfte, wegen des zwischen Sr. kaiserlichen Majestät und der französischen Republik statt gehabten Kriegs, gelegten Sequesters bewilligt werden, ohne, daß sie in dieser Rücksicht an ihren Gütern und Personen beunruhigt werden könnten. Diejenigen, welche künftig nicht weiter in den besagten Ländern wohnen wollten, sollen gehalten seyn, dies drei Monate nach der Publikation des Definitiv-Friedenstraktats zu erklären. Es sollen ihnen drei Jahre bewilligt werden, ihre beweglichen und unbeweglichen Güter zu verkaufen oder darüber zu disponiren.

Art. 10. Die durch den gegenwärtigen Traktat abgetretnen, erworbnen oder ausgetauschten Länder sollen denen, welchen sie bleiben, die auf ihrem Boden hypothecirten Schulden zubringen.

Art. 11. Die Schiffahrt auf dem Theil der Flüsse und Canäle, die zwischen den Besitzungen Sr. kaiserlichen Majestät und denen der cisalpinischen Republik zu Gränzen dienen, soll frei seyn, ohne daß weder die eine noch die andre Macht irgend einen Zoll darauf anlegen, noch irgend ein bewaffnetes Fahrzeug darauf halten könne, welches aber die zur Sicherheit der Vestung von Porto Legnago nöthigen Vorsichtsmaasregeln nicht ausschließt.

Art. 12. Alle Verkaufungen und gemachten Veräußerungen, alle contrahirten Verbindlichkeiten von den Städten oder von dem Gouvernement, oder von den bürgerlichen oder administrativen Autoritäten der ehemaligen venezianischen Lande zum Unterhalt der deutschen und französischen Armeen, bis zum Dato der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats sollen bestätigt und als gültig angesehen werden.

Art. 13. Die Domainen-Documente und Archive der verschiedenen durch den gegenwärtigen Traktat abgetretenen oder vertauschten Länder sollen binnen drei Monaten von dem Dato der Auswechslung der Ratifikationen den Mächten übergeben werden, welche das Eigenthum davon erworben haben. Die Plane und Charten der Vestungen, Städte und Länder, welche die contrahirenden Mächte durch den gegenwärtigen Traktat erlangen, sollen ihnen getreulich übergeben werden. Die militairischen Papiere und Register, welche in dem gegenwärtigen Kriege den Staabs der respectiven Armeen genommen worden, sollen ebenfalls wiedergegeben werden.

Art. 14. Die beiden contrahirenden Partheien, von gleichem Verlangen beseelt, alles zu entfernen, was der zwischen ihnen glücklich wieder hergestellten Harmonie schaden könnte, verbinden sich auf die feierlichste Art, zur Aufrechthaltung der innern Ruhe ihrer respectiven Staaten aus aller ihrer Macht beizutragen.

Art. 15. Es soll sogleich ein Handlungs-Traktat geschlossen werden, der auf billige und solche Grundlagen errichtet ist, welche Sr. kaiserlichen Majestät und der französischen Republik Vortheile versichern, die denen gleich sind, welche die am meisten begünstigten Nationen in ihren resp. Staaten genießen.

Unterdessen sollen alle Handlungs-Communicationen und Verhältnisse in den Zustand wieder hergestellt werden, worin sie sich vor dem Kriege befanden.

Art. 16. Kein Einwohner aller von den östreichschen und französischen Armeen occupirten Länder soll weder in seiner Person, noch in seinem Eigenthum, wegen seiner politischen Meinungen, oder bürgerlichen, militairischen und Commerzial-Handlungen während des zwischen beiden Mächten statt gehabten Kriegs, gerichtlich verfolgt werden.

Art. 17. Se. kaiserliche Majestät können, zufolge der Grundsätze der Neutralität, in jedem Ihrer Häven, während des gegenwärtigen Kriegs nicht mehr als Sechs bewaffnete Kriegsfahrzeuge, die jeder der kriegführenden Mächte gehören, aufnehmen.

Art. 18. Se. kaiserliche Majestät ꝛc. verbinden Sich, dem Herzog von Modena zur Schadloshaltung der Länder, welche dieser Prinz und seine Erben in Italien hatten, den Breisgau abzutreten, welchen er unter eben den Bedingungen besitzen soll, unter welchen er das Modenesische besaß *).

Art. 19. Die liegenden und persönlichen, nicht veräußerten Grundbesitzungen Ihrer königl. Hoheiten, des Erzherzogs Carl und der Erzherzogin Christine, welche in den, der französischen Republik abgetretenen Ländern liegen, sollen ihnen mit der Bedingung wiedergegeben werden, selbige in Zeit von drei Jahren zu verkaufen. Ein gleiches soll statt haben mit den liegenden und persönlichen Grundbesitzungen Sr. königl. Hoheit, des Erzherzogs Ferdinand, in dem Territorio der cisalpinischen Republik.

*) Daß sie nemlich im Aussterbefall an Oestreich zurückfallen.

Art. 20. Es soll zu Rastadt ein Congreß gehalten werden, der einzig und allein aus Bevollmächtigten des deutschen Reichs und der französischen Republik für die Pacifikation zwischen diesen beiden Mächten bestehen soll. Dieser Congreß soll einen Monat nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats, oder wo möglich noch früher, eröffnet werden.

Art. 21. Alle von beiden Seiten gemachte Kriegsgefangene und während des Kriegs weggeführte oder gegebene Geiseln, die noch nicht ausgeliefert seyn werden, sollen in vierzig Tagen, von dem Dato der Unterzeichnung des gegenwärtigen Traktats, zurückgegeben werden.

Art. 22. Die Kontributionen, Lieferungen und alle und jede Kriegsleistungen, welche in den resp. Staaten der contrahirenden Partheien statt gehabt haben, sollen von dem Dato des Tages der Auswechselung der Ratifikation des gegenwärtigen Traktats aufhören.

Art. 23. Se. kaiserliche Majestät und die französische Republik werden in Betreff des Ranges und der übrigen Etiquetten eben das Ceremoniel beibehalten, welches beständig vor dem Kriegel beobachtet worden. Se. gedachte Majestät und die cisalpinische Republik werden unter sich eben das Ceremoniel und die Etiquette beobachten, welche gewöhnlich zwischen Sr. besagten Majestät und der Republik Venedig beobachtet worden.

Art. 24. Der gegenwärtige Traktat wird für die Batavische Republik als gemeinschaftlich erklärt.

Art. 25. Der gegenwärtige Traktat soll von Sr. kaiserlichen Majestät und der französischen Republik in dreißig Tagen, von dem heutigen Dato an gerechnet, oder wo möglich noch eher, ratificirt, und die Ratifikationen sollen in gehöriger Form zu Rastadt ausgewechselt werden.

Gegeben und unterzeichnet zu Campo Formido bei Udine, den 17ten Oktober 1797, (26sten Vendemiaire, im 6ten Jahre der Französischen einen und untheilbaren Republik.)

(Unterzeichnet:) Buonaparte.
Der Marquis de Gallo.
Louis Graf von Cobenzl.
Der Graf von Merveld, Generalmajor.
Der Graf von Degelmann.

Folgende Bemerkungen drängen sich sogleich dem beobachtenden Leser auf.

1) Der Frieden ist für beide Theile ehrenvoll. Für Frankreich; denn es erweitert seine Besitzungen beträchtlich, und giebt einer neuen verschwisterten Republik die Existenz. Für Oestreich; denn so viel dieser Staat auch verliert, so erhält er doch diejenigen Entschädigungen, welche ihm Frankreich bei dieser Lage der Umstände gewähren konnte. Es überliefert ihm das Gebiet, über welches es durch sein Waffenglück zu disponiren hatte. Oestreich verliert ein schönes Land an der Küste eines weitgeöffneten Meeres, aber von minderm Werth für ihn, da es von den Erbstaaten so weit entfernt lag, und der Geist der Einwohner nicht immer den Wünschen der Regierung entsprach. Es erhält ein nicht minder blühendes Land, an der Küste des adriatischen Meeres hingebreitet. Geist und Sprache der Einwohner sind den alten Unterthanen der Monarchie näher verwandt; es schließt seine Besitzungen in einen schönen Umfang, und wenn gleich das Meer nicht einen so weiten Umfang des Handels öffnet, so müssen der östreichschen Regierung Häfen und Schiffahrt in diesen Gegenden von unendlichem Gewicht, nicht allein in Friedenszeiten,

sondern auch im Kriege, z. B. mit der Pforte, seyn. Hieraus folgt:

2) Der Friede ist dauerhaft. — Wo der übermüthige Feind den erliegenden Gegner zum Frieden zwingt, da ist es sehr natürlich, daß der gezwungene Theil die erste glückliche Gelegenheit ergreift, um mit gestärkten Kräften einen neuen Kampf zu beginnen, der nicht viel schlimmer enden kann. Es ist zuweilen patriotisch so zu handeln, obgleich ein solches Betragen in gewisser Hinsicht einer Verrätherei nicht unähnlich ist. — Mag immerhin Buonaparte, als er bei Leoben stand, durch das Vordringen Loudons in Tyrol, und durch den verrätherischen Aufstand der venezianischen Aristokraten, in eine Verlegenheit versetzt seyn, die ihn zum Abschluß der Präliminarien zwang, dies ist sehr wohlthätig gewesen; denn ein Frieden, den er vor den Thoren Wiens geschlossen hätte, konnte unmöglich so dauerhaft seyn, als der jetzige ist, weil er nicht so ehrenvoll seyn konnte. — Einen Vergleich oder Frieden, den man geschlossen zu haben sich schämen muß, schämt man sich selten dann zu brechen, wenn man nicht blos auf sich selbst, sondern auch auf Pflichten gegen andre und die Ehre eines Volkes zu sehen hat. Daß Dauer des Friedens aber zugleich die Absicht beider unterhandelnden Staaten gewesen sei, zeigen der erste und funfzehnte Artikel; mehr als beide aber der vier und zwanzigste, durch welchen England auch in Rücksicht seiner Machinationen gegen die innere Ruhe Frankreichs isolirt ist.

3) Der Frieden ist für ganz Europa äußerst wichtig. Nicht allein wegen der Veränderungen, die dadurch in mehreren Ländern entstanden sind, durch die Stiftung

einer neuen respektablen Kraft, durch das Verschwinden despotischer Aristokratien, sondern durch die Wendung, welche das politische System von Europa nehmen wird; indem England allen seinen Einfluß auf die Höfe und Staaten des festen Landes verlieren muß.

Es gewährt einen sehr großen Anblick, wenn man von dem Punkte aus, auf welchen der Friede von Campo Formido uns gestellt hat, die Veränderungen überschaut, die Europa seit der französischen Revoluzion erlitt.

Frankreich ward eine Republik.

Die östreichschen Niederlande sind damit vereinigt.

Savoyen und Nizza sind Theile des französischen Freistaats.

Die venezianischen Inseln am Ausfluß des adriatischen Meer-Meerbusens sind den französischen Staaten einverleibt.

Genua hat sich demokratisch, als ligurische Republik, constituirt.

Venedig ist nicht mehr ein selbstständiger Staat; seine Länder sind theils an Oestreich, theils an die cisalpinische Republik gekommen.

Als cisalpinische Republik haben sich ansehnliche Länder Italiens constituirt.

Der Herzog von Modena besitzt nichts mehr in Italien. Der östreichische Breisgau wird ihm zu Theil.

Das Gebiet des Pabstes als weltlicher Regent ist sehr verengt, fast so sehr, als seine geistliche Gewalt.

Spanien hat sein Regierungssystem geändert, und die Inquisition aufgehoben.

Die vereinigten Niederlande haben sich als batavische Republik zu einer freien Demokratie konstituirt.

Polen ist aus der Reihe der Staaten verschwunden.

Die englische Regierung hat große Eingriffe in die Constitution gethan, und sieht sich jetzt von den Mächten des festen Landes und ihrem Einflusse auf sie getrennt.

Hiebei sind alle die Veränderungen, die in den übrigen Welttheilen als Folgen der Erschütterungen Europa's sich ereignen müssen, alles was noch auf dem Frieden zu Rastadt und durch den Krieg Frankreichs mit England entschieden werden soll, nebst der merkwürdigen Erscheinung so mannichfacher Arten von Emigranten, und dem Einflusse den sie auf die Völker hatten, so wie der ganz umgestimmte Geist der Zeit, noch nicht in Anschlag gebracht. — Welches Jahrhundert hat so glänzend geendet, und seinem Nachfolger die Welt in einer entscheidendern und hoffnungsvollern Lage überliefert?

Das französische Direktorium hat gleich nach Abschluß des Friedens beschlossen, daß sich an den Küsten des Oceans eine Armee sammeln soll, die den Namen: Armee von England, führt. Sie ist zu einer Landung bestimmt, und Buonaparte zu ihrem Anführer ernannt. Da dieser indeß den Reichsfrieden zu Rastadt vorher noch unterhandeln und abschließen soll, so ist bis dahin das Commando derselben dem General Desaix übertragen. Die Armee wird aus dem Kern der französischen Truppen bestehen, und von den ausgezeichnetsten Officieren angeführt werden. — Das Direktorium hat zu gleicher Zeit den Friedenstraktat mit Portugal aufgehoben, und Massena wird mit 20000 Mann gegen dies Königreich, welches sich auf eine wenig ehrenvolle Art unter die Despotie des Londner Ministeriums schmiegt, zu Felde ziehn. Dies ist, außer Gibraltar, der einzige Punkt, wo auf dem festen Lande von Europa noch blutige Auftritte zu fürchten sind.

Welchen Eindruck der Separatfrieden, den der Kaiser mit

der französischen Republik geschlossen, in England hervorbringen wird, wo man alles aufbot ihn zu verhindern, steht noch zu erwarten. Gewiß ist, daß ihn der Sieg, welchen Duncan am 11ten October über die holländische Flotte davon trug, der in ganz England einen allgemeinen Triumph veranlaßte, und den Namen des Seehelden von allen Lippen wie in Frankreich den des Friedensstifters Buonaparte ertönen ließ, sehr vermindern wird. Indessen ist dies alles doch nur die Wirkung des Gefühls eines schönen Moments, in welchem sich die Nation ehrenvoll hielt, und wie dies sich oft zeigt, auch nur für einen Moment. Einsicht und Enthusiasmus können in ihren Aeußerungen gleiche Kraft, aber nicht gleiche Dauer zeigen. Die Ueberlegung, welche ihre Rechte vindicirt, zeigt oft Resultate, die von denen, welche der Enthusiasm im Augenblick der Begeisterung sah, sehr verschieden sind. — Wenn England, und besonders die Regierung, ihre jetzige Lage überdenkt, ihre Machinationen zertrümmert, ihre Verbündeten mit dem Feinde versöhnt, sich selbst einem Kriege gegen drei mächtige Völker bloßgestellt, und nur von dem kleinen unbedeutenden Portugal unterstützt sieht, wenn es seinen Geldmangel, das Mißvergnügen der Nation und ihre Erschöpfung überdenkt, — so mag ein Sieg wie Duncans, eine Niederlage wie die der holländischen Flotte, und 9 erbeutete Schiffe wenig dagegen in die Wagschaale legen. — Es ist wahr, dieser Sieg wäre für England um so entscheidender gewesen, wenn er noch Einfluß auf die Unterhandlungen in Udine hätte haben können, und daran dachte die Regierung wohl, als sie alles hervorsuchte, um den triumphirenden Seehelden ehrenvoll auszuzeichnen, als der König selbst beschloß sich an Bord seines Schiffs zu begeben. Es scheint, als wollte man dem Volke das was allerdings

wichtig

wichtig war, als entscheidend und als den letzten Triumph darstellen. — Der englische Nationalstolz hat es auch so aufgenommen; allein es giebt Aufopferungen, die auch dem stolzesten Nationalstolze unerschwingbar sind. — Indeß auch hier ist der Weg zum Frieden nicht schwer zu finden, sobald die Stimme der Nation zum Throne dringt, und das bisherige System verlassen wird. — Die Franzosen sind weit entfernt da Eroberungen machen zu wollen, wo sie eine Art von Erbfeinde finden. — Die Zeit wird entscheiden.

So bedeutend auch für die Bataver die Niederlage ihrer Flotte seyn mußte, mit so vieler Standhaftigkeit haben sie dieselbe ertragen. Auch kann man nicht ehrenvoller unterliegen, als ihre Seehelden, die nur erst dann, als alle Hülfe unmöglich war, und nach der verzweifeltsten Gegenwehr sich ergaben. Zertrümmerte Schiffe sind es, die den Engländern zur Beute wurden. Obgleich der batavische Convent eine Untersuchung des Betragens auf der Flotte verordnet hat, so ist es doch klar, daß hierin kein Mißtrauen gegen die Krieger liegt, da eben diese Versammlung ein Monument dieser Schlacht auf der höchsten der Dünen will errichten lassen. — Der Muth der Nation ist auch nichts weniger als gesunken; überall fordern Addressen den Convent auf, die Flotte schleunigst herzustellen; man bringt freiwillige Opfer, und die Forderungen, die der Convent an die Nation nothwendig finden möchte, sind im voraus von ihr gebilligt. — Frankreich, die treue Verbündete der Bataver, hat sie, wie dies, Traktaten gemäß, immer geschieht, in den Frieden mit dem Kaiser eingeschlossen, und ihnen einen neuen Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben. Es hat seinen Gesandten Noel zurückgerufen, und Delacroix (ehemals Minister der auswärtigen Angelegenheiten) wird

seine Stelle einnehmen, um in die Geschäfte des Staats, besonders in die Entwerfung einer Constitution, einen raschern Gang zu bringen.

So stehn wir am Schlusse des Jahres auf einem Punkte, wo große Ereignisse zu erwarten sind. Der Friede des festen Landes bietet Scenen dar, die den Menschenfreund erquicken, der Krieg gegen die Seemacht England wird auch reich an großen Erscheinungen seyn, welche indeß der Freund der Menschheit gern für einen baldigen und soliden Frieden aufopfern mögte.

Berlin, den 12ten December 1797.

R.....

II.

Ueber
den Kunstschatz des Königlich-Preußischen Hauses.

Eine Vorlesung,
gehalten
bei der öffentlichen Sitzung der Akademie der schönen Künste und mechanischen Wissenschaften, den 25. Sept. 1797.

Ich glaube an diesem festlichen Tage, wo die königliche Akademie der schönen Künste und mechanischen Wissenschaften durch diese öffentliche Aufstellung ihrer so mannigfaltigen Arbeiten den Geburtstag ihres gnädigsten Königs zu verschönern sucht, meinerseits keinen bessern Beitrag geben zu können, als wenn ich Sie, meine Herren, über einen Gegenstand zu unterhalten trachte, der mit diesem unsern Kunstinstitute in genauester Verbindung steht.

Verschönerung im ausgedehntesten Sinne ist der Endzweck jeder Kunstakademie: die Bildung des Geschmackes kann nicht einseitig seyn, und nur auf einzelne Gegenstände gehen; allumfassend verbreitet sie ihre Kenntnisse über jeden Zweig der Industrie-Erzeugnisse. So lange aber die zeichnenden Künste nicht bis auf einen gewissen Grad in einem Lande gediehen sind, zählt man vergeblich auf eine gründliche Verbesserung des hievon abhängenden Industriewesens: jemehr jene einer höhern

Vervollkommnung sich nähern, mit desto verstärkter Kraft ziehen sie diese subordinirten Gewerbe nach sich. Die Kunst, deren Wesen — sey sie nachahmend, wie in der Mahlerei und Sculptur, oder selbstschaffend, wie in der Architektur — darin beruht, die einfachesten Gesetze und Regeln zur Hervorbringung und Vervollkommnung ihrer Werke aufzufinden, verbreitet ihr Auge über alles, was sie umgiebt: an Ebenmaaß, richtiges Verhältniß, Zweckmäßigkeit, Bestimmtheit, und Nettigkeit in der Ausführung gewöhnt, forscht, erinnert, bessert sie, wo sie erscheint. Daher gereichet es dieser Akademie zur vorzüglichen Ehre, daß sie bei ihrer Einrichtung nicht bloß die höhern Künste in ihren Schutz nehmen wollte, sondern daß diese höhern Künste sich selbst gerne gefallen ließen, vermittelst ihres Unterrichtes auch zur Vervollkommnung subordinirter Gewerbe beizutragen, und ihnen gleiche Ehre durch diese öffentliche Aufstellung ihrer Arbeiten in den akademischen Sälen zu gewähren. Auf diese Weise erheben sich die höhern Künste als eine schöne Leuchte für die gesammte National-Industrie.

Da indessen die höhern Künste so ausgezeichnete Naturgaben, und den Erwerb einer so mannigfaltigen Menge von Kenntnissen in einem Zöglinge erfordern, so muß es immer wesentlicher Zweck jeder Akademie bleiben, dieselben mit rastloser Sorgfalt immer mehr auszubilden. Nur diese höhern Künste vermögen, das Gefühl für das Schöne bei einer Nation zu wecken, den Geschmack, der sonst — ohne Feste — so flüchtig jeder bunten Neuheit des Auslandes opfert, zu fixiren, und uns nach und nach dem Punkte der Kultur jener Nationen näher zu bringen, welche in den Annalen des ächten Geschmackes immer als Muster glänzen werden.

Die Blüthe der Künste bezeichnet immer die hohe Blüthe einer Nation überhaupt: da wo jene höhere Kultur noch nicht erschienen, ist ein Volk noch nicht bis zu seiner Reife gediehen; und da, wo diese schönen Blüthen zu verwelken anfangen, steht auch die Nation am Rande ihres Rückganges und Verfalles. Die Geschichte älterer und neuerer Völkerschaften, bei welchen die Kultur der Künste zu einem höhern Punkt ihrer Vervollkommnung emporstieg, giebt uns mehr als hinlängliche Beweise hievon.

Ich lasse indessen alle allgemeinen Betrachtungen über die Kunst, und die Geschichte derselben bei andern Nationen. Nur sey mir erlaubt, einen unbefangenen und vorurtheilsfreien Blick auf diese unsere Hauptstadt selbst zu werfen. Welchen Gang hat die Pflege des Geschmackes darin genommen? Welche Mittel wurden von jeher zur Verpflanzung und Verbreitung desselben ergriffen? und endlich, welche Vorkehrungen könnten zur größern Vervollkommnung und Befestigung desselben noch getroffen werden? —

Wenn wir uns kaum etwas mehr als ein Jahrhundert zurückversetzen, welchen Anblick gewährt uns diese Hauptstadt, und die damals ganzen brandenburgischen Staaten in Rücksicht einer feinern Kultur und der Künste des Geschmackes? — Ist wohl ein Monument — sey es in Baukunst, Skulptur oder Mahlerei — von einigem Belang von jener Zeit auf uns gekommen? Nur sparsam erhebt sich in dieser Gegend, jezt unter diesem, jezt unter jenem Fürsten, ein zweideutiger Künstlername. In beständige Unruhen und politische Fehden verwikkelt, waren die Fürsten dieser Länder zu unmächtig, die Musenkünste an sich zu ziehen, und ihnen eine schützende Freistätte zu gewähren. Selbst im sechzehnten Jahrhundert, wo in Ober-

Deutschland, unter Albert Dürer, Hans Holbein, und Burckmayer von Augsburg, sich eine so schöne Morgenröthe für die deutsche Kunst zeigte, drangen nur wenige Strahlen bis in diese Gegenden. Immer neue Unruhen, besonders die innern Reichskriege, welche die Reformation verursachte, denen endlich der alles verwüstende dreißigjährige Krieg folgte, löschten den so schön begonnenen Kunstgenius auch in jenen Gegenden fast gänzlich wieder aus; und der deutsche Kunstfleiß, der mit dem italienischen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert fast gleiche Schritte gehalten hatte, sank so tief, daß wir in der Folgezeit von den Niederlanden, Frankreich und endlich England entlehnen mußten, welche doch in besagten Epochen weit hinter uns zurückstanden.

Mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges begann ein neuer Anfang des deutschen Kunstfleißes. Die mittäglichen Provinzen, da sie Italien näher sind, und der Catholicismus, der den Geist der Künste bis auf einen gewissen Grad immer mehr begünstiget, in jenen Gegenden herrschend blieb, behaupteten auch jezt den Vorzug; da hingegen im nördlichen Deutschland der Protestantismus die Aufnahme der Wissenschaften, und eine vernünftige Aufklärung mehr beförderte, so mußte er auf diesem solidern Wege auch die Liebe zu den schönen Künsten wecken, und die Bildung des Geschmackes zur Folge haben.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges bezeichnet auch den Zeitpunkt, von welchem die verbesserte Kultur der brandenburgischen Staaten ausging. Ein Fürst, der sich nicht minder eifrig für die Aufnahme alles dessen, was Kunstfleiß und Aufklärung bewirken konnte, als groß im Felde zeigte, stand damals an der Spitze der Nation. Der große Churfürst wird immer als der zweite Stammvater seines glorreichen Hauses

glänzen. Er war es, der sich zuerst ernstlich angelegen seyn ließ, Künstler an seinen Hof zu ziehen, und den erlangten Frieden benutzte, seine Residenzstadt Berlin zu erweitern und zu verschönern.

Friedrich I ererbte von seinem großen Vater vorzüglich die Liebe, die Künste des Friedens zu schützen. Er wurde der Stifter der Akademie der Wissenschaften, und derjenigen der schönen Künste. Der philosophische Genius von Leibnitz, und derjenige der Kunst von Schlütter, fanden in ihm einen gleich eifrigen Beschützer. Das königliche Schloß, das Zeughaus, die Statue Friedrichs I, und besonders die Statue zu Pferde, welche dieser König seinem großen Vater setzen ließ, sind merkwürdige und große Monumente dieser Zeit.

Die Regierung Friedrich Wilhelms I war der Aufnahme der Musenkünste weniger günstig: er machte zwar viele Bauanlagen, und mahlte selbst mit einer Art von Leidenschaft. Allein da seine Liebe zur Oekonomie, und zu einer schönen Armee herrschend waren; so mußten die Künste und Wissenschaften einen Nachfolger, wie Friedrich II, erwarten, der beides — die Armee und den ersparten Schatz — zum Ruhme seines Reiches, und zur Aufnahme alles Nützlichen und Schönen, zu gebrauchen wußte.

Es ist über meine Kräfte, mich über die Thaten eines Fürsten zu verbreiten, dessen Lob alle Zungen von Europa sprechen. Seine Regierungsgeschichte gehört unter die seltenen Erscheinungen aller Jahrhunderte. Wie Cäsar und Trajan, war er ein eben so großer Staatsmann als Krieger, eben so thätig für das allseitige innere Wohl seiner Staaten, als furchtbar seinen äußern Feinden. Langwierige und schwere Kriege endigte er mit erneuter Kraft, die Künste des Friedens zu schützen.

Die Akademie der Wissenschaften erkennet in ihm ihren zweiten Stifter. Der Kunstfleiß jeder Art ward durch seine hülfreichende Hand belebt, und die schönen Künste fanden in ihm während seiner ganzen Regierung den betriebsamsten Verehrer. Man blicke nur erst auf die architektonischen, sowohl öffentlichen als Privat-Monumente, welche er aufführen ließ. Man erstaunt billig über ihre Mannigfaltigkeit, Größe und wirkliche Pracht mehrerer derselben. Und wenn in Hinsicht des ächten Geschmackes manches nicht so ausfiel, wie eine geläuterte Kritik es wünschen würde; so giebt es doch verschiedene Gebäude, als das Opernhaus, und verschiedene Partien in den königlichen Gebäuden zu Potsdam, worin selbst ein besserer Styl herrscht, als in andern gleichzeitigen Gebäuden in dem übrigen Europa.

Er sorgte aber nicht bloß für Verschönerungen in architektonischer Hinsicht: die übrigen Künste lagen seinem Gemüthe eben so nahe. Was wandte er nicht auf die Verbesserung der Musik und Schauspielkunst? Wie hoch war sein Bestreben, von allen Seiten her Monumente der ältern und neuern Kunst — in Bildhauerei und Mahlerei — zu sammeln? Ganze Museen, und Cabineter antiker Marmor, und Gemmen wurden von ihm aufgekauft. Und wenn auch hierin nicht alles mit gehöriger Wahl und Einsicht geschah; so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß er ihren Werth im Ganzen zu schätzen, und wie es scheint, selbst zu genießen wußte. — Endlich, was unternahm er nicht, um lebende Künstler zu ermuntern? Mahler und Bildhauer, Einheimische und Ausländer, fanden bei ihm Arbeit, Achtung und königliche Belohnung. Alle Paläste, und die Gärten zum Theil, sind mit ältern Werken der Kunst sowohl, als mit den Arbeiten dieser neuern Künstler angefüllt.

Diese Ankäufe bekannter Antiken und Gemälde-Sammlungen vom Auslande, und die fortdauernde Kunstthätigkeit, in welcher er eine Menge neuerer Künstler immer erhielt, konnten während einer Regierung von mehr als vierzig Jahren nicht anders als wohlthätig, sowohl zur Verbreitung eines richtigern und allgemeinern Kunstsinnes, als zur Aufnahme der gesammten Nationalindustrie, wirken.

Indessen kann man sich nicht versagen, willkührlich oder unwillkührlich sich selbst die Frage zu thun: Wie war es möglich, daß ein König, der so vielseitig für die schönen Künste fühlte, und so königlich ermunterte, nichts zur Wiedererrichtung einer eigenen Kunstakademie in seinen Landen that? und erst gegen das Ende seiner langen Regierung ein so wichtiges Institut seiner Aufmerksamkeit würdigte? — Und zweitens: wie konnten die herrlichen Monumente alter und neuer Kunst, welche er mit so großem Aufwande gesammelt hatte, so zerstreut, vereinzelt, und zweckwidrig aufgestellt werden? — Die Masse verlor dadurch ganz ihren Anschein, und wie sehr ward hiedurch das Besehen und der Genuß derselben für den einheimischen und fremden Liebhaber erschwert? —

Durch eine wohleingerichtete Kunstakademie läßt sich allein der ächte Geschmack in einem Staate fixiren: durch Sammeln, und gutes Aufstellen antiker Monumente sowohl, als vortrefflicher Werke der besten Schulen neuerer Zeiten kann allein ein solches Institut sich heben, und die zur Verbreitung des Geschmackes nöthigen Künstler, Liebhaber und Kenner bilden.

Glücklich, daß der Nachfolger, unser jetztregierender König, mit eben so viel Geschmack als Liebe für die Musenkünste, die von Friedrich II so schön begonnenen Sammlungen fortsetzte. Eine schöne Reihe vorzüglicher Monumente des Alter-

thums sind bereits vor einigen Jahren hiezu von Rom angekommen. Eine große Anzahl Gemälde, die dem Staube und dem gänzlichen Untergange in den Winkeln des königlichen Schlosses Preis gegeben waren, sind jetzt gerettet, und bilden gleichsam allein eine Gallerie. Noch ganz neuerlich hat die antike sowohl als moderne Münzensammlung durch Transferirung des anspachischen Medaillenkabinets einen vortreflichen Zuwachs erhalten. — Aber die schönen Künste verehren in Friedrich Wilhelm II nicht bloß einen Verehrer: seinem milden, menschenfreundlichen Genius ward es vorbehalten, durch die neue Begründung dieser Kunstakademie, ihr wesentlichster Wohlthäter zu werden.

Dürftig und scheu wandelten sie, diese schönsten Töchter, welche den hohen Thron Jupiters zieren: sie waren ohne Heimath in diesen Staaten; ihr mildes Auge blickte schüchtern und flehend — Friedrich Wilhelm hielt die Irrenden an: er sicherte ihnen ein Obdach; sie sind aus Fremdlingen einheimisch geworden. Nie waren sie gegen ihren Schutz undankbar; sie lohnen die Gaben, welche man ihnen reichet, mit den schönsten Blüthen des menschlichen Geistes: mit jedem Blick, mit jedem Tritt verbreiten sie Wohlmuth und Frohsinn: ihre Werke entzücken jedes edelgebildete Gemüth, und fesseln mit magischer Kraft die ungebildete Rohheit selbst. — Unter allen Musentöchtern, welche der erhabenen Stirn Jupiters entstiegen, waren die bildenden Künste die jüngsten: deswegen sie auch in der Folge das Schooskind jeder Nation wurden, welche eine höhere Bahn von Ausbildung und Kultur betrat.

Langsam ist indessen ihre Erziehung, milde Strahlen und freundliche Obsorge vermögen allein ihre zarte Triebkraft zu entwickeln. Zu diesem edlen Zwecke hat Friedrich Wilhelm

mit huldvoller Großmuth diese Akademie gegründet, und die hiezu nöthigen Fonds in die Hände eines Curators gelegt, der mit liebender Sorgfalt ihren fortschreitenden Wachsthum befördert.

Diese beinahe jährlichen Ausstellungen an diesem für die ganze Nation so festlichen Tage zeigen von dem Fleiß und Eifer der Mitglieder und ihrer Zöglinge — Und wenn die Arbeiten dem allseitigen Bestreben noch nicht in jeder Rücksicht so entsprechen, wie der strenge Kunstsinn wünschen könnte: wenn wir noch keine Phydias, keine Hermogenes, keine Raphael zählen: ja wenn wir selbst in mancher Rücksicht andern gleichzeitigen Instituten im Auslande nachstehen müssen: so sey man auch anderseits gerecht, und sehe auf die Jugend dieser Akademie zurück, und auf das zum vollkommenen Unterricht in mancher Hinsicht noch Mangelnde, das nur die Zeit und die fernere Huld des gnädigsten Monarchen geben kann.

So wie dem Architekten, der hier seine Projekte von idealen Gebäuden vor den Augen des Publikums aufstellet, sey es auch mir erlaubt, einen Vorschlag in Erwegung zu bringen, der bei seiner einstmaligen Ausführung — mit dem ausgezeichneten Nutzen für die ganze königliche Kunstakademie, und mit dem Wunsche jedes warmen Kunstfreundes — die Ehre des Königes, der Monarchie, und der Hauptstadt verbinden würde. Ich darf desto unbefangener meine Ideen hier darlegen, da schon zu einer andern Zeit unser gnädigster König selbst sich nicht abgeneigt gegen einen ähnlichen Vorschlag bezeigte.

Dieser betrift die Vereinigung des königlichen Kunstschatzes sowohl der antiken Marmor, geschnittenen Steine, und Münzen, als der Gemälde vorzüglicher Meister und

Schulen in ein Museum und in eine Gallerie, und zwar in der Hauptstadt selbst.

Der große Churfürst hat bereits im Jahre 1665 zuerst eine Art von Gallerie in seinem Schlosse zu Berlin angelegt: und da er eine ansehnliche Sammlung von antiken Münzen, kleinen Idolen und Geräthschaften von dem pfälzischen Hofe ererbte, rief er auch damals die zwei berühmten Alterthumskundige, Ezechiel Spanheim und Lorenz Beger zu sich. Der erste zeichnete sich nicht nur durch seine vielen gelehrten Schriften im Alterthumsfache aus, sondern ward sowohl von ihm als dem Nachfolger zu den wichtigsten politischen Verhandlungen an fremden Höfen gebraucht; der zweite ist hinlänglich durch seinen Thesaurus Brandenburgicus, worin er das Merkwürdigste genannter Antikensammlung erläuterte, bekannt. Friedrich I bezeigte in der nemlichen Hinsicht einen eben so liberalen Geist, wie sein großer Vater. Die Regierung von Friedrich Wilhelm I brachte aber nicht nur ein Stocken hervor, sondern einige der merkwürdigsten Sachen, die jene gesammelt hatten, wurden jezt zerstreut: so daß die wesentlichsten Kunstwerke, die jetzt das königliche Haus besitzt, von Friedrich II, und dem jetztregierenden Könige herrühren.

Es ist auffallend, wie wenig dieser große Kunstschatz bekannt ist, und welche geringe Ideen man im Auslande davon hat. Allein es muß allerdings noch mehr befremden, daß selbst unter den Einheimischen es nur wenige Künstler und Kunstfreunde giebt, welche denselben nach seinem Umfange und innern Gehalt kennen, und zu schätzen wissen. — Wie kommt es, daß, indem man von einem Museum der Antiken und der Bildergallerie in Dresden, von der kaiserlichen und fürstlich-lichtensteinschen Gallerien in Wien, von den churfürstlichen

Sammlungen in München, Manheim und Düsseldorf, von einer landgräflichen in Cassel, und der herzoglich-braunschweigschen in Salzthalen allgemein spricht, von dem großem Schatze aller Art Kunstwerke, welche in den königlichen Schlössern zu Potsdam, Berlin und Charlottenburg aufbehalten sind, so wenig Meldung geschieht? — Selbst Privatsammlungen, die da und dort in Deutschland sich finden, sind der Aufmerksamkeit des Publikums weniger entgangen. Wer kennt nicht eine Brabeckſche in Hildesheim, eine Winklerische in Leipzig, eine Braunsche in Nürnberg, eine Roschachische in Augsburg, und so viele andere in den Reichsgegenden, und vorzüglich in Wien. — Aber man nennet nicht nur jene Gallerieen und Sammlungen: die Hauptwerke sind in jedes Liebhabers Munde; man stellt vom In- und Auslande Reisen dahin an; man zeichnet, copirt sie, und sticht sie in Kupfer; man liefert davon die genauesten Verzeichnisse, und Reisende füllen nicht selten ihre Bücher mit langen Beschreibungen und Urtheilen darüber an.

Ist denn der Kunstsinn in der Hauptstadt der preußischen Staaten weniger gebildet, als in andern Gegenden Deutschlands? Wissen wir denn hier weniger, als anderwärts, welche Verfeinerung das Studium der Monumente des Alterthums, und guter moderner Werke, dem Geiste einer Nation gewähre? und welchen Vortheil der gebildete Geschmack über alle Zweige der Nationalindustrie verbreite? — Nein! ungerecht würde ein Vorwurf dieser Art gegen eine Stadt seyn, welche seit vielen Jahren immer eine ehrenvolle Reihe von Männern in jedem Fache der Wissenschaften und der Künste in ihre Mauern einschloß; wo der Fremde, wie der Einheimische, der Gelehrte wie der Künstler, immer eine ehrenvolle Aufnahme und anständige Versorgung fand. — Die Fürsten der brandenburgi-

schen Staaten fühlten eben so gut, als anderwärts, daß nicht bloß die Künste des Krieges die Ehre und den Ruhm eines Volkes bestimmen, sondern daß man gleich andern gebildeten Staaten ehemaliger Völker und des heutigen Europa, der Künste des Friedens bedürfe, um die schönen Tage der Blüthe und des Glücks herbeizuführen. Nur derjenige Eroberer zeichnet den Namen seines Volks glorreich in den Jahrbüchern der Menschheit auf, welcher in dem Gefolge seiner Siege die Musenkünste führt, und den mit starkem Arme erfochtenen Frieden ihrer Kultur vorbereitet. Welches Haus zählte in der Reihe seiner Fürsten zwei ähnliche Helden dieser Art, wie das brandenburgische in dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, und in dem Könige Friedrich dem Zweiten? —

Die wesentliche Ursache, warum der Kunstschatz des königl. Hauses so wenig im Auslande, und selbst von Einheimischen gekannt ist, liegt einzig in der Art, wie die Monumente aufgestellt sind.

Die vielen und die von einander so weit entlegenen Orte, wo die Kunstwerke sich befinden, und wozu man sich an 9 bis 10 Aufseher zu wenden hat, machen die Masse unscheinbar, und die Uebersicht derselben nicht nur dem auswärtigen, sondern auch einheimischen Kunstfreunde höchst beschwerlich. Denn so groß auch der Kunstschatz, in seinem ganzen Umfange genommen, wirklich ist, so erscheint doch durch diese zerstreute Aufstellung an so vielen Orten jeder einzelne wenig beträchtlich. Daher derjenige, welcher alles mit Sorgfalt zu sehen und aufzuzeichnen suchet, allerdings am Ende nicht wenig erstaunt ist, daß er z. B. bloß an antiken marmornen über 80 kleine und größere Statuen, und über 200 Büsten gesehen hat. Welch ein Museum, wenn sich dies alles an einem Orte, wie man in

Dresden und überall anderwärts gethan hat, beisammen fände, und in der Aufstellung nach der Verschiedenheit der Nation, der Zeit, des Styls, und der mythologischen und historischen Gegenstände eine systematische Ordnung beobachtet wäre! —

Auf diese Weise kann eine Sammlung allein lehrreich werden — lehrreich für den Forscher des Alterthums, den Kunstfreund, den praktischen Künstler, und Lehrer an der Kunstakademie sowohl, als für den Zögling derselben. Man muß öfters sehen, studiren, und vergleichen; man muß darnach zeichnen, modelliren, und formen können. Nur so erwacht der ächte Kunstsinn bei einem Volke; so bilden sich Künstler und Liebhaber; die Neigung zum Schönen wächst, wie der Geschmack sich vervollkommt; und ein edles Bedürfniß beseelt die Brust, in welcher vorher nur für buntes Kinderspiel und tändelnde Neuheit Raum war.

Doch die Zerstreuung ist nicht allein Schuld, daß jetzt diese Monumente nicht so gekannt und genossen werden, wie es zur Beförderung des Geschmacks nöthig wäre. Viele derselben, als z. B. im Antikentempel und in dem sogenannten Cavalierhause zu Sanssouci sind so hoch placirt, daß kein Auge den Werth davon beurtheilen kann. Andere sind in freier Luft — in diesem nassen und kalten Klima — dem nahen Verderben Preis gegeben, wovon ich nur die vierzehn herrlichen antiken Statuen anführen will, welche in dem Garten geradeüber von dem neuen Palais in einem halben Kreise aufgestellt sind.

Dabei wird jeder leicht eingestehen, daß es, um an allen diesen entlegenen Orten umherzukommen, und sich mit jedem der Aufseher abzufinden, für den größten Theil, sowohl fremder als einheimischer Künstler und Liebhaber, keine gleichgültige Auslage verursacht. Was ist aber die Folge davon? Daß diese

Monumente nur selten, und gleichsam im Durchfluge gesehen werden; daß anstatt fremde Liebhaber von der Ferne her, wie es anderwärts geschieht, herbeizuziehen, um diese herrlichen Werke des menschlichen Geistes zu studiren und zu genießen, jetzt dieselben ihnen kaum dem Namen nach, und nur durch magere, unvollständige, und falsch bezeichnende Catalogen bekannt sind.

Noch muß ich auf einen andern wichtigen Punkt aufmerksam machen, und nur durch ein Beispiel zeigen, wie unrichtig ein großer Theil dieser Monumente in antiquarischer Rücksicht angegeben sind. Man weiß, daß man die Statuen im Antikentempel als einen zu einer Geschichte zusammengehörigen Grupp — die Familie des Lycomedes vorstellend — anzusehen pflegt. Freilich war der unwissende moderne Restaurator die wesentliche Ursache, der zu diesem Irrthume verleitete, und die Statuen sind bereits unter besagter Benennung aus der Sammlung des Cardinals Polignac in die königliche übergegangen. Ohngeachtet dieser falschen Ergänzungen aber bleibt es der bessern Kritik nicht schwer, in den weiblichen Statuen — eine davon ausgenommen — so viele Musen, und in dem weiblich gekleideten sogenannten Ulyß, den Apollo Musagetes, und in dem knienden Mädchen, das als die flehende Deidamia angegeben ist, die jüngste Tochter der Niobe zu erblicken. In der einzigen Statue des Achilles scheint man sich nicht betrogen zu haben.

Solcher ungeschickten Benennungen giebt es noch mehrere; und die wahre Würdigung einer so großen Reihe vorzüglicher Monumente, worin uns der Geist des schönen Alterthums noch so freundlich anwehet, ist erst dann möglich, wenn eine

zweck-

zweckmäßigere Aufstellung sie dem Auge des Forschers und Liebhabers näher gebracht haben dürfte.

Die Sammlung antiker Gemmen und Münzen macht einen andern sehr wichtigen und interessanten Theil des königlichen Kunstschatzes. Diese Art Sammlungen aber, welche für das Studium des Lithologen, des Antiquars, des Steinschneiders, des Medailleurs, des Wappenstechers, und jedes Künstlers überhaupt so wichtig sind, können nur dann wahren Nutzen gewähren, wenn sie bei einer sorgfältigen Ordnung leicht zugänglich sind, und einen Mann zur Aufsicht haben, der dem wißbegierigen Liebhaber und Künstler, ohne Zeitverlust und langes Suchen, das Interessanteste zu zeigen, und davon die nöthigsten Erklärungen zu geben weiß. Auch muß dem Künstler gegönnt seyn, nach Belieben Zeichnungen und Abdrücke davon zu nehmen. Bis jetzt bleibt aber die so berühmte Stoschische Sammlung in dem Antikentempel zu Potsdam durch ihre Ferne für das gelehrte und artistische Studium immer noch verloren. Auch in Rücksicht der Medaillen ist eine gute Klassificirung unmöglich, bis nicht die beiden Sammlungen, nämlich die Potsdamsche und Berlinische, mit einander vereinigt sind. Wie sehr aber Se. Majestät, unser gnädigster König, auch geneigt sey, in diesen Fächern eine bessere Veranstaltung treffen zu lassen, zeigt schon die Transferirung des Anspachischen Cabinets und die Anstellung eines Mannes hiefür, der mit anhaltendem Fleiße sich selbst immer mehr in diesen Fächern zu unterrichten, und die seiner Aufsicht anvertrauten Münzen mit Sorgsamkeit zu ordnen bemüht ist.

Zu dem Cabinet von Gemmen und Münzen gehören noch die Menge kleiner Antiken von Figürchen, Gefäßen, Lampen, Opfer- und andern Instrumenten, in Bronze, Glas, Mar-

mor und gebrannter Erde, welche jetzt pêle-mêle auf einer Bank in dem Antikentempel herumliegen. Unter diesen befinden sich für den Antiquar und Künstler höchstwichtige, und in ihrer Art einzige Dinge, die daher bei einer neuen Aufstellung sehr in Acht genommen zu werden verdienten.

Nach diesem Ueberblick des antiken Kunstschatzes des königlichen Hauses, komme ich nun zum modernen Theile desselben. Darunter begreife ich vorzüglich die Gemälde. Die Anzahl derselben ist äußerst beträchtlich, wenn man alles zusammennimmt, was das königliche Schloß in Berlin, die Sammlung zu Sanssouci, das neue Palais, und Charlottenburg enthält. Welch eine Gallerie, wenn alles, was darunter klassisch ist, gesammelt, und an einem Orte aufgestellt wäre! — Zwar gehört in eine Gemäldesammlung nicht bloß das, was in einem höhern Sinn den Namen des Klassischen verdient, sondern sie muß auch einen andern Gesichtspunkt, der nicht weniger wichtig ist, nämlich die Kunstgeschichte, darstellen. In der Rücksicht bleibt nicht allein das Kunstwerk interessant, das sich der Vollkommenheit nähert, sondern auch jedes andere, was einen Moment der Aufnahme, oder des Verfalles der Kunst bezeichnet.

Die neuere wie die ältere Kunstgeschichte zeigt einen Anfang, ein allmähliges Fortschreiten, den Punkt der höhern Blüthe, das Abnehmen, und den Verfall. Wenn solche Betrachtungen für den menschlichen Verstand überhaupt sehr wichtig und lehrreich sind, so bleiben sie es doch vorzüglich für den philosophischen Künstlersinn, indem sich daraus die treflichsten Resultate über das Wesen und ein richtiges Studium der Kunst selbst ergeben. Jeder Fortschritt, den die aufkeimende Kunst macht, bezeichnet eine neue Entwickelung in den Seelenkräften des Menschen, und man sieht, mit welchem Streben der Ge-

nius der Kunst auf seinem engen und mühsamen Pfade sich emporwinden mußte.

Sollte es daher je möglich werden, den unstäten Kunstsinn festzuhalten, und eine ächte Geschmackslehre für die bildenden Künste aufzustellen; so muß das Studium älterer und neuerer Kunstgeschichte die fruchtbarsten Data und Momente hiezu liefern. Aber dies Studium kann nur da statt haben, wo eine Reihe von Kunstwerken von verschiedenen Zeiten, Schulen und Meistern aufgestellt ist.

Um also eine für das Studium nützliche Gallerie zu formiren, müßte man von der großen Menge der königl. Gemälde eine geschickte Auswahl treffen. Es giebt eine große Anzahl derselben, welche recht gut ein Zimmer möbliren, und im Ganzen dekoriren, die aber das Gegentheil in einer geordneten Gallerie bewirken. Ueberhaupt ist die königl. Sammlung an Originalstücken — beinahe aus jeder Schule — so reich und ansehnlich, daß sie keiner kleinlichen Mittel bedarf, um sich geltend zu machen. Freilich, da sie jetzt so zerstreut und gleichsam in mehreren Gallerien aufgestellt sind, so geschah es, daß, um die Zahl voll zu machen, manches unbedeutende Original, und nicht wenige Kopien aufgenommen wurden.

Bei einer Gallerie also, die, wie ich wünsche, als Schule zur Bildung des Geschmacks dienen soll, wäre eins der ersten Erfordernisse, die Spreu von dem Korn gesondert zu erblicken. Nur solche Gemälde müßten aufgenommen werden, welche entweder für das Studium der Kunst selbst, oder der Geschichte derselben wichtig sind.

Ein nicht weniger wesentlicher Punkt wäre die innere Einrichtung bei der Aufstellung: nämlich die Kunstwerke nach genau bezeichnenden Epochen und Schulen zu reihen. Nur vermit-

telst einer systematischen Ordnung wird es dem Künstler und Liebhaber möglich, mit dem wenigsten Zeitaufwande sich in dem Labyrinth der Kunstgeschichte zu finden, den eigenen Karakter jeder Kunstepoche, jeder Schule und jedes Meisters zu unterscheiden, das Vortrefliche herauszuheben, und das Mangelnde deutlich wahrzunehmen. Nur auf diesem Wege läßt sich dann in die tiefern Geheimnisse der schönsten, schwierigsten und edelsten aller Künste eindringen — einer Kunst, die den Geist erhebt, und das Gemüth in seinen innersten Gefühlen belebt, indem der äußere Sinn durch die Magie der Farbenharmonie bezaubert wird. Höhere Weihe haben die Musen für den Menschen nicht.

Als ein Eingeweihter stiftete Friedrich Wilhelm diese Akademie als einen Schutzort und Aufenthalt der Musenkünste in seinem Reiche; aber mit gefalteten Händen stehen sie noch, flehend um diese letzte Gewährung seiner väterlichen Huld.

Aber wie? wenn die Vereinigung aller antiken Kunstwerke in ein Museum, und aller vorzüglichen Gemälde des königlichen Schatzes in eine Gallerie, und zwar in einem besondern Gebäude zu Berlin statt fände: würden dadurch nicht alle königliche Schlösser und andere Gebäude, welche sie jetzt enthalten, ihrer Verzierungen beraubt? würden sie nicht verlassen stehen? wer würde wohl dann noch Lust haben, sie zu sehen? — Auf diese Einwürfe habe ich folgendes zu antworten:

Erstlich sind die Gebäude, wo sie jetzt aufgestellt sind, nicht bloß sehenswerth wegen der beweglichen Kunstwerke, die sie enthalten: die meisten sind mit so viel Pracht erbaut und verziert, daß sie nicht weniger verdienen, um ihrer selbst willen von jedem Kunstfreunde besucht zu werden.

Zweitens würde mit Herausziehung der antiken Statuen

und der bessern Gemälde eben keine Leerheit in den Verzierungen entstehen. Eine große Menge von Verzierungsgemälden würde noch zurückbleiben, und da sie ohnedem jetzt zu gehäuft aufgehangen sind, so würde selbst das wenigere dort besser zieren. Dabei besitzt das königliche Haus eine so große Menge von Marmorstatuen, theils Kopien nach Antiken, theils moderne Originale nach bekannten Meistern, daß diese hinlänglich die vakanten Stellen der Antiken in den Sälen und Zimmern ersetzen würden. Vermittelst dieser Verfügung würde noch das Gute geschehen, daß so viele moderne marmorne Statuen und Büsten, welche jetzt in den Gärten umher dem Verderben eines verwüstenden Klima's ausgesetzt sind, gerettet, und unter Dach gebracht würden. Nebst dem schicken sich Werke der modernen Sculptur viel besser zu Verzierungen in Zimmern und Sälen, als die Antiken; denn jene haben Neuheit, und der Marmor sein schönes Ansehen: folglich harmoniren sie unendlich mehr mit der Pracht der Möbel, dem Glanz und Neuheit der Säulen, der Wände, der Decken, der Vergoldung, u. s. w.

Drittens qualificiren sich antike Bildsäulen und Büsten gar nicht zu Verzierungen. Es ist fast kein antikes Monument, das nicht mehr oder weniger verstümmelt auf uns gekommen wäre. Hier fehlt der Kopf, da die Nase, der Arm, die Hand, das Bein, u. s. w. Die Ergänzungen sind selten richtig, und die Fuge der Ansetzung bildet immer eine Difformität für das Auge; Reinheit und Glanz des Marmors ist verlohren, der Rost des Alterthums umgiebt sie auf allen Seiten. Eine solche Statue oder Büste kann die ganze Eleganz eines Zimmers oder Sales in Disharmonie bringen, und folglich im eigentlichen Sinn eher verunstalten, als zieren.

Viertens sey es mir erlaubt zu sagen, daß es unter der

Würde eines antiken Monuments ist, als Verzierung aufgestellt zu werden. Die Sache ist eben so wenig schicklich, als das einzelne Manuskript eines klassischen Schriftstellers in einer Handbibliothek aufstellen zu wollen. Die sparsamen Ueberbleibsel, welche sich aus dem allgemeinen Schiffbruche der alten Welt bis auf uns gerettet haben, sind nicht bloß merkwürdig in Rücksicht ihres artistischen Werthes; vielseitig ist ihre Ansicht für den forschenden Geist: sie sind jene unverlöschbaren Spuren des freundlichen, humanen, hohen Genius, der die Völker Aegyptens, der Hellenen- und der Römerwelt beseelte. In ihnen lesen wir noch die Züge ihrer Götter und Helden, ihrer Könige und Feldherren, ihrer Staatsmänner, Redner, Dichter, Philosophen, kurz jedes durch die Geschichte uns werth gewordenen Mannes. Solche Werke dürfen nicht als eitle Zierde dienen; als Monumente des menschlichen Geistes sind sie das Erbe, was der ganzen Menschheit angehört; jede Vereinzelung derselben ist ein Eingrif, nur durch Allgemeinmachung und vereinigte gute Aufstellung werden sie wahres Studium, und jedes davon erhobene Resultat ist ein neuer Gewinn für das gemeinschaftliche Gut der Menschheit. In Rücksicht des darin enthaltenen Kunstwerthes werden sie für künftige Zeiten immer Muster bleiben.

Fünftens, was die Gemälde betrift, so haben sie freilich weder den hohen geschichtlichen, noch artistischen Werth, wie die Antiken. Nichtsdestoweniger bleibt das Studium der modernen Geschichte der Kunst immer unendlich interessant: und da von den antiken Werken der Mahlerei nichts von hoher Bedeutung auf uns gekommen ist, so bleiben die Schulen des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts uns die beste Vorschrift.

Auch noch aus andern Gründen qualificiren sich solche Ge-

mälde eher für eine Gallerie, als zur Verzierung. Selten nämlich ist ein Bild älterer Schulen hell und schön genug erhalten; zweitens ist die Größe und Form selten für ein Zimmer passend; drittens, da die Gegenstände größtentheils kirchliche Vorstellungen sind, so können sie weder angenehm, noch passend seyn, um ein Zimmer oder einen Saal analog zu verzieren.

Diese Erklärungen möchten für jeden unbefangenen Kopf hinreichend seyn, um jeden gemachten oder zu machenden Einwurf zu heben.

Dürfte ich nicht fürchten, diese Rede über die Gränzen auszudehnen; so würde es mir nicht schwer werden, selbst einen architektonischen Plan vorzulegen: wie ein Gebäude, das den königlichen Kunstschatz, vermöge meines Vorschlags, aufnehmen würde, aufgeführt und innerlich eingerichtet seyn müßte; welcher Platz in der Stadt hierzu der schicklichste seyn würde; wie die innere Hauptabtheilung zwischen dem Museum der Antiken und der Gemäldegallerie einzurichten wäre; wie groß und hoch die verschiedenen Säle, Zimmer und Kabinetter; welches die schicklichste Beleuchtung; und wie die zweckmäßigste Einrichtung für das Studium der Künstler, und das Besehen sowohl einheimischer als fremder Kunstfreunde, getroffen werden könnte.

Schließlich sey mir erlaubt, noch einen unbefangenen Blick auf den wirklichen Zustand der königlichen Akademie zu werfen.

Der Endzweck dieses Instituts kann kein anderer seyn, als durch Erziehung guter einheimischer Künstler die Blüthe der Künste herbeizuführen, den Geschmack der Nation immer mehr auszubilden, und selbst, auch in merkantilischer Rücksicht, uns immer mehr unabhängig vom Auslande zu machen.

Was den ersten Punkt, die Vervollkommnung der Künste überhaupt und die Anziehung guter einheimischer Künstler, betrift, ist es

nicht genug, auf eine gute Auswahl von Lehrern, sowohl in den theoretischen als praktischen Abtheilungen der Kunst, Rücksicht zu nehmen, und die Zöglinge nach gewissen Stunden und in abgeordneten Klassen zum Lernen und Arbeiten anzuhalten. Der Lehrer selbst, so sehr er sich auch im Auslande nach den besten Mustern gebildet haben mag, bedarf nichtsdestoweniger einer öftern Auffrischung dessen, was er gesehn und gelernt hat. Dies anhaltende Beobachten und frische Sehen gewähren ihm allein die Mittel, sich gegen Monotonie und unerträgliche Manier zu schützen. Was den Zögling angeht, ist es bei seinen erweiterten Fortschritten hauptsächlich nöthig, ihm mannigfaltige Muster vorzulegen, sonst wird er einseitig, und der stumpfe leblose Nachahmer der manierirten Schule seiner Meister.

Für den praktischen Künstler, wie für den Zögling, wäre es also wesentlich, eine Reihe von Vorbildern alter und neuer Kunst vor sich aufgestellt zu sehen. Das mannigfältige Schöne in denselben würde den ersten vor Einseitigkeit bewahren, und der Zögling liefe nicht Gefahr, die Manier des Meisters als Muster zu betrachten, sondern das gesammte Resultat des Vortreflichen, was in jedem aufgestellten Kunstwerke einzeln anzutreffen ist, würde sein Vorbild und das Studium seines Bestrebens seyn. Und wie viel thätiger und wirksamer könnte der Lehrer der theoretischen Theile vermöge einer solchen Anstalt werden? Wie viel anschaulicher könnten seine Vorlesungen seyn, wenn er in Mitte der vorzüglichsten Kunstwerke seinen Vortrag den Zuhörern gleichsam versinnlichen, und mit dem Finger auf die Gegenstände weisen könnte, wovon seine Lehren abstrahirt sind? Da ich in dem angehenden Winterkurse, vermöge meines Amtes, die Theorie der bildenden Künste nach den Grundsätzen der Alten an dieser Akademie vorzutragen gesonnen bin, so

gestehe ich, daß ich fürchten muß, nicht so nützlich und so allgemein verständlich zu seyn, wie ich wünsche, da ich aus Mangel der benöthigtsten Kunstobjekte nicht immer im Stande seyn werde, meine Lehren genug anschaulich zu machen.

Eine zweite Absicht dieser Akademie ist, den Geschmack der Nation für die schönen Künste immer mehr auszubilden. Es ist nemlich nicht genug Künstler zu haben, es müssen auch Kenner und Liebhaber, es müssen auch Genießer vorhanden seyn; ohne diese bleibt der Künstler isolirt, ohne diese fehlt es der Kunst am Sporn. Ohne Achtung bleibt der Künstler dürftig, und in Dürftigkeit erhebt sich der Genius der Kunst nie mit Energie und geistesfreiem Sinn. Gebührende Ehre für die Person des Künstlers, und Verlangen nach dem Besitz seiner Werke, sind das Element, worin die Kunst allein frei athmen, und mit kühnem Flug sich aufschwingen kann.

Aber wie kann der Liebhaber, wie kann der Kenner des Kunstschönen sich bilden, wenn er nicht Gelegenheit hat, öfters gute Kunstwerke zu sehen? Wie kann dem Menschen etwas zum Bedürfniß werden, was er nicht kennt? Wie soll man die Großen, und überhaupt die vermögendere Klasse der Nation dahin bringen, nach dem Grade des Vermögens wohlthätig für die Künste zu wirken, wenn aus Mangel an Entwickelung des Geschmacks, der Sinn für den erhabenen Genuß schöner Kunstwerke stumpf bleibt? — Der ächte Kunstgeist kann nur da gedeihen, wo man Vorbilder hat, und diese in schöner Ordnung gereihet, jedem leicht und täglich zugänglich sind. Die Hauptstadt jedes Reiches bedarf solcher öffentlichen Kunstsammlungen vorzüglich, weil die Klasse von Menschen, welche für die Aufnahme der Künste wirksam seyn können, da zusammentreffen, und sich wechselsweise durch Rivalität an-

eifern. Ich bestehe darauf, ohne Museum der Antiken, und ohne Gemäldegallerie in der Hauptstadt, wird sich nie eine Klasse von Kennern und Liebhabern finden, und wenn auch da und dort von dem einen oder dem andern etwas für die Kunst geschehen wird, so ist zu fürchten, daß es eher das Werk der Ostentation, als des geläuterten Geschmacks sey. Und was ist die Folge davon? daß die Kunst gedrungen wird, mehr für den Luxus reich und geschmacklos, als für das gebildete Gefühl einfach und schön zu arbeiten.

Eine dritte Absicht dieser Akademie ist, auch in merkantilischer Rücksicht, die Nation immer weniger abhängig vom Auslande zu machen, ja es selbst dahin zu bringen, Muster für das Ausland zu werden.

So kurze Zeit auch dieses Kunstinstitut existirt, so wird man doch seinen wohlthätigen Einfluß sowohl auf die Kunst selbst, als auf manche Zweige der National-Industrie nicht verkennen. Ein Beweis hiervon möchten für den unpartheiischen Richter eben diese fast jährlichen Ausstellungen seyn. Man denke sich ein Jahrzehend zurück, und vergleiche, was damals, und was heute gemacht wird. — Und, um nur eine Anstalt, die der Nation so viel Ehre macht, zu berühren, sehe man auf die vielfältigen Verbesserungen der Porzelanfabrik.

Indessen soll man weniger auf das Acht haben, was schon da ist, als auf das, was die Zukunft leisten könnte und wird, wenn die Wege mehr gebahnt und die Hülfsmittel zu höhern Zwecken erleichtert sind.

Wäre der Schatz der antiken Monumente des königlichen Hauses nach dem vorgeschlagenen Plane aufgestellt: so hätte der Antiquar die Erleichterung, diese Monumente durch die bessern Zöglinge der Akademie zeichnen, und durch eine gleiche

Anzahl junger Künstler in Kupfer stechen zu lassen: ein für die königliche Akademie so ehrenvolles, und für die gesammte Gelehrsamkeit so wichtiges Werk könnte sobald im öffentlichen Druck erscheinen.

Der junge Bildhauer hätte an den Statüen und Büsten nicht nur die besten Muster für sein Studium, sondern er könnte seine im Kleinen oder auch im Großen nachgearbeiteten Modelle in Ton brennen, oder in Bronze gießen: folglich würden seine bessern Studien ihm selbst schon Gewinn für das In- und Ausland. Für den Former in Gips, nach dem Marmor sowohl als den geschnittenen Steinen, in Schwefel und Glaspasten, wäre ein neuer Nahrungszweig eröffnet, und das Schöne der alten Kunst würde für den einheimischen und fremden Liebhaber vervielfachet. — Deutschland zählet wenige, und besonders wenig gute Steinschneider: das königliche Museum könnte bei einem freien Gebrauche allein mehrere geschickte Leute in diesem Fache bilden: und der Medailleur und Wappenstecher hätten dadurch eine Gelegenheit zur Vervollkommnung, vermittelst welcher sie auch dem Auslande wichtig werden könnten.

In der nach unserm Plan entworfenen Gemäldegallerie, könnte der für sein Studium kopirende Zögling, sey es in Zeichnung oder Farbe, in dieser oder jener Art Mahlerei, seine Kopien verkaufen: und der Kupferstecher hätte Vorbilder, das höchste in seiner Kunst zu versuchen, indem man die vorzüglichen Gemälde der Gallerie, so wie es anderwärts geschehen ist und noch geschieht, durch gute Stiche bekannt machte.

Ueberhaupt wäre die Wirkung, welche ein königliches Museum und eine königliche Gallerie in der Hauptstadt für die

Aufnahme der königlichen Kunstakademie hervorbringen würde, so vielseitig, daß ich fürchten muß, für eine so einleuchtend gute Einrichtung, worin alle polizirten Staaten von Europa uns zum Vorbild dienen, nur zu viel gesagt zu haben.

Ich darf es wiederholen, Friedrich Wilhelm fühlet für die Musenkünste; er hat mit ausgezeichneter Huld diese Akademie zur Aufnahme derselben in seinen Staaten gegründet: es würde daher ungerecht seyn, von seinem väterlichen Schutze nicht ferner, und noch mehreres hoffen zu dürfen.

Hirt.

III.

Nachtrag zu dem Aufsatze: Ueber die innere Einrichtung der Stiftshütte *).

Mein würdiger Freund, Hr. Prof. Löwe in Breslau, hatte die Güte mir in einem Schreiben vom 29. October, einige Bemerkungen über meine Hypothese mitzutheilen, die ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten darf: um so weniger, da ich ihm sowohl für die nachgewiesenen Quellen, als für die grammatikalische Berichtigung meinen Dank schuldig bin. Die Quellen, auf die er mich aufmerksam macht, und die sich zerstreut im Thalmud befinden, jetzt nachzuschlagen, erlauben die Umstände nicht; aber ich lege sie dem Publikum vor Augen, theils um sie seiner Prüfung zu unterwerfen, theils auch, um durch die öffentliche Bekanntmachung gleichsam verpflichtet zu seyn, diesen Gegenstand, bei besserer Muße, weiter zu erörtern.

Hr. Prof. L. zweifelt nähmlich, ob das Wort Haeduth, wie ich übersetzt habe, das Bewußte bedeuten könne, indem es alsdann, aus einer ganz andern Wurzel entsprungen, Hadeuth heissen müßte; auch werde das Wort Haeduth (Ps. XXV. 10.) ausdrücklich mit Berith (Bund) für gleichbedeutend genommen. Wollte ich nicht den Schützling

*) S. den Oktober dieser Zeitschrift.

meines Freundes, den maſoretiſchen Text, ſchonen; ſo könnte ich freilich ſagen, daß bei der vollkommenen Gleichheit der Buchſtaben in den Wörtern Haeduth und Hadeuth, eine ſolche Verwechſelung nichts Unmögliches enthielte. Was aber den gedachten Vers in den Pſalmen betrifft; ſo heißt dort Eduth nicht das Inſtrument des Bezeugens, ſondern das, was durch daſſelbe bezeugt ward: die Geſetze nähmlich. Denn der Vers lautet: „Die Wege des Herrn ſind voll Güte und Wahrheit, denen, die ſeinen Bund und ſein Zeugniß, d. h., die Geſetze, halten.“ Auch findet man 1 Kön. VIII, 9. und 2 Chron. V, 10. dieß noch deutlicher ausgedrückt, indem es dort heißt, „die Tafeln lagen darin, die er ließ auf Horeb, da der Herr einen Bund machte.“ Alſo waren die Tafeln weder der Bund, noch das Zeugniß. Doch da ſteht das Wort Berith, welches nichts entſcheidet. Ich laſſe es daher dahin geſtellt ſeyn, was man aus dem Worte Haeduth machen will, da der Beweis, den ich daraus für meine Hypotheſe entlehne, von gar keiner Bedeutung iſt.

Die zweite Bemerkung, die mir Hr. Prof. L. mittheilt, beſteht darin, daß der Hohe-Prieſter am Verſöhnungstage doch einige ziemlich ſtarke Leiter mit in das Allerheiligſte genommen habe, als nähmlich die metallene Rauchpfanne, und den Rauchdampf, der aus derſelben in die Höhe ſtieg. (3 Moſ. XVI, 12. 13.) Allein gerade in dieſem Verſe ſteht der merkwürdige Zuſatz: daß er nicht ſterbe! Da alſo dieſer Rauch ihm als Mittel gegen die ihm drohende Gefahr angegeben wird, ſo müſſen wir uns mit dem begnügen, was wir wiſſen, oder vielmehr geſtehen: daß wir die Rauchart nicht kennen, die vor irgend einer Todesgefahr, ſey ſie durch Elektricität oder nicht, ſchütze. (S. 4 Moſ. XVI, 46.) Denn daß Lebensgefahr

mit diesem Gange in das Allerheiligste verbunden gewesen war, und der Hohe-Priester ihn daher stets mit einer gewissen Aengstlichkeit antrat, beweiset die Stelle aus dem Tract. Juma, auf die mein Freund mich aufmerksam gemacht hat, und wo es heißt, daß der Hohe-Priester sich stets einen guten Tag gemacht habe, wenn er glücklich und ohne Fahr aus dem Allerheiligsten zurückgekommen ist.

Die Priester der pharisäischen und sadukäischen Sekte hatten einen Streit über den Ort, wo das Rauchwerk auf die Pfanne gelegt werden müßte, da es die letzten ausser dem Allerheiligsten, die ersten aber nach dem Eintritt in dasselbe darauf thaten; auch soll einst ein sadukäischer Priester die Anhänglichkeit an diese Behauptung seiner Sekte mit dem Leben gebüßt haben. Allein alles das, so wie die geheimnißvolle Behandlung des Rauchwerks, schreibt sich vom zweiten Tempel her; und da streitet dann Tradition mit Tradition, indem der Prophet Jeremias das heilige Feuer vergraben haben, und es beim zweiten Tempel nicht mehr vorhanden gewesen seyn soll. Welche von beiden Traditionen die ächte sey, vermag ich nicht zu entscheiden. So viel aber ist gewiß, daß die hier zuerst angeführte, meiner Hypothese sehr günstig ist. Daraus ließe sich auch die Vorsichtigkeit der Pharisäer erklären. Denn wenn man mit einem Leiter in der Hand in die Atmosphäre der Elektricität tritt; so muß es mit einem Wunder zugehen, wenn man keinen Schlag bekommen soll. Allein wenn der Priester nur mit der Pfanne in das Allerheiligste kam, so konnte er diese sehr leicht absetzen, und das Rauchwerk in einer Entfernung, nachdem er sich selbst schon isolirt hatte, darauf werfen.

Untersucht verdiente es allerdings zu werden, woraus das Rauchwerk bestanden habe, dessen Bestandtheile

(2 Mos. XXX, 34.) genau beschrieben sind, und dessen Verfertigung doch zuletzt nur in dem Besitze einer einzigen Priesterfamilie gewesen ist. Vielleicht ließe sich dadurch noch etwas näher bestimmen. Dieß wäre aber freilich das Geschäft eines philologischen Chimikers, der, wie die guten Leutchen des vorigen Jahrhunderts, Worte durchs Feuer zersetzen, und ein anderes caput mortuum als sein eignes darin finden könnte.

L. Bendavid.

IV.

Denkwürdigkeiten in Rücksicht auf den Geist der Zeit, während des französischen Krieges gesammelt.

Münster.

Bei meiner Ankunft in diese Stadt fand ich die Thore mit preußischen Truppen von den beiden westphälischen Infanterie-Regimentern Romberg und Manstein besetzt. Kurz vorher, als die Oestreicher die Stadt räumen mußten, zogen Schaaren von Menschen in Prozession durch die Stadt, und sangen den Marseiller Marsch. Man bedauerte daher nichts mehr, als daß die Franken bei Aarhus zurückgeschlagen waren; denn man hätte sie in Münster gern gesehn. Die Franken sollen dies gewußt haben. „Noch leben die Nachkommen Knipperdollings!" sagte mir ein Bürger, der mir die drei eisernen Käfige am Kirchthurm zeigte, wo die Stifter des tausendjährigen Reiches bei lebendigem Leibe verhungerten. „Die Errichtung einer irrdischen Republik," fuhr er fort, „wird ihnen besser glücken, als die einer himmlischen." Mit diesen Aeußerungen stimmten andre Erzählungen überein. Die münsterschen Bürger sahen, bei der Annäherung der Franken, sehr gern, daß die Domherren ihre Sachen einpackten, um die Stadt zu verlassen. Die Vorübergehenden wünschten ihnen spöttisch glückliche Reise. Unwillig erblickte man hier Emigranten sich verweilen. Der Bürger wollte sich schlechterdings nicht, wie das Landvolk, in

Bataillone formiren lassen, so sehr auch der bischöfliche Minister dem Magistrat und der Bürgerschaft drohte.

Bekanntlich ist Münster ein sehr ansehnlicher Handlungsort, der vorzüglich mit Holland in genauen Verhältnissen steht. Daher erregt das Schicksal der Nachbaren Theilnahme, und wird der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Ueberhaupt hat die französische Revolution, wie im ganzen übrigen Deutschland, also auch hier, alle Köpfe beschäftigt, und einen Gemeingeist bewirkt, den man sonst vergeblich suchte, weil jedes Land sein eignes Anliegen, folglich auch seine eigenthümliche Politik hatte. Die, welche glauben, Mannichfaltigkeit der Staaten und Verschiedenheit des Interesse erlaube den Ausbruch einer Revolution nicht, könnten falsch rechnen. Ich fordre jeden aufmerksamen Reisenden auf. Er wird, trotz der Verschiedenheit der Sitten, Meinungen, Religionsbegriffe und Kultur, jetzt eine überwiegende Uebereinstimmung politischer Grundsätze bemerken. Sehr richtig sagt ein Schriftsteller, die Vernunft denkt und handelt überall sich gleich. Man nehme an, was man hoffen darf, daß die Kultur der Vernunft steigt, daß sie den Menschen immer mehr von religiösen und politischen Irrthümern entkleidet: so muß eine Allgemeinheit im Denken und ein Gemeingeist entstehen, den man sehr richtig Weltbürger-Sinn nennt, weil er sich über die ganze Welt erstreckt. Nicht indem jeder für die ganze Welt handelt, der Wirkungskreis ist zu groß für den beschränkten Menschen, sondern indem jeder in seinem Kreise, ohne daß es sein Nachbar wissen darf, mit allen übrigen Erdbewohnern nach gleichen Grundsätzen verfährt. In Münster befördert einen solchen Gemeingeist nicht bloß die Nachbarschaft der Franken, sondern auch das sehr häufige Lesen freigeschriebener großer und kleiner politischer

Werke, die durch ihren Feuereifer oft ersetzen, was ihnen an Ueberlegung abgeht, und durch Faßlichkeit des Vortrages, und Bestechung des Eigennutzes ihrer Leser, gelehrtere Gegner verdrängen, die das schwere Geschäft übernehmen, Mäßigung und Entsagung der Leidenschaften geltend zu machen. In den Buchläden dieser bischöflichen Residenz findet man, neben den Erbauungsbüchern der Katholiken und Protestanten, die neuesten und freiesten Geburten der Politik, welche in Ländern gemäßigter Preßfreiheit verboten sind. Kein Wunder, wenn in unsern Tagen Untersuchungen der Staatskunde mehr Leser finden, als schöne Literatur und andre Zweige der Wissenschaften. Da die Uebel der mannichfaltigen Staatsverfassungen einmal zur Sprache gekommen sind, wünscht jedermann sich zu belehren, wie ihnen abzuhelfen, und bürgerliche Glückseligkeit zu vermehren sey. Denn wenn auch über die Grundsätze kein Zweifel mehr obwaltet, die einer rechtmäßigen Staatsverfassung zum Grunde liegen, so kann doch Erfahrung allein die Mittel an Hand geben, wie der, durch willkührliche Einrichtungen künstlich geschürzte Knoten mit bestmöglichster Schonung der Individuen gelöset werden, und jedes Mitglied der Gesellschaft sein individuelles Glück auf die schicklichste Art an die Masse des allgemeinen Wohls knüpfen könne. Durch verständiges Lesen wird eine Revolution in den Köpfen verbreitet, die eine Revolution in der Wirklichkeit unschädlicher machen kann. Die Franken übereilten die ihrige, und bezahlten deswegen ihre erworbenen Güter so theuer, daß kein Nachbar sie beneiden darf. Ein anderer Zug charakterisirte den Grad der Aufklärung. Das Frohnleichnamsfest erschien. „Wären die Franken hier," sagte mein Wirth, „so würde diese Prozession nicht gehalten: sie ist nur denen heilig, die Geld dafür bekommen,

und der niedrigsten Volksklasse.“ Er hatte wahr geredet. Von den Honoratioren fehlte, wer nicht dabei Amts halber seyn mußte. Also erschien, bei der Prozession des Doms, zuerst der Probst, der das Hochwürdige trug. Hochwürdiger und Pfaffen ähnlicher sah ich nie einen Katholiken. Aus einem bunten Meßgewande blickte ein gebückter Priesterkopf. Das lange Kinn reckte sich gleich einem Holzkeil hervor. Der andächtige Mann sah, in dieser Stellung, mit starrer Mine und unverwandtem Blick nach dem Hochwürdigen, wie der Gymnosophist nach seiner Nasenspitze. Die Hände bewegten sich mit dem langsam schreitenden Fuß in gleichem Takt, und waren in dem seidnen Meßgewande um das Hochwürdige gehüllt. Hinten folgten die violetten Domherren, schwarzen Vikarien, und buntgekleideten Studenten. Sie lasen Messe, und sangen aus voller Kehle. Der Domplatz ist von vielen Lindenreihen beschattet. Ihre schauerliche Kühle begeisterte keinen zur Anbetung, während Symbole, von Menschenhänden gemacht, dem verkehrten Volk bald eine erkaufte, bald eine erzwungene Verehrung abnöthigten. Eben zog eine preußische Compagnie zur Wachparade. Sie marschirte schnell durch den Zug; die Officiere waren billig genug frommer Gefühle zu schonen. Der Anführer zog vor der Monstranz, und salutirte, wie er vor der Fahne zu salutiren pflegt. Bald erschienen kleine Kinder-Prozessionen. Keine Nationalbildung war den vielen Gesichtern eingeprägt, die ich sah. Häßlich waren die meisten. Ein gleiches bemerkte ich an Erwachsenen, Männern und Weibern. Die kleinen Knaben trugen Ordensbänder und Marschallstäbe, womit sie recht pathetisch einhergingen. „Die Mönchsrace,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „ist ja so zahlreich?“ „Ich wundre mich selbst darüber,“

sagte er, „da jetzt ihre Werbungen nicht mehr von Statten gehn. Allein das unnütze Zeug, die privilegirten Müssiggänger, übertölpeln einfältige Bauernsöhne, zumal wenn sie vermögend sind, und die Emigranten liefern manchen Rekruten."

Bei dieser Gelegenheit durchzog ich die Straßen der Stadt. Sie sind bald krumm, bald gerade, bald enge, bald weit: wie alle Städte, die der Zufall erbaute. Die Häuser haben zwei bis drei Stock. Die meisten sind antik; doch sieht man hin und wieder auch geschmackvolle und moderne hervorsteigen. Was Münster interessant macht, sind die abgetragenen Wälle, worauf schöne Alleen fortlaufen, und englische Parthien angelegt sind. Das Schloß liegt am Ende der Stadt am Wall, dicht an einer ehemaligen Citadelle. Diese ward durch die Geschäftigkeit des vorigen Bischofs abgetragen, und ist jetzt ein schöner englischer Garten, wo Berg und Thal abwechseln, und Wälder und Seen sehr geschmackvoll angebracht sind. Man wandelt um so viel lieber auf diesen reizenden Hügeln, da die herumliegende Gegend dem irrenden Auge nur ein Land aus Haide und Sand gewebt, und Gesträuche hinter jenen arabischen Steppen zeigt.

Bald nachher sah ich die preußische Wachparade den Domplatz beziehn. Er wimmelte von Soldaten und fremden Zuschauern. Der General Kalkreuth nahm Abschied. Diese Scene war für mich interessant. Viel hatte ich im französischen Kriege von seiner Bravheit und Feinheit gehört. Hier sah ich ihn selbst. Der Ernst des Kriegers vereinigte sich bei ihm mit der Gewandheit des Hofmanns. Er neigte sich tief. Auf dem Gesicht, lächelte unter der gerunzelten Stirne ein freundliches Auge hervor, mit welchem der gefällige Mund harmonirte.

Jedem Staabsoffizier sagte er etwas Verbindliches; den Subalternen empfahl er sich. Er ging in die Kreise der Unter-

offiziere, nannte sie brave Leute, vorzüglich die Romberger, dankte ihnen für ihre Treue und Folgsamkeit, versicherte sie seiner Gewogenheit, und wünschte ihrem Andenken gegenwärtig zu bleiben. Ach, wie das den Leuten wohlthat. Mancher wischte sich eine Thräne ab; mancher stand stumm und bekümmert da. Ich gesellte mich zu ihnen, und frug, was der General gesagt hätte. — Da erzählten sie mir, in ihrem treuherzigen westphälischen Dialect, und rühmten, daß Kalkreuth sich immer auf sie verlassen hätte. Sie wären stehen geblieben, wo andre gewichen wären. Die guten Leute fühlten itzt viel, und ärndteten, durch die Artigkeit des Heerführers, den Lohn für ihr mühvolles und gefährliches Leben im französischen Kriege

Die Offiziere, welche einem so musterhaften Beispiele gefolgt waren, befanden sich wohl dabei. Allgemein lobte man den gemeinen Soldaten: dieser war mit seiner Kost zufrieden, half in der Arbeit, erzählte aus dem Kriege, und war im Ganzen sehr willkommen. Einzelne Ausnahmen nöthigten den Kommandanten zu strengen Strafen, und verursachten, daß dem Militair einige Billiarde untersagt wurden.

Telgt. Lengerich. Oedenberg. Glandorf.

Wie man die Gärten der Stadt verläßt, kommt man wieder auf dürre Haide. Von Münster bis Iburg sind acht Stunden, und ich kann behaupten, daß ich Quadratmeilen Moorland unangebaut liegen sah. Aus den benachbarten Büschen blickten hin und wieder einzelne Bauerschaften hervor. Der Weg geht im Sande fort. Schon eine Meile vor Telgt hat die heilige Einfalt alle fünf hundert Schritt Crucifixe aufgestellt. Ein andächtiger Katholik kann diese Promenade unmöglich in vier Stunden zurücklegen. Eine Allee von Tannen

führt im Schatten von dem einen zum andern, wo in halberhobener Arbeit die Lebensgeschichte Jesu zu sehen ist. Telgt ist ein kleiner schmutziger Ort, durch sein wunderthätiges Marienbild bekannt. Eine runde, steinerne, mit eisernen Gittern gezierte Kapelle umgiebt es. „Jetzt thut das Marienbild zwar auch Wunder" sagte der Küster; „allein um kein Aufsehen zu machen, reden wir nicht mehr davon. Ehedem war es anders" indem er auf die Gemälde und Krücken zeigte. Ja wohl! sagte ich — und pries die Menschen glücklich, daß es nicht mehr so war.

Auf einmal veränderte sich diese Erdgattung in braune fette Erde; der Grashalm ward länger, und erquickte das Auge, statt der dürren Haide, mit frischem Grün. Die Bäume wurden stärker, und standen dichter. Was konnte das anders bedeuten, als die Nachbarschaft eines Klosters? Die Geistlichkeit hat ja von je her genug Zeit gehabt, die schönsten Plätze zu beäugeln, und Blitze Petri genug, ihre Besitzer zu tödten. Ein Kloster, Lengerich genannt, gab mir die Landcharte an, und wies mir die kleine Kirche nach, in deren Thurmhügel die Glocken tönten. Ich forderte einen Trunk Bier: das hatte man eben so wenig, als einen Trunk Wasser. Nun gab ich mich für den Feldpater einrückender Dragoner aus, und augenblicklich war Wasser und Bier vorhanden. Mit dem Militär zu reisen, ist doch eine treffliche Sache.

Darauf durchirrte ich wieder einige Steppen. Der Torfboden verbesserte sich, der Hain ward dichter, aber diesmal war es kein Kloster, sondern ein Freihof, der Oedenberg hieß. Die Straße geht einige hundert Schritt daneben; das Plätzchen ist auf der Landcharte bezeichnet. Es ist eine Meierei, die schon in Urkunden Karls des Großen erwähnt wird. Ein

Freihof bedeutet ein Denkmal aus jenen frühern Zeiten, wo jeder ein freier Besitzer des Landes war, das er angebauet hatte. Die Söhne des Vaters baueten sich in der Nachbarschaft an, und standen mit ihm in mancherlei Verhältnissen. Man kann sagen, daß sie hier im eigentlichen Naturzustande leben. Sie haben keine Abgabe zu entrichten, kein Untergericht hat Gerichtszwang über sie. Das Gebäude ist nett gebaut. Ein Fluß fließt daneben. In Büschen versteckt, ragen einzelne Bauerhöfe hervor. Ich hatte hier auf einer Ebene alles mannichfaltige Schöne beisammen, womit die Natur mit ihrer Zauberhand eine Ebene zu putzen pflegt. Traulich wandelte ich in dieser Einsamkeit herum. Wiesen zogen sich hin, und verloren sich in Krümmungen. Ihren Saum umfaßte ein Wald, der aus hell- und dunkelgrünen Laub- und Nadelhölzern bestand. Die bejahrte morsche Eiche, mit ihrem Laubkranze, stand eingeschlossen von Büchen. Diese umzingelten Erlen, bald schlossen sich Tannen daran, und die Aussicht endete in einen dunklen Schatten, worin sich das Auge gern verlor. So änderte sich die Scene fast alle hundert Schritte. An manchen Orten hatte die Hand des Menschen Stege gehauen, und leise nachgeholfen, aber gern bemerkte man das. Vermuthlich trugen zu diesen angenehmen Empfindungen die artigen Besitzer des Hauses bei. Westenberg hieß der Vater dieser glücklichen Familie. Sie lebten im Wohlstande ein patriarchalisches Leben, ohne Nomaden zu seyn. Vertraulich und gefällig im Umgange, im Reden der Natur getreu, mit der sie einen Bund geschlossen zu haben schienen. Es lagen einige preußische Dragoner-Officiere dort. Glücklich sind sie, dachte ich, wenn sie dafür empfänglich sind. Der Sohn durch Belesenheit, die Töchter durch die Mutter gebildet, waren naiv und munter, dabei musikalisch,

welches ihnen zum artigen Zeitvertreibe diente. Der Vater langte aus dem Schatz seiner Erfahrungen manches Gute hervor. So verflog die Zeit. Gleich einem Genius, war in unsrer Mitte ein junger französischer Abbé, der die Mädchen unterrichtete. Hätte ich sein Gelübde gelobt, ich hätte mich nicht in die Gefahr begeben, mit zwei schönen Mädchen unter einem Dache zu leben: allein die Noth lehrt viel. Auch pries mir jedermann die Untadelhaftigkeit seiner Sitten.

Von dort gelangte ich durch wüste Moorgegenden, mit Bauerschaften besäet, zu dem Kirchspiel Glandorf. Hier fängt das Osnabrückische Gebiet an, doch dauert die Niederung noch immer fort, die in Westphalen einen so beträchtlichen Raum einnimmt. In diesem Kirchspiel, und in Laar, Eine, Mitte, Fichtrupp, lag das preußische Dragonerregiment von Katt seit dem März, und war bereits einheimisch geworden. Der Officier vermißte, in den entlegenen Bauerschaften, wo er halbe und ganze Stunden wandern mußte, um Leute seines Standes zu sehen, die Freuden der Geselligkeit. Desto mehr gefiel sich der gemeine Mann. Keine strenge Subordination konnte statt finden; er jagte, fischte, und übte landesherrliche Vorrechte. Mancher blieb auch dort, als das Regiment wegzog. Allein anfänglich machten die Preußen kein Glück, weil sie Protestanten waren. Sie betrugen sich zwar gesitteter, als die Engländer; aber weil sie statt des schweren englischen Geldes nur leichte preußische Groschen hatten, so sah man wenigstens ihr Geld nicht gern. Die Engländer bezahlten schwer und viel, die Preußen leicht und wenig. Das fiel den Einwohnern zum Verdruß der Soldaten häufig ein. Lust zu dem Freudenleben bei den Engländern verleitete auch wohl zur Desertion. Zum Erstaunen mit Menschen angefüllt war vorzüglich

das Kirchspiel Glandorf. Auf eine Stunde im Umkreise rechnete man 2400 Köpfe. Der Boden ist nur kultivirter Moor, der aber herrliche Früchte trägt. Mir war es unerklärbar, wie, trotz der vielen Abgaben, und des dürftigen Bodens, so viele Menschen neben einander leben konnten. Allein außer der Befreiung vom gewaltsamen Annehmen zum Soldaten, herrscht auch viele Betriebsamkeit, so daß in Erholungsstunden Knechte und Mägde fleißig spinnen, und ein Capitälchen ersparen. Die Nachbarschaft von Holland giebt vielen tausend Armen Unterhalt. Während die Männer dort arbeiten, bestellt zu Hause die Frau den gemietheten Acker. Der Mann kommt zum Winter wieder, bezahlt mit dem ersparten Gelde die Miethe des Hauses und Ackers, und für das übrige erkauft er seine Bedürfnisse. So vortheilhaft Holland für den Beutel der Einwohner ist, so nachtheilig ist es für ihre Sitten. Oft in Holland gewesen, und sehr unmoralisch seyn, sind gleichgeltende Ausdrücke. Es ist nichts natürlicher. Ich lernte Männer kennen, die mehr als schlau und gewandt waren. Eine Unterredung mit ihnen überzeugte mich davon. Die Kleidung ist vorzüglich am Sonntage, sowohl bei Männern als Weibern, sehr rechtlich. Die Männer schwarzbraune Röcke, und Schuhe. Die Frauen veilchenblaue Wämser, hellrothe und grüne Röcke, und weiße kattunene Schürzen. Viele wohlgebildete Gesichter bemerkte ich nicht. Ich ging in die Kirche. Ein Gemälde zog meine Aufmerksamkeit an sich. Ein Teufel in Duodez-Gestalt jagte beim jüngsten Gericht, große kolossalische Menschen, mit einem geschwungenen Knüppel in die Hölle. Der Bauerbursch, welcher mir es erklären mußte, sagte sehr naiv: „Das sind dumme Menschen! So groß, und lassen sich vom kleinen Teufel jagen. Wäre ich dabei, ich drehte mich

um, und blockfinkte ihn.“ — Die Strahlen einer geläuterten Religion erhellen hier die Köpfe. Man ist duldsamer, und zweifelt an Priestersagen. Nichts fällt den Leuten schwerer, als das Beichten. Das zeigt, daß sie schon anfangen ungläubig zu werden. Wenn nur das Gefühl der Sittlichkeit nicht darunter verloren geht! Die Klerisei ist indessen auch hier beschäftigt, den Saamen der Kultur bald zu säen, bald auszurotten. Die Schulen werden verbessert. Man lehrt die hochdeutsche Sprache, die Naturgeschichte u. s. w. Auf der andern Seite darf sich niemand der Osterfeier entziehn. Es giebt Freigeister unter der Gemeinde, die sich loswickeln wollen: allein wo Gewalt nichts gegen sie vermogte, half List. Man bestach das Weib des Einen: diese drohete mit Ehescheidung, gab sparsam Futter, trennte sich von Tisch und Bett, und bekehrte dadurch den ungläubigen Thomas. In einem Lande, wo die Regierung gemischt ist, darf es nicht auffallen, wenn gemeine Leute offenherzig gestehen, sie sähen, daß auch Protestanten selig werden könnten, da sich viele gottesfürchtig aufführten. Bekanntlich wechselt ein protestantischer Bischof mit einem katholischen, und das Land ist in Rücksicht der Pfarrstellen getheilt: so daß jede Parthei ihren bestimmten Antheil hat. Allein, seit dem westphälischen Frieden von 1648 sind in den Kirchspielen der katholischen Pfarrer wenig Lutheraner übrig, die meisten sind zu der allein seligmacheuden Kirche, theils aus innerm, noch mehr aber aus äußerm Drang, zurückgekehrt. In einem Kirchenbuche des Landgeistlichen, bei dem ich mich befand, sah ich manche Anmerkung über die Gnade Gottes, welche die verirrten Schafe auf die rechte Straße geführt hätte. Die Bigotterie eines alten, und die Freidenkerei eines jungen Landgeistlichen gab Gelegenheit mancher interessanten Erörterung

über den Werth des ehelosen Standes des Geistlichen und den der Aufklärung.

Die alten Geistlichen, so bestätigt es meine Erfahrung, welche von Herzen glauben, Gott mit ihrem Keuschheitsgelübde einen Dienst zu erweisen, mögen wohl dann und wann, mit leichter Mühe, trotz des guten Tisches und des Müßiggehens, ihr Skapulier beten und züchtig und gerecht leben. Allein was soll den jungen Mann, den modernen Theologen, der mit lebhaften Begierden begabt ist, aufrecht halten? Er weiß, daß er Gott keinen Dienst mit dem erweist, was die strenge Kirchendisciplin ihm auflegt. Also mag die Finsterniß ihn vor Zeugen schützen — die Natur siegt über die Ansprüche der Kirche und der Dogmatik. — Bei der katholischen Geistlichkeit muß also mit der Zunahme der Aufklärung in Religionssachen, Sittenlosigkeit zunehmen. Wer Mainz, Cölln und Münster näher beobachtet hat, wird mir beipflichten. Geht es doch, sagte mir der junge gebildete Geistliche, mit der Aufklärung im protestantischen Deutschland nicht besser. Hier erzieht man den Landmann zum wohlgesitteten, ehrliebenden Menschen, und behandelt ihn, dem Herkommen gemäß, als einen Sclaven: dies erzeugt Mismuth und Unzufriedenheit. Wenn die privilegirten Stände noch obendrein dadurch den verhaßten Raisonnirgeist angefacht sehen, so schließen sie — aus Instinkt, wie das Schaf auf der Weide bei schädlichen Kräutern — die Aufklärung ist schädlich; denn natürlich muß es bei einigem Nachdenken dem Landmann auffallen, wie es wohl anders seyn sollte, und daher, philosophisch gesprochen — wohl anders seyn könnte.

In Städten ist es noch sichtbarer, als auf dem Lande, daß, wenn die öffentliche Gesetzgebung dem Bürger nicht in dem Maße Achtung zusichert, als er durch ein edleres Betra-

gen verdient, er für den Staat unbrauchbar und unzufrieden wird. Jeder theilnehmende Freund, der ihn beobachtet, muß den wohlmeinenden Wunsch hegen, daß er zur Einfalt seiner Vorältern zurückkehren möge, die sich dabei recht wohl befanden. Was der Staat seinerseits verabsäumt, thut der Bürger zu seinem Schaden. Ungern weiht er sich einem verachteten Handwerke, und lebt besser, und kleidet sich kostbarer, um andre dadurch zu bewegen, ihn edler als einen gemeinen Handwerker zu behandeln. Daher die Klagen, daß die Verbesserung der Erziehung Aufwand erzeugt; daher das Hindrängen nach höhern Ständen. Ach! ihr guten Beförderer der Erziehungskunde, eure Absichten waren löblich, die Folgen eurer Bemühungen aber werden für die Bürger jetziger Staaten so lange schädlich seyn, bis die öffentliche Erziehung des Staats mit der Privaterziehung im Einklang steht.

V.

Der Weihnachtabend.

Ein kleines Gemälde aus dem häuslichen Leben.

(Beschluß.)

Hanchen war unterdeß heran gewachsen, und hatte die Jahre erreicht, in welchen ein schönes Mädchen die Aufmerksamkeit der jungen Mitwelt, hier Neid, dort Bewunderung erregt, ein häßliches aber wenigstens Ansprüche darauf macht, und alles was Putz und Mode zu diesem Zwecke darbieten können, in Requisizion setzt. Hanchen gehörte nicht ganz zu den ersten, keineswegs aber zu den letzten. Ein Paar blaue Augen, die unbefangen und froh um sich her schauten, eine blühende Farbe, ein schlanker Wuchs und ein leichter Gang machen noch keine auffallende Schönheit. Indessen gnügen sie um zu gefallen, und die Gewöhnung an freundliche Züge, aus denen eine wohlwollende harmlose Seele spricht, die Vertraulichkeit mit ihnen, die zugleich eine Vertraulichkeit mit dem schönen Herzen ist, fesselt um so gewisser was sich einmal dem bezaubernden Kreise genähert hat. Eine Schöne dieser Art wird wenig Eroberungen machen, aber jede ist gewiß, sie erobert die Herzen, nicht die Sinne allein.

Ihre Mutter, weit entfernt ein so theures Kind ihrem Glücke oder ihrer Existenz zu opfern, hatte gleichwohl zuweilen die Hoffnung genährt, daß sie einst in ihren spätern Tagen

frühe Sorgfalt und Thätigkeit vergelten würde. Der brave Rittmeister, dem die Wohlthätigkeit gegen diese Familie zu einem angenehmen Bedürfnisse geworden war, fuhr fort für die unglückliche Familie zu sorgen, und der Räthin Ludolph war Dankbarkeit ein zu angenehmes Gefühl, um diese wohlthätige Theilnahme an ihrem Schicksal mit thörichtem Stolze, der Verbindlichkeiten scheut, weil er Pflichten vermeiden will, zurückzuweisen. Mit einem wunderlichen Zauber zog den alten Sindel dieser Familienzirkel an. Seine Thaten, seine Feldzüge unter dem Helden Friedrich, theilnehmende Aufmerksamkeit auf die Thaten neuerer Helden, und die Sorge für das Glück einiger guten Menschen, die an ihn gebunden waren, und welche er um alles in der Welt nicht hätte los seyn mögen, theilten sein Leben und seine Geschäftigkeit. Von jenen sprach er mit seinem alten Bedienten, einst seinem Untergebnen, und mit seinen Cameraden, die er auf einer Ressource fand, auf welche er täglich ging. In der That sind solche Anstalten auch nur für Männer, und für Männer dieser Art, d. h. Hagestolzen, sonst zerreissen sie die eheliche Häuslichkeit, indem sie, minder kostbaren Genuß der Geselligkeit erheuchelnd, zum Aufwand verleiten, der häusliche Einschränkungen (die bösesten unter allen, weil diejenigen leiden, welche die meisten Ansprüche haben) nöthig machen, oder den Mann der dem Kreise seiner Familie gehört, an einen Spieltisch fesseln, wo er das Eigenthum der Seinigen dem Zufall Preis giebt. — Sindel hatte sich schon so sehr an das Haus gewöhnt, welches aus einem so edlen Grunde sein eigenes heißen konnte, daß er kein Abendbrodt aus dem Hause genoß.

Indeß wurde seine Wunde, die nicht zum besten geheilt war, schlimmer; es zeigten sich Zufälle eines durch frühe

Debauchen, die damals unter dem Militair mehr als jetzt zum Ton gehörten, beschleunigten Alters; sein Vermögen war nicht gros, und — gesetzt die Hoffnungen der Räthin Ludolph wären nicht so bescheiden gewesen — eine Schwester, die unglücklich verheirathet auf dem Punkte stand, sich von ihrem Manne trennen zu müssen, hatte die nächsten Ansprüche darauf.

Als gute Mutter hatte daher die Räthin dafür gesorgt, daß der Verlust — der ihr in so mancher Rücksicht unersetzlich war, — nicht gar zu unvorbereitet käme. Der Mensch ist thöricht der nur eine Hoffnung nährt, und diese freundliche, oft auch täuschende Schaar von Genien nicht so zahlreich als möglich um sich her versammlet. Hanchen ward, als die Mutter ihr diejenige Bildung ertheilt hatte, die sie ihr zu geben vermogte, um die Kenntnisse einzusammlen und Fertigkeiten zu erlernen, welche die Reize und den Werth eines Frauenzimmers so sehr erhöhen, und jetzt unentbehrlich geworden sind, in eine deutsche Anstalt geschickt, wo junge Mädchen die Bildung erhalten sollten, welche das Zeitalter von ihnen fordert. Es war dies keine Pension, wie sie wohl noch hie und da in Berlin sich finden mögen, und wie sie die würdige Verfasserin von der Geschichte Julchen Grünthals so treffend geschildert hat. Und wäre sie es auch gewesen, Hanchen wohnte nicht in dem Hause der Erzieherin, und trennte sich nie ganz von ihrer Mutter, welche die Bildung ihres Charakters nie fremden Händen überließ.

Mit seltner Geschicklichkeit wuste Hanchen sich den Unterricht welchen sie genoß zu eigen zu machen. Sie sprach vortrefflich französisch, hatte eine Menge nützlicher Kenntnisse gesammlet, und war Meisterin in jeder Art weiblicher Arbeiten. Als daher eine Unterlehrerin, die sich an einen Landprediger

verhei-

verheirathete, die Anstalt verließ, wuste die Vorsteherin derselben diesen Platz nicht besser als durch Hanchen Ludolph zu besetzen. Die Mutter willigte gern ein, und das gute Mädchen hatte eine seltne herzliche Freude, als sie ihrer Mutter den ersten Lohn ihrer Thätigkrit wie ein Opfer der Pflicht darbrachte.

Sie war in dieser Lage zwei Jahre bereits Theilnehmerin des Instituts gewesen, und hatte sich eben so sehr die Zufriedenheit der Vorsteherin desselben als die Liebe ihrer jungen Zöglinge erworben. — Mit dieser Lage zufrieden, glaubte sie nie dieselbe vertauschen zu können oder zu müssen; Plane für die Zukunft waren von ihrer Seele fern, und vorzüglich solche, die sie von ihrer Mutter hätten trennen können. Sie sah jedem kommenden Tage heiter entgegen, weil sie keinen verflossenen bereuen durfte.

In der heitern Unbefangenheit ihres Herzens war es ihr fast ganz entgangen, daß Hr. Braun, ein feiner junger Mann, der in der Erziehungsanstalt Unterricht im Zeichnen gab, sie mit besondrer Auszeichnung behandelte, und eine vorzügliche Neigung gegen sie nicht ganz verbergen konnte. Einst ihr Lehrer, jetzt ihr Gehülfe und Freund, hatte er sie in allen kleinen Eigenthümlichkeiten ihres Herzens und ihrer Laune kennen gelernt, und glaubte in ihr die gefunden zu haben, mit welcher er die beschwerliche Reise des Lebens angenehm und froh zurücklegen würde. Seine Lage war indessen nicht die vortheilhafteste, und schloß ihm keine Aussichten zu dem Genusse eines solchen Glücks auf. — Er war aus Augsburg gebürtig, hatte seinen Vater nie gekannt, und der Mutter, deren Dürftigkeit er theilte, versprechen müssen, ihn nie aufzusuchen und noch weniger über seine Lieblosigkeit Vorwürfe zu machen. Früh

zeigte er Talent für die bildende Kunst, und die Mutter that was sie vermochte, um die glücklichen Anlagen auszubilden. Gute Menschen unterstützten ihre Dürftigkeit mit Rath und That, bis er sich im Stande fühlte aus seiner Fertigkeit Erwerb zu ziehen. — Nur kurze Zeit genoß er indeß das Glück thätig dankbar gegen seine Mutter zu seyn, sie starb als er eben in das achtzehnte Jahr getreten war. Der Pflichten, die ihn an Augsburg banden, war er entlassen, der Ort selbst erfüllte seine Seele, die überall ihren Verlust bemerkte, mit Schwermuth; selbst seine Wohlthäter, von denen er sich ungern trennen wollte, riethen ihn Augsburg zu verlassen, Zerstreuung und Heiterkeit auf Reisen zu suchen, und diese zur Ausbildung seines Talentes zu benutzen. — Er ging nach Wien, und in der Gesellschaft eines ungarischen Fürsten, nach Italien. — Hier nahm der milde Genius der Kunst sich seines verdienten Zöglings an: er studierte die Natur und die Werke der Meister, deren Vertraute sie war, und kehrte nach einem Jahre als vorzüglicher Landschaftsmahler zurück.

Leider muß die Kunst in Deutschland nur zu oft nach Brodt gehen. Vergebens opferte Braun sein Studium, seine Kunst und Zeit auf, um große schöne Werke hervorzubringen: man fand sie zu theuer, oder zog ihm die Arbeiten begünstigter Stümper vor. Wo er sich zeigte, erwachte der Neid, so daß er sich entschließen mußte, mit der unscheinbaren Miene des Anfängers zu debütiren, um nur erst festen Fuß fassen zu können. Er hatte es so oft erfahren, daß, wenn man seinen Werken Gerechtigkeit muste widerfahren lassen, man seinen Charakter anfocht. Diesen sollte man einem Anfänger und Stümper erst einräumen, und wenn er anerkannt war, wollte er die Maske abziehn.

Als Zeichner und Bildnißmahler kam er nach Berlin, und schloß sich als Lehrling an die Academie der Künste an. Unbemerkt arbeitete er fort, und gewann seinen Unterhalt als Lehrer in Privat-Instituten. Hier lernte er Hanchen kennen, und das Wohlgefallen an diesem liebenswürdigen Mädchen brachte ihn auf den Gedanken sich in Berlin niederzulassen. — Eine schöne heitere Landschaft, die er erfunden und gemahlt hatte, war die Veranlassung ihr seine Zuneigung zu entdecken. Er schilderte das Glück, in einer solchen Gegend unbemerkt unter einem stillen Hüttendache mit einem gleichfühlenden Herzen zu leben. — „Wir Künstler„ — fuhr er fort — „müssen darauf „Verzicht thun; die Nothwendigkeit hat uns von der Natur „entfernt, und in die Welt geworfen. Täuschungen unsrer „Phantasie, die wir so auf die Leinwand hinwerfen, sie sind's, „die uns entschädigen. Wir leben ein erträumtes Daseyn in „unsern Werken hin, und diese haben gewiß um so mehr „Werth, je mehr wir uns selbst in sie versetzen. Doch darf „es nicht Eigenliebe oder Dünkel seyn, was der Künstler in „sein Werk überträgt; es muß Liebe seyn: so wie wir einem „geliebten Gegenstande gefallen mögten, so muß unser Bild „im Werke erscheinen."

Hanchen. Ich glaube Sie zu verstehen.

Braun. Mögten Sie mich doch ganz verstehen wollen.

Hanchen. Die Liebe zur Kunst und die Kunst selbst ist im Grunde nichts anders, als die Liebe zu der schönen Natur, die aus dem Urbilde in die Seele des Künstlers überging. Ich habe überall gesehn, daß der Künstler das leicht gewinnt, was andere schwer verdienen müssen, Wohlwollen und Vertraun der Menschen.

Braun. Wirklich?

Hanchen. Auch ist das natürlich. Ein Gemälde, ein Gedicht, es legt so rein den ganzen Charakter dar, so anspruchslos zugleich, und so einschmeichelnd. Man ist so geneigt, was so schön ist, auch für wahr zu halten.

Braun. Nur das Wahre ist schön.

Hanchen. Diese Landschaft, zum Beispiel, — mir ist als sähe ich Sie überall in der Gegend; dort auf dem Berge, hier an der Eiche, auf dieser Brücke, oder im Kahn, und . . .

Braun. Und überall einsam.

Hanchen. An Freunden wird es Ihnen nicht fehlen.

Braun. Wenn dieses schöne Wort mehr als ein Compliment seyn soll, so muß ich auf Ihre Freundschaft rechnen können.

Hanchen. Wer heißt Sie daran zweifeln?

Braun. Mein Bewußtseyn, — mein Gefühl, das ganz erwiedert seyn will, meine Liebe —

Hanchen. Lieber Herr Braun —!

Braun. Hanchen!

Hanchen. Ich verkenne Ihre Verdienste nicht —

Braun. Keine Ausflüchte. —

Hanchen. Auch den Werth Ihres Herzens nicht.

Braun. O! ein einziges Wort nur.

Hanchen. Ich habe eine Mutter, eine arme Mutter, — bin selbst sehr arm.

Braun. Warum das jezt?

Hanchen. Sie hat gesorgt mich glücklich zu machen; ich kann nicht glücklich seyn, wenn sie sorgt. Meinem künftigen Manne wird auch meine Mutter zu Theil, oder vielleicht zur Last fallen. Er muß mich sehr lieben, um das zu thun; aber ich werde ihm auch unaussprechlich dankbar seyn.

Braun. Und wenn jemand diese Bedingungen erfüllen

könnte und gern wollte, würden Sie ihm Ihre Hand nicht versagen?

Hanchen. Mein Herz würde ich ihm geben, über meine Hand entscheidet meine Mutter.

Braun. Sagen Sie dies auch mir?

Hanchen. Ihnen, und — gern.

Braun. Sie würden mich wählen? andern vorziehen?

Hanchen. Ja. Ich erröthe darüber nicht, Ihnen dies zu gestehen. Ich würde Sie wählen, aber meiner Mutter Wille ist mir mehr, als die Wahl meines Herzens, weil ihr Glück mir wichtiger ist, als das meine. Sie wird meine Zufriedenheit nie zum Opfer verlangen, und doch würde sie nur Erwiederung dessen fordern, was ihre mütterliche Treue mir und meinem Bruder gewährte. — Reden Sie mit meiner Mutter; bis dahin kein Wort mehr davon — und auf einen gewissen Fall auch nachher mit mir kein Wort mehr darüber.

Braun war durch diese Erklärung in eine wehmüthige Rührung, aus Furcht und Hoffnung, Freude und Besorgniß vermischt, gesetzt worden. Hanchens Zuneigung war mehr, als er erwartet hatte; das offene Geständniß, welches dem unverstellten Kinde der Natur so wohl stand, freute ihn innig, aber die Bedingung, daß ihre Wahl nur von der Mutter abhangen dürfe, daß sie sich nie von ihr trenne könne, so sehr er sie verehrte, fiel ihm wegen seiner Lage schwer auf das Herz. — Er glaubte daß es Zeit sey sich bekannt zu machen, und seinem Glücke einen Schwung zu geben. — Die Kunstakademie hatte für den Herbst des Jahres eine Ausstellung von Kunstwerken angekündigt; er ergriff diese Gelegenheit, um aus seinem Dunkel hervorzutreten, und die Larve, unter welcher man ihn bisher immer verkannt hatte, abzuwerfen. — Der Entwurf zu einer

Landschaft, welcher jenes für ihn so wichtige Gespräch veranlaßt hatte, wurde in einem großen Oelgemälde ausgeführt, an welchem er im Stillen mit allem Fleiße arbeitete. Es schien ihm Pflicht der Dankbarkeit zu seyn, diesem Werke seine schönsten Stunden, seine besten Kräfte zu widmen. Liebe begeisterte, Hoffnung spornte ihn. — Sein Gemälde ward ausgestellt; es empfahl sich dem Kenner, wie dem Liebhaber; das allgemeine Lob vereinte sich hier, Braun ward neben vorzüglichen Künstlern genannt, und nur der Neid raunte sich die Frage ins Ohr: ist's auch von ihm? — Sein glückliches Geschick wollte, daß ein fremder Fürst, der gerade damals sich in der Hauptstadt aufhielt, seine Bekanntschaft wünschenswerth fand, suchte, und machte. — Eben so sehr durch die Annehmlichkeit des Charakters, als durch das Talent des Künstlers gefesselt, wünschte er ihn an sich zu binden, und trug ihm an, unter vortheilhaften Bedingungen sein Hofmahler zu werden.

Braun wagte es nicht, ihm zuzusagen, sondern bat um Bedenkzeit, die er anwandte, um Hanchen und ihre Mutter mit seinen Wünschen und Aussichten bekannt zu machen. — Man hörte ihn gefällig an, seine Geliebte war eine so herzliche unbefangene Fürsprecherin, er ward mit dem Bedeuten entlassen, daß man nähere Nachricht über seine Familie und deren Einwilligung wünsche, um ihm sie auch von dieser Seite zu geben. — Er sagte, daß er zu Augsburg gebohren, und eine Waise sei, daß er seinen Vater nicht gekannt, und seine Mutter zu früh für ihren Werth verlohren habe: allein, ohne deswegen Mißtrauen in seine Worte zu setzen, forderte man um so mehr Beweise, da er so allein in der Welt da zu stehen schien. Braun versprach sie, bis dahin ward ihm der Zutritt zu dem Hause seiner Geliebten nicht versagt.

So anspruchlos indessen Hanchens Reize waren, so hatten sie doch das Herz von Sindels Neffen, der sie täglich sah, gerührt, und einen ähnlichen Wunsch bei ihm, wie bei Braun erzeugt. Oft hatte er ihr, scherzend mehr als ernst, seine Zuneigung zu erkennen gegeben, sie mit leichtem Sinn leichte Gefühle beantwortet, und so hofte er, wo er nur hätte wünschen sollen. Die Erscheinung des neuen Gastes im Hause, den man so wohlwollend, wie es ihm zuweilen schien, selbst zutraulich behandelte, erzeugte in ihm eine Art von Eifersucht, und diese Leidenschaft, wie sie fast immer thut, setzte ihn in eine Unruhe, die ihm selbst eine unangenehme Gewißheit wünschenswerth machte, wenn sie ihn nur aus der verdrießlichen Ungewißheit zog.

Da er über die Gesinnungen des Mädchens keinen Zweifel mehr hegen zu dürfen glaubte; da er wußte, daß die Mutter ihren Wünschen nachgeben würde, wenn sie die Billigung des alten Sindel hätten: so glaubte er, daß sein Oheim die erste Instanz sey, vor welche er sein Begehren bringen müßte.

„Was giebt's?" redete der Oheim ihn an, als er in das Zimmer trat.

Neffe. Ich will heirathen, Onkle.

Onkle. Heirathen? — Herr Referendarius!

Neffe. Ich bin majorenn, — meine Güter —

Onkle. Schöne Güter. — Aber du hast einen Bruder, der —

Neffe. Blödsinnig, und eben darum auf wenig Bedürfnisse eingeschränkt ist.

Onkle. Aber eben darum auf deine brüderlichen Aufopferungen die gegründetsten Ansprüche hat.

Neffe. Ihm soll nichts entgehn.

Onkle. Ich glaub's dir, so lange du mit deinem Weibe und ihm allein bist: aber da kommen Kinder, die wachsen heran, und mit ihnen ihre Bedürfnisse und Forderungen. — Es giebt immer eine unglückliche Ehe, wenn man am Verlobungstage nicht zwölf Jahr weiter hinausdenkt. So lange ein Wunsch nur in der Seele herrscht, schweigen die übrigen still; ist dieser aber befriedigt, so wachen die übrigen alle nach einander auf, und fordern gleiches Recht. — Kann man's ihnen dann nicht gewähren, so steht's schlimm, und die muß büßen, die unschuldig daran ist.

Neffe. Dies Schicksal wird meine Frau nie treffen.

Onkle. Weißt du das so gewiß? — Das ist auch so eine von den falschen Hoffnungen. — Ist sie reich?

Neffe. Wenn Tugend, Schönheit, Wohlwollen und Genügsamkeit — —

Onkle. Wüßtest du die zu schätzen? — Die Herren deiner Art pflegen sich sonst nicht darauf zu verstehen. Es ist euch eine Münze, die man außer Curs gesetzt, und die man höchstens hervorsucht, um sich mit einem alten verdrießlichen Onkle abzufinden.

Neffe. Sie werden meine Wahl billigen.

Onkle Meinst du? — Wenn sie denn nicht reich ist, stiftsfähig ist sie doch?

Neffe. Wer wird jetzt darnach fragen?

Onkle. Ich. Eure neue Mode und Aufklärung, wie es heißt, kümmert mich nicht. — Wohin mit den Kindern, wenn sie so kommen, man weiß nicht, wie? Es ist ein großes Glück für den Adel, daß er ein Prärogativ auf solche Stiftungen hat, wo man nur die Geburt zu legitimiren braucht, und wo von Verdiensten die Rede nicht ist. — So etwas muß man

der Familie erhalten, und wär' es auch für die Kinder der Kindeskinder.

Neffe. Die werden das nicht mehr erleben.

Onkle. Schweig! mit deinen Prophezeihungen. Unter allen Propheten ſind mir die verliebten die verhaßteſten. — Iſt ſie ſtiftsfähig?

Neffe. Gott bewahre!

Onkle. Vielleicht gar nicht einmal von Adel?

Neffe. Nein!

Onkle. Daraus wird nichts.

Neffe. Es iſt Hanchen —

Onkle. Unſer Hanchen hier?

Neffe. Welche ſonſt?

Onkle. Vetter, du verſtehſt dich auf's Ausſuchen.

Neffe. Nicht wahr? Sie billigen meine Wahl, Sie —

Onkle. Halt! — So weit ſind wir nicht. — Das Mädchen —

Neffe. Sieht mich gern.

Onkle. Iſt arm.

Neffe. Ihr Herz ſo reich an Liebe und Tugend.

Onkle. Du bekömmſt die Mutter und den Bruder mit auf den Hals.

Neffe. Eine ſüße Pflicht.

Onkle. Unſere Sippſchaft wird die Naſe rümpfen.

Neffe. Mag ſie.

Onkle. Das wird deiner Frau weh thun.

Neffe. Sie ſoll ihr nicht zur Laſt fallen.

Onkle. Du haſt noch nichts. Biſt noch nichts.

Neffe. Ich werd' ein Landmann.

Onkle. Plagst die Bauern, um selbst faullenzen zu können. — Rechne nicht darauf, von mir zu erben.

Neffe. Das sollt' ich?

Onkle. Auch das Mädchen nicht, ich hab' an andere zu denken, die mir näher sind — ich —

Neffe. Lieber Onkle!

Onkle. Ich will mit der Mutter reden, wills mit der noch einmal überlegen.

Neffe. Ich darf hoffen?

Onkle. Thu was Du willst. Jezt laß mich allein.

Sindel war in Verlegenheit. Hanchen galt ihm viel; sein Neffe war ein ganz guter Mensch, dessen eigentliche Sphäre ruhige ländliche Thätigkeit zu seyn schien. Es schien offenbar des Mädchens Unglück nicht zu seyn, und sie mußte ihn wohl glücklich machen; denn jeder, der glücklich seyn wollte, war's gewiß mit ihr. — Nur der Adel stand ihm im Wege. Nicht als wenn er stolz darauf gewesen wäre; nein, gerade das Gegentheil. Er sah, daß dieser Stand durch eine Menge von Vorrechten ausgezeichnet war, die sehr wichtig schienen. Er glaubte, daß man das Verdienst nicht darum geadelt habe, weil vom edlen Stamm edle Reiser sproßten, sondern weil das alte Sprichwort, welches von Heldensöhnen nicht gar zu ehrenvoll spricht, Recht habe. Ihm schien es, als hätte man den Nachkommen Brief und Siegel darüber gegeben, von ihnen weniger Verdienst zu fordern, weil ihr Ahnherr für sie gethan hatte, was sie selbst hätten thun sollen. — Nicht als wenn das Absicht gewesen wäre, und es so seyn sollte; sondern weil es die Erfahrung zeigte, und nun einmal nicht anders sey. Daher die Güter des Adels, Präbenden, Stiftsfähigkeit und

Canonicate *). Oft pflegte er sich auf eine orientalische Nazion zu berufen, wo nicht der Vater den Sohn, sondern der Sohn den Vater, nicht einmal sich selbst, durch Verdienste adeln konnte, und wo der Sporn nach Verdiensten zu streben, weit natürlicher und wirksamer fortgepflanzt würde. — Es wird immer schwerer für den Menschen, — dachte Sindel, — sein Daseyn zu erhalten; man muß ihm keinen Weg verschließen; und in so fern der Edelmann, der eine Bürgerliche zur Gattin wählt, selbst seinen vielleicht bedürftigen Nachkommen, in der spätesten Zukunft nachtheilig wird, ist er verpflichtet darauf zu sehen. Wenn er auch das Glück seiner Kinder durch Erziehung garantirt, weiter geht's doch nicht, und für Schickungen kann niemand stehen.

Alles dies waren indessen nur Betrachtungen, die um so weiter von seinem Herzen entfernt waren, da er keine Kinder hatte. Auch war er nicht der Mann, der seinen Verstand und vielleicht auch seine Vorurtheile über sein Gefühl hätte sollen Herr werden lassen. Seines Freundes Tochter lag ihm näher am Herzen, als die Enkel seines Neffen, und das Glück der Familie Ludolph näher, als die Wohlfahrt des Adels. — Am Ende, dachte er, liegt's immer am Wollen. Jeder Mensch hat Geistes- oder Körperkräfte um sich Verdienste zu erwerben; mag er sie gebrauchen. Warum sollen die Sindels des künftigen Jahrhunderts etwas vor andern ehelichen Kindern voraushaben? Oder werden denn alle Sindels, der Zukunft Schafsköpfe oder Krüppel seyn? — Wenn er ohne sie, und sie ohne

*) Sindel pflegte einen Canonicus durch folgende Worte zu definiren, deren Anfangsbuchstaben das Wort liefert: *Creatus Ad Nullum Opus Nisi In Curam Ventris Sui.* Das scheint denn auch sein ganzes Latein gewesen zu seyn.

ihn, wie man zu sagen pflegt, nicht leben, das heißt glücklich seyn kann, so muß er sie freilich haben. Er ist erwachsen genug, um das zu überlegen; und liebt er das stille Landleben, wozu soll er sich denn zu seiner Qual in den Karren der Geschäfte spannen? — Sie ist nicht reich, aber sparsam, weiß mit wenigem auszukommen, und kennt die Eitelkeit nicht, für die so mancher Ehemann, der ein reiches Mädchen erkohr, so gern ihr ganzes Vermögen als Reukauf zurückgäbe. Sie hat keine Ahnen, aber Tugend ist in ihrer Familie zu Hause. Ich muß mit der Mutter reden, vielleicht ist ihr Herz noch frei, obschon das viel wäre von einem siebzehnjährigen Mädchen.

Sindel theilte der Räthin Ludolph die Wünsche seines Neffen mit. Es läßt sich bei ihrem sonst so biedern und offenen Charakter schwer entscheiden, was sie dazu bewog, ihm das Verhälltniß Hanchens gegen Braun zu verschweigen. War es eine leichte Anwandlung von Eitelkeit, oder die einer Mutter sehr verzeihliche Besorgniß, daß Brauns Empfindung für die Tochter leicht eben so unsicher, als seine Aussichten seyn könnten, daß eine gewisse Versorgung vorzuziehen sey. — Sie hörte Sindel sehr aufmerksam an, und war sehr erfreut über die Ehre, die ihrer Familie erzeigt würde.

„Nichts von Ehre," erwiederte ihr der Rittmeister, „darauf kommt's nicht an, sondern auf Liebe. Hat die Kleine „sich schon jemand —"

Räthin. Sie ist ja noch ein Kind, von Liebe kann die Rede nicht seyn; gefallen mag ihr wohl dieser und jener.

Rittm. Dieser und jener?

Räthin. Wie Kinder denn so sind, sich vom Aeußeren anziehn zu lassen —

Rittm. Und Sie, Mama?

Räthin. Ich überliefere Ihnen meine Mutterrechte.

Rittm. Um mir einmal desto derbere Vorwürfe zu machen. — Nein, daraus wird nichts.

Räthin. Ich habe nichts dagegen.

Rittm. Und der Bruder, Carl?

Räthin. Sollen wir den auch fragen?

Rittm. Allerdings. — Seine Schwester wird vornehm, es könnte leicht seyn, daß er über die Ehre, der Onkel von Junkern zu seyn, die Schwester verlöhre.

Räthin. Im Gegentheil, seine Laufbahn wird dadurch besser, und sein Fortkommen in der Welt sichrer.

Rittm. Um Jungens ist mir nie bange gewesen.

Räthin. Sie haben nie Kinder gehabt.

Rittm. (halb lächelnd) Das wissen Sie ja nicht. — Indeß ich habe nicht für Sie entscheiden wollen, und mag Sie daher auch nicht bereden, so zu entscheiden, wie ich entschieden haben würde. Ich nehme Ihre Einwilligung an, und nun schicken Sie mir das Mädchen.

Ehe die Mutter die Tochter sandte, benachrichtigte sie dieselbe von dem was vorfallen würde, und verbot ihr sehr streng, sich etwas von dem merken zu lassen, was zwischen ihr und Braun obwalte. Sie würde ohnfehlbar den Rittmeister erzürnen, den nichts mehr aufbringen könne, als Mangel an Offenherzigkeit. Es sei zu besorgen, daß sie dadurch ihre ganze Familie ins Unglück stürzen würde, weil der Rittmeister sie deswegen wohl gar verstoßen könnte. Ueberhaupt solle sie auf Braun nicht so sehr rechnen. Seine Verbindung mit dem fremden Fürsten sey doch noch immer kein sicheres Brodt; auch käme ihr seine Reise, die er gerade jezt angetreten hätte, so bedenklich vor. Man reise sonst nicht so leicht von einem Orte

weg, wo man eine Braut habe. Freilich habe er gesagt, daß er durch persönliche Gegenwart seine Angelegenheiten schneller abmachen, und sich früher die Beweise seiner Geburt verschaffen könne; allein bedenklich sey's doch immer. Künstler wären locker und lose in der Welt, bald hier bald dort, überall und wieder auch nirgends zu Hause. Sie solle ihre ganze Lage bedenken; der junge Mann sey redlich, fein und artig; sie solle zeigen, daß sie eine gute Tochter sey.

Alle diese Ermahnungen waren eine schlimme Vorbereitung auf eine so ernsthafte Unterhaltung. Je inniger Hanchen ihren Braun liebte, je mehr ward ihr Herz mit Furcht und Besorgniß erfüllt. Sie liebte die Wahrheit und Offenheit so sehr, und sollte sie nun verschweigen, und sich verstellen. Aber das Glück ihrer Mutter hing daran, welches ihr mehr als ihr eignes galt.

Zitternd trat sie in Sindels Zimmer.

„Komm her, Hanchen!" — rief er ihr entgegen. — Sie nahte sich ihm. „Willst Du heirathen?" fuhr er fort.

Das Mädchen erröthete und sah stumm und verschämt vor sich nieder.

„Sey nicht blöde. Bist nun groß und hübsch. Heira„then ist dein Beruf. — Schäme Dich nicht."

Hanchen zitterte, und konnte noch immer keine Worte finden.

„Denkst doch nicht, daß ich um Dich freie. — Dann „müßtest Du freilich zittern. — Nein, mein Kind, ich habe „einen hübschen, braven jungen Mann für Dich, meinen „Neffen. — Magst Du ihn wohl leiden?"

Je mehr Sindel sich seiner Absicht näherte, desto heftiger zitterte das Mädchen, und desto unmöglicher wards ihr zu reden.

„Willst du gar nicht reden?“ fuhr Sindel fort. „Nun, „ich werde dich wohl auch so verstehn. — Nicht wahr, es ist „ein hübscher Mann?“

Hanchen lächelte.

„Du liebst keinen andern?“

Das Mädchen schauderte zusammen, und zitterte heftiger.

„Sag's ehrlich und grade heraus. — Wenn du einen „andern liebst, so —“

Hanchen suchte sich loszuwinden.

„Nun ich glaube dir's, ohne Wissen der Mutter, ohne „mir davon zu sagen, hättest du das gewiß nicht gethan.“

Thränen fielen aus ihren Augen.

„Närrchen, weine doch nicht. — Ich kenne Freuden„thränen. — Wunderliche Geschöpfe seyd ihr Weiber doch; — „immer gleich Thränen. Laß nur, sollst schon wieder lachen. — „Jetzt küsse mich, und lauf.“

Sie warf sich mit heftigen Thränen an seinen Hals.

„Macht's dich so glücklich, unschuldiges Kind. Sey ge„trost, ich habe dich sehr lieb.“

Schluchzend verließ sie das Zimmer.

Freilich wollte es dem Rittmeister, als er sich allein fand, und dem Betragen Hanchens nachdachte, nicht so ganz einleuchten, daß sie lauter Freude bezeugt habe; allein die Mutter, welche bald nachher sich bei ihm einfand, bestärkte ihn in diesem Glauben, so daß er sich überzeugt hielt, sie habe der Mutter gradezu entdeckt, was sie bei ihm so verschämt zu bergen bemüht war.

Der junge Sindel war entzückt, und wünschte nichts lebhafter, als sich seines Eigenthums durch eine Verlobung zu versichern; auch die Mutter, welcher im Stillen vor der Rück-

kehr Brauns bange war, hätte die Beschleunigung der Ceremonie gern gesehn: allein der Rittmeister verlangte, daß man sie bis auf den Weihnachtabend aufschieben mögte, der ohnedies nur noch einige Tage entfernt war. — Er hatte diesen Abend seit mehreren Jahren schon zu einem Aerndtetage der Freuden gemacht, die ihm seine edle Wohlthätigkeit verschaffte. Manche unglückliche Familie, die er unterstützte, der er sich zuweilen das ganze Jahr hindurch verschloß, mußte dann ihre Kinder zu ihm schicken, um sich die Geschenke, welche er für Klein und Groß bestimmt hatte, abzuholen. — Nie sah man ihn froher; als an diesem Abend; nie geschäftiger, als zuvor. Er duldete nicht, daß ihn jemand in seiner Thätigkeit unterstützte, oder hülfreiche Hand leiste: nur sein alter Diener durfte ihm helfen, und war da gleichsam der Geselle, wo er den Meister spielte. Mehrere Tage zuvor durchstreiften sie Kramläden und Buden, um einzukaufen, verbargen es dann mit einer ernsten Mysteriosität, und wehe dem Neugierigen, der es gewagt hätte, in dies Heiligthum dringen zu wollen. Der alte Diener hielt Schildwache davor wie der Engel mit dem feurigen Schwerdte vor dem Paradiese.

Der schöne Abend kam. — Sindels Zimmer war hell erleuchtet. In der Mitte dehnte sich ein langer Tisch hin, der den Gärten der Hesperiden glich: denn überall glänzten im Taxus goldne Früchte zwischen schwankenden Lichtern. Mancherlei Geschenke lagen unter demselben ausgebreitet, als hätte Pandora ihre Büchse geöffnet, und zu Markt ihre Waaren ausgelegt. — Bald hier bald dort, von reizenden Gegenständen angezogen, irrten die Kinder herum, bis jedes sein Zettelchen fand. Zufriedenheit leuchtete aus allen Gesichtern hervor, und gesetzt auch, daß dem einen die Gabe des andern auf einen Augenblick

genblick schöner geschienen hätte, die Liebe zum Eigenthum bewirkte doch bald, daß ihm das seine wieder werther ward. Sindel ging zwischen den frohen Kindern umher, und ärndtete in ihrer lauten Freude, in welcher sie ihn selbst sogar zu vergessen schienen, ihren wahrsten Dank. Sein alter Bedienter ahmte seine Rolle nach, und pries den Kleinen die Geschenke und ihre Anordnung an, und lehrte sie dieselben gebrauchen. — Die Ludolphsche Familie und der Neffe des Rittmeisters waren gegenwärtig. Er schenkte der alten Räthin sein Bildniß, und der Tochter eine goldne Uhr und einen schönen Diamantring, indem er sagte: Du wirst wohl wissen, wo du etwas dafür einzutauschen hast.

Sein Neffe wollte so eben sich nähern, und sein Verlobungsgeschenk anbieten, als ein Packträger von der Post in das Zimmer trat.

Ich habe gewartet und geklingelt, sagte er, aber es hörte niemand, und da bin ich gradezu gegangen. Hier ist ein Brief an die Mamsell, und ein Packet.

Hanchen zitterte, eröffnete den Brief, und fand — nicht einmal Worte.

Man riß das Packet auf, und feine Zeuge, ein Leibpelz, eine schöne Vase von Silber zu einer Zuckerschale, und eine Sammlung von Landkarten waren darin.

Der alte Sindel nahm die Landkarten, sah das übrige an, und fragte: „Woher das?“

Hanchen konnte nicht antworten, die Freude verschloß ihr den Mund. Die Mutter stammelte etwas von Unerwartetem, nicht wissen, u. d. gl., was ihre Verlegenheit nur noch sichtbarer machte.

Indeß hatte Hanchen in den Falten des Mußelin einige

Papiere gefunden. Es waren Dokumente besiegelt und unterschrieben. — Sie gab sie mit bedeutendem Blicke der Mutter.

Mein Gott! was ist das? rief sie aus. — Herr Rittmeister —

Er ist's, Mutter, er ist's! — rief Hanchen entzückt aus, und hing am Halse des Postknechts.

Ja, ich bin's, — erwiederte dieser — und lag im Arme der Geliebten.

Zum Teufel! was ist das? schrie der Rittmeister auf, — spielt ihr Blindekuh mit mir?

Herr Rittmeister — sagte die Räthin stotternd, — erinnern Sie sich nicht des Namens Josephine?

„Was soll das?"

Josephine Braun, fuhr die Räthin fort. — Sie lagen auf Werbung in Augsburg. Da ist Ihr Sohn.

Der Rittmeister erstarrte, sah den Postknecht an, und strich sich den Bart und die nassen Augen. „Lesen Sie," sagte die Räthin, und gab ihm das Dokument. Dann öffnete er die Arme, und rief: An mein Herz, Junge!

Sie sind Herr von Sindel? fragte Braun. — Meine arme Mutter. —

Rittm. Sie freut sich unsrer Versöhnung. — Küsse mich, damit sie mir verzeihe. Sieh, was ich an dir nicht thun konnte, that ich an dieser.

Braun. An Hanchen? An meiner Braut?

Rittm. Deine Braut?

Braun. Ich hab' ihr Wort, und der Mutter Zusage.

Rittm. Du liebst ihn, Hanchen?

Hanchen. Darf ich ihm den Ring geben?

Rittm. Nimm sie. — Ich bin sehr glücklich, ich hab' ein süßes Geschenk erhalten, ich habe Kinder und Erben.

VI.

Daphne.

Nondum laurus erat, longoque decentia crine
Tempora cingebat de qualibet arbore Phoebus,
Ovid.

Der du lohnend den Athleten kränzeſt,
Ihn erquickſt mit hohem Siegsgefühl,
Kühlend ihm die heiſſe Schläf' umglänzeſt,
Seiner höchſten Wünſche ſtolzes Ziel!
Götterſchmuck, für Himmliſche gebohren,
Eingeweihten nur zur Zierd' erkohren,
Schöner Lorbeer! ſchöner war dein Haupt,
Eh' es ewiggrünend ſich umlaubt.

Schattenreich, mit beiden Zwillingshöhen,
Die die ſchuld'ge Erd' in Fluten ſahn,
Trocken ſchon von Zephyrs ſanftem Wehen,
Strebt Parnaſſus mächtig himmelan;
Auf Theſſalia und Phokis Auen,
Jugendlich ſich ſchmückend, hinzuſchauen,
Wo der Pytho letztes Röcheln hallt,
Peneus ſtolz, und ſtolz Kephyſſus wallt.

Aber welch ein Knabe schwebt hernieder,
Schnell hernieder in des Gipfels Nacht?
Sieh, es strozt der Köcher voll Gefieder,
Und die Mienen strahlen Siegermacht.
Zornig glühen seine Rosenwangen,
Stolze Thränen in den Blikken prangen,
Aber auch in sanften Schmerz gehüllt,
Lieblich noch, der schönsten Jugend Bild!

Schalkhaft lächelnd prüft er seine Pfeile,
Prüft, und wählt, und spannet sein Geschoß,
Hebt die Schwingen nun, — mit Sturmeseile,
Wie der Aether leicht, der ihn umfloß, —
Schwebt er auf! Wer bist du, schöner Knabe?
Ach, am Bogen, deiner stolzen Habe,
Deinem Fittig, deinem Lächeln schon,
Kenn' ich dich, Cytherens starker Sohn! —

Dessen Schläfe Strahlen mild umwallen,
Dessen Bogen droht in starker Hand,
Pythoüberwinder, hoch vor allen
Wirst du Sieger im Olymp genannt!
Doch mit Eros hast du kühn gerungen?
Ha! wann ist der Knabe je bezwungen?
Sich zu rächen, schwebt er hoch hinauf,
Dich, o Phöbus, sucht sein Bogen auf!

Alle Götter, alle Erdenwesen,
Alles was an Mutterbrüsten lag,
Hat er sich zu Sklaven auserlesen,
Ach, und grausam rächt er seine Schmach!
Seine Pfeile treffen gleich den Blitzen,
Götterlust träuft dem von ihren Spitzen,
Den er liebet; zürnend gießt er Pein,
Heissen, ew'gen Schmerz dem Busen ein.

Horch! des Knaben Silberbogen schwirret! —
Weh! Apollon, fühlst du seine Macht?
Wie die Taube nach dem Tauber girret,
Zärtlich seufzend durch die stille Nacht,
Bänger klagen, Phöbus, deine Saiten,
Die sich einzig Edelthaten weihten,
Liebekrank! Dein hoher Götterspruch
Tönt von Liebe nur und kündet Trug. —

Daphne, Daphne! Aller Nymphen Freude,
Holde Daphne! fühlst du seine Macht?
Lieblich, wie im lichten Strahlenkleide
Luna sanft durch Myrthendunkel lacht;
Gleich der Rose, die zu ihren Füßen,
Königin! des Thales Blumen grüßen,
Schön, wie junger Morgenröthe Saum,
Weiß, wie deiner Fluthen Silberschaum.

Glückliche! von allen Flurgespielen
Hat der schöne Bogner dich erwählt!
Wirst du seiner Liebe Gluten kühlen,
Lohnen ihn, von Inbrunst sanft beseelt? —
Dessen Finger Himmelstöne rühren,
Dessen Scheitel Sonnenstrahlen zieren,
Der auf Delphi mächtig herrschet, ihn,
Dem der jungen Kämpfer Wangen glühn?

Wallet Liebe höher nicht den schönen
Busen dir, von Eros Pfeilen wund?
Strahlet dir im Aug' ein schmachtend Sehnen
Nicht nach Aphroditens Wonnebund? —
Wehe, nein! Den Götterstolz zu rächen,
Daß du vor ihm fliehest, gleich den Bächen,
Wenn sie ewig fliehen ihren Born,
Wundet dich des Knaben wilder Zorn! —

Und sie fliehet jedes Jünglings Spuren,
Unbekannt mit Hymens Freuden, flieht,
Wo sie auf getränkten Rosenfluren
Junger Hirten muntre Kreise sieht.
Jagend nur im Schatten finstrer Haine
Ist ihr wohl, bei Phöbe's keuschem Scheine,
Hochgeschürzt, den Speer in zarter Hand,
Nur geschmückt von goldner Locken Band.

„Wähle dir den schönsten aller Knaben,
Mir zum Eidam, Daphne, meine Lust!
Sprich, wen sollen deine Reize laben,
Schlummern wer an dieser Schwanenbrust?
Sieh, am Schilfgestade möcht' ich liegen,
Meinen Sprößling in dem Arm zu wiegen,
Daphne, nimm den schönsten Gatten dir,
Töchterchen, und bringe Enkel mir! — "

Auf dem Schooß die Scheue sanft umschlossen,
Fleht der Vater so im süßen Traum.
Aber wie der Rebe zarte Sprossen
Kosend ranken um den Blüthenbaum,
Schlingt sie Arme, die voll Jugend blühen,
Daß die Lippen nah' den seinen glühen,
Um ihn hin mit holdem Ungestüm,
Küßt die dunkelblauen Lokken ihm.

„Vater, spricht sie, und die Wangen kleiden
Lieblich sich in Röthe zücht'ger Schaam,
Gönne mir der Keuschheit reine Freuden,
Die von Zeus Latonia bekam!
Siehst du ihren Aetherwagen schweben?
Ew'ge Keuschheit hat er mild gegeben,
Denn sie bat, die Tochter! Freud' erfüllt
Wall' ich hin, der Göttin reines Bild! — "

Ach, und deine Purpurlippen sprechen
Diesen Wunsch, und winken zum Genuß!
Und das Auge zaubert, sich zu rächen,
Fort der Blicke lieblichen Erguß.
Soll dich nimmer holde Sehnsucht röthen?
Die Entsagung tausend Reize tödten?
Soll der Mund, den Liebe rosig schuf,
Nimmer folgen ihrem Wonneruf? —

Ha, dich schaut Apollon! Heiß Verlangen
Lodert mächtig in der Götterbrust,
Deine elfnen Glieder zu umfangen,
Einzutrinken süßer Reize Lust!
Aber wie des Felsens Oreade
Fliehst du fort durch unwegsame Pfade,
Wie ein Laub, das Morgenlüfte wehn!
Höreſt nicht der Stimme sanftes Flehn:

„Peneus Tochter weil', o Daphne, weile!
Einzig Liebe flügelt meinen Lauf!
Fortgeschreckt vom nahen Jagdgeheule
Rafft sich so die junge Hindin auf!
Also fliehen Tauben vor dem Geyer,
Zarte Lämmer vor dem Wolfe, scheuer
Nicht das Wild des Löwen Mordbegier, —
Ach ich folge feurigliebend dir!“

Weil', o Nymphe! welches Truggebilde,
Welcher Zauber lehrt dich diese Flucht?
Felsig, ungebahnt sind die Gefilde,
Die dein Fuß zum erstenmahle sucht!
Dornenbüsche werden dich verletzen,
Dir mit Blut die zarten Ferſen netzen,
Weh, du stürzest hin, und ich allein
Soll dir Schuld an deinen Schmerzen sein? — "

Aber wie die Hindin schneller fliehet,
Wenn die zweite Jagd vom Hügel fällt,
Wie sie ängstlich sich zu retten mühet,
Sie kein Bach, kein finstres Dickigt hält, —
Also Daphne! Ihre Locken fliegen
Scheu zurück, und trunkne Weste schmiegen
Sich an schlanke Glieder, halbenthüllt,
Kosen buhlerisch das schöne Bild! —

„ Kennst du mich, den delphischen Regierer,
Thronend in Parnassus dunklem Hain?
Mich, den hauptumstrahlten Bogenführer?
Claros ist, und Tenedos ist mein!
Und Patara mein! Der Leyer Saiten
Tönen nur durch mich! Zu allen Zeiten,
Was die Zukunft hüllt, was ist, und war,
Künd' ich seegenspendend immerdar! "

„Liebliche! Mich haſt du überwunden!
Flieh' Apollon länger grauſam nicht!
Iſt mir ew'ger Jugend Reiz geſchwunden?
Mir entflohn der Gottheit Roſenlicht? —"
Alſo klagend eilt auf Liebesſchwingen
Phöbus nach, ach, immer näher bringen
Sie dem Gott der Beute ſüßen Lohn,
Immer ſchwächer wird ihr Fliehen ſchon! —

Itzo, durch der Wildniß öde Pfade
Fortgeſcheucht von unbekannter Macht,
Kömmt ſie an des Vaters Schilfgeſtade,
Das ihr ſilberrein entgegen lacht. —
Sie erbebt — und ängſtlich zitternd heben
Sich die Arm' — ach! immer näher ſchweben
Phöbus leichte Tritte durch den Hain —
Noch ein Athemzug ſo iſt ſie ſein! —

Aber hoch erheben ſich die Hände,
Hoch empor ihr thränenvoller Blick!
„Vater, fleht ſie, liebſt du mich, ſo wende
Du vermagſt's, die Schmach von mir zurück!
Wenn du dich, Beherrſcher dunkler Wogen,
Nicht der Tochter heißem Fehn entzogen, —
O ſo rette! Zu der Göttin Ruhm
Wandle mich, ein neues Weſen, um! — "

Und auf einmal ſtarren ihre Glieder,
Händ' und Arm' und Haupt und Roſenmund!
Nimmer hebt der raſche Fuß ſich wieder,
Färbt ſich dunkel, wurzelt in den Grund.
Wie empor gehaucht von Frühlingslüften,
Schmiegt ſich um die jugendlichen Hüften,
Um des Buſens Wölbung unentweiht,
Plötzlich einer zarten Rinde Kleid. —

Lichtes Grün entſprießt den ſtarren Händen,
Laub umhüllt das holde Angeſicht,
Schimmernd, wie ſie junge Lenze ſpenden,
Keimen Blätter, aus den Schultern bricht
Schnell ein Kranz von dichtverſchlungnen Zweigen,
Freudig ſeines Werdens, Arme neigen,
Aeſte nun, ſich um den Wipfel her,
Grüßend ihrer neuen Brüder Heer. —

Jetzt umſchlinget Phöbus ſeine Schöne,
Wähnt, er drück' ein Mädchen an ſein Herz!
Ach! und hört die letzten Sterbetöne,
Sieht den jungen Baum! Mit Götterſchmerz
Drückt er ihn, von weicher Rind' umgeben,
Fühlt die Bruſt in neuer Hülle beben,
Küßt den grünen Wipfel, aber doch
Flieht er ſcheu vor ſeinen Küſſen noch. —

„Daphne, klagt er, seine Hände pflücken
Liebend sich ein Reis voll jungem Grün,
Du, Erwählte, sollst mich ewig schmücken,
Ewig dich um meine Scheitel ziehn!
Prangen soll mein Köcher und mein Bogen;
Meine Leyer stets von dir umzogen!
Einzig du sollst Phöbus Zierde sein,
Hülle lieblich jeden Ruhm mir ein!

„Freuet euch, ihr Sieger meiner Spiele!
Daphnes Locke schmückt nun euer Haupt!
O umschatte sie mit sanfter Kühle,
Du, die mir ein grausam Schicksal raubt! — "
Immer küssend nach die zarten Rinden
Fängt er an, sein Haupthaar zu umwinden. —
Ewig nun, den ihm die Liebe gab,
Winket dort der Lorber stolz herab.

A.

VII.

An Jean Paul.

Getrennt von Allen, welche mich Liebenden
Einſt lieb gewannen, welche mit Freundesarm
An ihr mitfühlend Herz mich drückten,
Ach! und vergeſſen vielleicht von Vielen;

Verkannt von Allen, welchen das Schickſal jetzt
Mich zugeführet hat — ſie verſtehen nicht
Die Sehnſucht, die mir ſchlägt im Buſen,
Kennen die Flamme nicht, die da glühet: —

Wie ſucht umſonſt nach Ruhe mein müdes Herz,
Nach Ruh' in Lieb' und Freundſchaft, erſehn'te ſchon
Des Todes Ruh, weil gleichgeſtimmte
Seelen zu finden es hier verzag'te.

Da ſtral'teſt du — o nenne dich Deutſcher doch!
Des fremden Namens Mehlthau verwelken gleich
Die Blüthen edlerer Empfindung —
Stral'teſt du mir in die Nacht des Kummers,

Ein ſtiller, mildeleuchtender Heſperus!
Und deinem ſanften Schimmer erhellete
Das Dunkel, welches mich umhüllte,
Nun ſich zu freundlicher, holder Dämmrung.

O laß es Tag mir werden! — Mein Auge kennt
Dich nicht, doch faßt' allmächtig dein Geiſt mich oft,
Und tiefe heil'ge Rührung goß ſich
Ueber mein Innres, die Thränen rannen.

Was ſtill und dunkel mir in dem Buſen ſchlief,
Erblickt' ich hier in Bildern, ich ſah' entzückt
In reizenden Geſtalten leben
Meiner geheimeſten Sehnſucht Träume.

Von allen Edeln, welche mit Lieb' und Stolz
Das Vaterland umfänget, erſchütterte
So mächtig keiner noch mir alle
Tiefen des liebenden, warmen Herzens.

Drum nimm den Dank an, welchen mein ſchwaches Lied,
Den froher, inn'ger, glühn'der mein Herz dir bringt!
Des Jünglings Dank, deſſ' trübe Nächte
Oft du zu freundlicher Dämmrung hellteſt.

Und laſſ' es Tag mir werden, wenn kein Flamin
Mich auch umarmt, keine Klotilde je
An meinen trunknen Buſen ſinket:
Sei mein Emanuel, du Geliebter!

* e — e *

VIII.

Der Herbſtnebel.

Die Nacht beginnet; See und Land
Umhüllt ein graues Florgewand,
Und rauhe Lüfte wehen;
Nur ſchimmert durch das Nebelmeer
Ein freundlich Sternchen zu mir her
Aus undurchforſchten Höhen.

So blinkt auch durch des Todes Flor
Ein tröſtend Sternchen mild hervor,
Und ſänftiget ſein Grauen.
Es glänzt aus einer beſſern Welt,
Und leuchtet, wenn der Vorhang fällt,
Hinauf zu ihren Auen.

Seemann.

IX.

Ein Wort über die neueſten Moden.

(Als Erklärung des Kupfers.)

Die Herausgeber des Archivs können den vorliegenden Jahrgang nicht ſchließen, ohne das Verſprechen, welches ſie gaben, zu erfüllen. Es betrift die Modekupfer, die vielleicht mancher Leſer und noch mehr Leſerinnen nicht gern vermißt haben. Dieſes letzte Heft liefert ein Blatt, deſſen Vorſtellungen reichhaltig genug ſind, um den ſo wandelbaren Geſchmack in Kleidern und Putz gehörig zu charakteriſiren. Der fortgeſetzte Beifall, welchen dieſe Zeitſchrift auch in dem verfloſſenen Jahre, wo ihr der leichte Schmuck der Modekupfer fehlte, erhalten hat, überzeugt die Herausgeber, daß ſie bei den erſten Jahrgängen einem Gegenſtande ihre Aufmerkſamkeit widmeten, der ohne Zweifel, wegen der Flatterhaftigkeit, die ſeine Natur iſt, den mehreſten Leſern gleichgültig war. Sie verſprachen indeß zwei Modekupfer; allein ſie müßten ſich ſehr irren, wenn ſie ſich nicht überzeugt halten dürften, daß das Bildniß eines verdienſtvollen Künſtlers, welches das vorhergehende Heft ziert, dem Publikum eben ſo willkommen ſei, als ein Modekupfer.

Was das beiliegende Blatt betrift, ſo ſtellt es eine Geſellſchaft von Damen vor, über welche ein Spötter den Zweifel hegen könnte, ob ſie mehr Leſe- oder Theegeſellſchaft

ſey.

sey. Wir tragen kein Bedenken, sie für die erste zu erklären, und zwar für eine geschmackvolle, wenn anders der Künstler nicht umsonst gerade diese Form des Taschenbuchs gewählt hat, um dadurch den geistreichen Gegenstand der Unterhaltung der Gesellschaft, Göthe's Herrmann und Dorothea, anzudeuten. Doch es kömmt hier minder auf den Geist als die schöne Hülle desselben an.

Die ankommende Dame ist mit einem Pelze bekleidet, der seine nicht schöne Form der Bequemlichkeit, vorzüglich beim Fahren, zu danken hat. Man sieht dieser Mode den englischen Ursprung an, wo die Bequemlichkeit, als höchstes Prinzip im Kleidergeschmack, zu sehr über die Schönheit herrscht. Wie doch alles wechselt! — Sonst zwangen sich Jüngling und Mädchen in lästige enge Kleider, um schön gefunden zu werden; jetzt zwingen sie uns, ihre Bequemlichkeit schön zu finden. Es liegt etwas ächt Englisches darin. — Dieser nicht schöne Pelz nun ist, um leicht zu seyn, inwendig nur wattirt, und mit sogenanntem blauen Fuchs besetzt. Der Kopfputz ist eine Mütze von Sammt mit einer Atlasbinde und Gold. Die sie empfangende Freundin trägt einen Huth à la Minerve, um den Hals eine Binde von dem feinsten Moußelin durch eine Schnalle zusammengehalten. Ueber dem Kleide von rothem Atlaß zeigt sich ein türkisches Chemiset von Moußelin, welches sich vorn in einer halben Schürze endigt, die, wie das Kleid, mit goldenen, silbernen oder seidenen Franzen besetzt ist.

Die sitzende Dame ist in ein Mousselinkleid, über welchem ein dunkelfarbiges Leibchen von Sammt ist, gekleidet, dessen Ermel mit goldnen Schnüren zugeschnürt sind. Der Kopf ist mit einem Tuche umwunden; eine sehr beliebte Art ihn zu verzieren, weil die Phantasie einer jeden geschmackvollen Dame

ſich hier freier und angenehmer zeigen kann. Das Strickkörbchen iſt von Silber und wird auch an ſilbernen Ketten getragen. Ueber einem Stuhle hängt ihr Umſchlagetuch, welches von Seidenhaaſenhaar ſehr locker geſtrickt, und mit ſeidenem Zeuge gefüttert iſt.

Zwei ſolche Blätter werden künftig jeden Jahrgang begleiten, und um ſie ſo zu liefern, daß ſie nicht blos als Dokumente des Geſchmacks der Zeit, ſondern auch als Vorbilder dienen können, wenn man ſie dazu zu erwählen würdig findet; werden die Zeichnungen von Sommertrachten das April- oder Maiſtück, die der Wintertrachten aber den October oder November dieſer Zeitſchrift begleiten.

LA PRINCESSE DE NAVARRE

Digitized by Google

Digitized by Google

8 Lw 1a

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01233 2071

A 558640 DUPL

Digitized by Google